This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

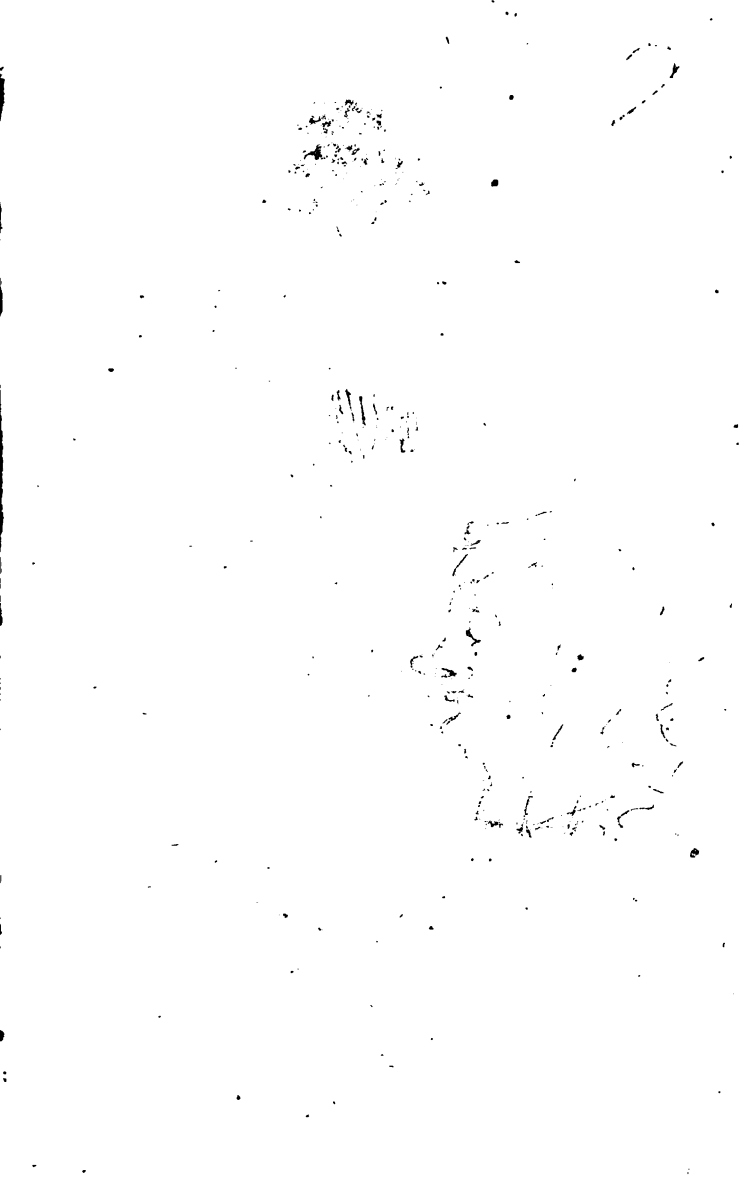
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

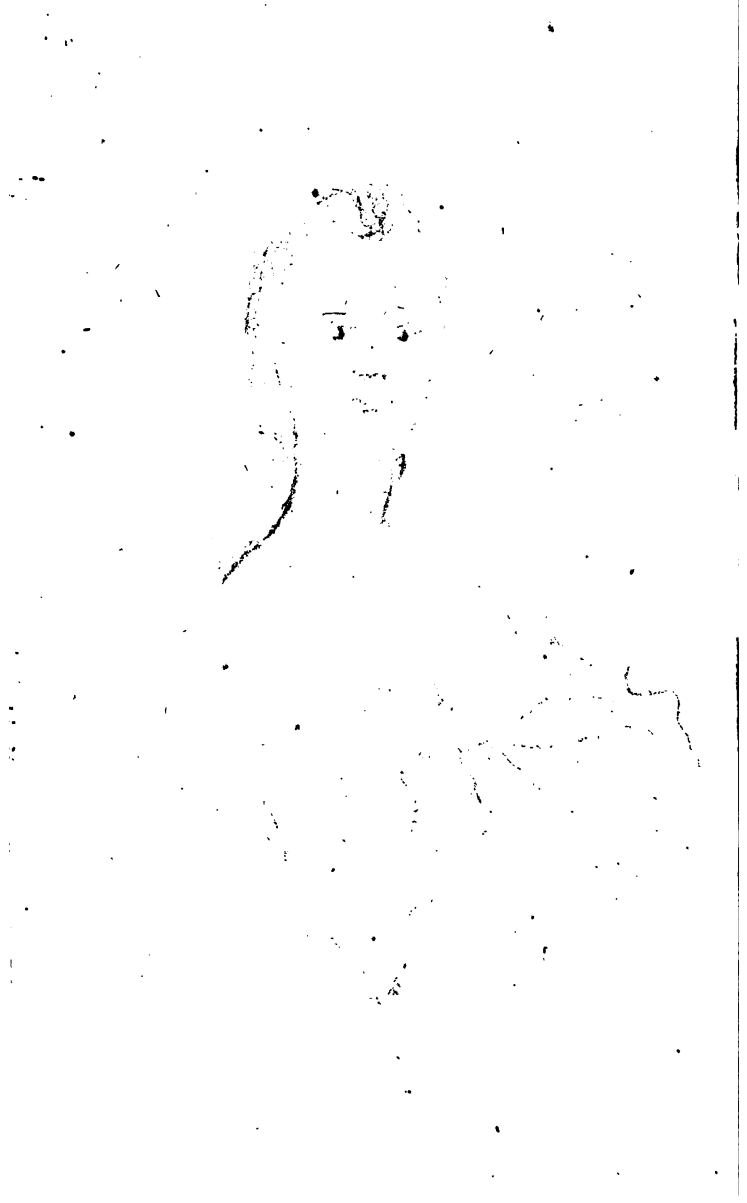
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Dritter Band, erstes Stück.

Leipzig und Bremen,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1746.

TAYLOR
UNI
27 JUN 1955
OF
LIBRA

Freude der Geſchöpfe über die Güte des Schöpfers.

Nach Anleitung des 148. Pſalms.

Geſchöpfe! Was freuet ihr euch? Was jauchzt ihr, frohliche Himmel?
Ihr jauchzt? Beſingt ihr den Vater der Welt?
Ja, preiſt ihn, den gütigen Gott, der ſeine göttliche Würde
Durch Wohlthun ſeinen Geſchöpfen beweiſt.

Ihr, die ihr das heitre Geſicht, vom Licht der Gottheit geblendet,
Mit ehrerbietigen Flügeln bedeckt!
Ihr Seraphim lobet den Herrn! Des Cherubs ewige Freude
Müß ihn mit ewigen Liedern erhöhn!

Ihr Sonnen, ihr prediget ihn! Aus euch, erquickende Sonnen,
Strömt stets auf wartende Welten der Tag.
Du rühmest ihn, Herrscher der Nacht! Der dicken Finsterniß Sieger!
O Mond, du minderst das Schrecken der Nacht.

Von euch wird der Schöpfer gerühmt, ihr unermüdlichen Welten!
Die ihr die Bahn ohne Ruhe durchlauft;
Indem sein bewegendes Wort in dem beständigen Schwunge
Die ruhbegierigen Lasten erhält.

Ihr Meere, was brauset ihr so? Es ist der Freuden Getümmel.
Ihr jauchzt, und brausend erhebt ihr den Herrn.
Du Wallfisch erhebest den Herrn. Frohlockend schnaubest du Flüsse.
Du schnaubst, und rauschest gewaltig daher.

O Frühling, du predigest ihn. Du kömmst, und giessest das Leben
Im Herbst erstorbenen Gegenden ein.
Ihr Blumen, vom Lenze gemalt, lobt ihn durch liebliche Düfte.
Ihr muntern Vögel, ihr singet sein Lob.

O Sommer, du predigest ihn. Mit Saaten schmückst du die Erde,
Und aus der Fruchtbarkeit webst du ihr Kleid.
Wer jauchzet nicht, wenn du das Land zum langen Wohlthun begierig,
Und seinem Schöpfer so ähnlich gemacht?

O Herbst, du verkündigest ihn in deinen reifenden Früchten.
Was gleicht der Wohlthat des stärkenden Weins?
Er scheuchet die Schwermuth aus uns, und ruft die Freude zurücke;
Und Greise trinken das Leben in ihm.

Du preisest ihn, Winter, und tobst, weil uns sonst ewige Seuchen
Der Herbst durch Nebel zu Wütrichen giebt.
Die Saaten beschützest du selbst, durch deine blendenden Hüllen,
Vor deines Frostes ertödtender Wut.

Ihr Winde, verkündiget ihn, wenn ihr, mit brausenden Flügeln,
Den Wolken seine Befehle gebracht.
Den Ueberfluß schüttet sie dann aus sich auf reifende Felder,
So daß im Halme der Seegen sich bückt.

Die fliehende Seele verzieh im halb nur lebenden Greiſe!
Dein Lob belebe ſein ſterbendes Herz!
Ihr Welten! So lang ihr noch ſeyd; So lang, ihr noch lebet, Geſchöpfe!
Sey euer gröſtes Geſchäffte ſein Lob!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs.

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen: So werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe gefunden, daß viele deutſche Worter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmahls derjenige der ſie braucht, etwas ganz anders dabey denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſeyn, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter feſt zu ſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben

haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer, und mit völliger Zuverläſſigkeit verſtehen, alle Zweydeutigkeiten werden ſich verliehren, und mancher, den man ieżt aus Mißbrauch einen geprießnen Mecänat genennet hat, wird künftig hören, daß er ein **Dummkopf** ſey.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dieſes Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bey denen, welche glauben, derjenige ſey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne, bey dieſen werde ich mich, durch meine Beſcheidenheit, in ſchlechte Hochachtung ſeżen: Aber es ſey drum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande: So wird es ſich alsdann zeigen, ob dieſe arbeitſamen Creaturen, noch ferner Gelehrte genennet werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Reallexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig geweſen ſey, und Sachen ausgeführet habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überſchreiten: So will ich dieſen Vorwurf doch

lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen dasteht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmahls aufs beste empfehle, um dieses wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, so bald nur möglich, zu Stande bringen zu können.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. **Einem ein Compliment machen**, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug, und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, biß er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein

wenig

wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter sich von seinem Handwerke ehrlich genähret, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenvesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch etwas daraus, wovon sich in einem deutschen Wörterbuche nicht ausführlich handeln läßt. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: **Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen**; und: **Machen sie dem Herrn wieder mein Compliment**! Was aber dieses eigentlich heisse, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es, selbst im französischen Grundtexte nicht das geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente, wir

sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde sie „für den gröbsten Menschen von der Welt halten, „wenn sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freun„de wären, daß sie nicht nöthig hätten, mir so viel „Complimente zu machen.

Unterthäniger Diener, ganz unterthäniger Diener, unterthänigster Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorsamst ergebenster ꝛc. **ich verbleibe mit aller geziemender Devotion** ꝛc. **ich werde zeitlebens nicht ermangeln, zu seyn Derosselben** ꝛc. Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabey eben so wenig, als mein Schneider, bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerott machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwur.

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsre ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Deutschen, glaubten, ein

ein Eidſchwur ſey etwas ſehr wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und ie häufiger dieſes Wort ſo wohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkömmt, deſto weniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrechts ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, biß man den Hut wieder aufſetzt. Mit einem Wort: Es iſt ein Compliment, das man GOtt macht. Was aber *ein Compliment* ſey, davon ſiehe **Compliment**!

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen.

Van Höcken, in ſeinem allezeit fertigen Juriſten, nennt den Eid, herbam betonicam, und verſichert, **einem den Eid deferiren**, ſey nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten, die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel: **ſich mit einem Eide reinigen**, heiße ſo viel, als den Proceß gewinnen, denn zu einem **Reinigungseide** gehöre weiter nichts, als drey geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch

ja

ja jemand die Vorurtheile der Jugend an sich, und ein so genanntes Gewissen hätte: So würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines bessern belehrten, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

GOtt straf mich! oder: **Der Teufel zerreiße mich!** ist bey Matrosen, und Musketieren eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens **bey tausend Teufeln**, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu GOtt kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Narrens, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freygeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen, und von ihm sagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle gläubte; und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der witzigsten Miene von der Welt bey Gott, und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude Jesus, Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß sie so geschwind vergessen wird,

wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die **Ehe brechen**. Und um deßwillen ist ein Ehebrecher, und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten so viel als ein Mann, der zu leben weis. Diese Bedeutung fängt auch schon an in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unsre Deutsche werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein ieder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. **Eine ewige Treue zuschwören**, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und in letztverwichenem Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche **verliebte Ewigkeit** auf einmal aus gewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehöret

habe,

habe, unempfindlich zu ſeyn, und angefangen, eine **ewige Gegenliebe** zu ſpüren.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an einem Abende drey **ewige Freundſchaften**, überlebt habe. Wenn es hochkömmt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wieder, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt, denn ceſſante cauſſa, ceſſat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchlieſſen, iſt ein Galliciſmus, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bey uns, ein Waffenſtilleſtand, und mit einem Worte einen Frieden, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabey ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes, etwas auf weiſſes Papier ſchreibt, uud es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüſſel zur Ewigkeit** alſo hat der Setzer, und ſie beſtehen aus gewiſſen bleyernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf weiſſes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſtreben, (ſiehe **Unſterblichkeit**) beſteht in einer gewißen Krankheit, welche nicht ſo wohl dem Patienten ſelbſt, als vielmehr andern

dern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliehrt sich bey zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denenjenigen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel darwider sind nicht zu rathen, weil alsdenn der Paroxysmus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel darwider soll dieses seyn, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ohngeachtet des großen Geräusches, so mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennte, mit einem Worte weder Gutes noch Böses von ihnen spräche. Das Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzeneyverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten zu gewisser Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man dem Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallen-

den Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der seelige Herr Geheimderath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber; im dritten Capitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Worts reden; denn, was es in eigentlichem Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was in eigentlichem Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche fest zu stellen. Im figürlichen Verstande also heißt **ehrwürdig** so viel, als schwarz, und ein **ehrwürdiger Mann** so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen; aber es ist überflüssig, denn ich weis gewiß, sie werden sich bey Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs in

die

die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Layen anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet giengen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig vorausſetze; So werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwölf pro Cent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzognen Kinder mitleidig beyſpringt, und auf ein Pfand, das zweymal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, das binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſeyn ſoll; Dieſer Mann wird künftig ein **ehrwürdiger Wucherer** heiſſen, denn gienge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. **Ehrwürdige junge Herren** würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſolle, ſo natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen; ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſeyn kann,

ja jemand die Vorurtheile der Jugend an sich, und ein so genanntes Gewissen hätte: So würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines bessern belehrten, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

GOtt straf mich! oder: **Der Teufel zerreiße mich!** ist bey Matrosen, und Musketieren eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens **bey tausend Teufeln**, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu GOtt kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Narrens, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freygeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen, und von ihm sagen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle gläubte; und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der witzigsten Miene von der Welt bey Gott, und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude Jesus, Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß sie so geschwind vergessen wird,

wird, als die Predigt selbst. An der That bedeutet es auch mehr nicht, als die **Ehe brechen**. Und um deßwillen ist ein Ehebrecher, und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten so viel als ein Mann, der zu leben weis. Diese Bedeutung fängt auch schon an in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unsre Deutsche werden alle Tage witziger, und in kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein ieder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. **Eine ewige Treue zuschwören**, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und in letztverwichenem Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche **verliebte Ewigkeit** auf einmal aus gewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehöret habe,

habe, unempfindlich zu seyn, und angefangen, eine **ewige Gegenliebe** zu spüren.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drey **ewige Freundschaften**, überlebt habe. Wenn es hochkömmt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wieder, als der Rausch, welcher Schuld daran ist, denn cessante caussa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schliessen, ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bey uns, ein Waffenstillestand, und mit einem Worte einen Frieden, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabey sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes, etwas auf weisses Papier schreibt, uud es dem Drucker übergiebt. **Die Schlüssel zur Ewigkeit** also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleyernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf weisses Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe **Unsterblichkeit**) besteht in einer gewißen Krankheit, welche nicht so wohl dem Patienten selbst, als vielmehr andern

dern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliehrt sich bey zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denenjenigen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel darwider sind nicht zu rathen, weil alsdenn der Paroxysmus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel darwider soll dieses seyn, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ohngeachtet des großen Geräusches, so mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennte, mit einem Worte weder Gutes noch Böses von ihnen spräche. Das Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzeneyverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten zu gewisser Zeit und oft wiederkömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man dem Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallen-

den Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der seelige Herr Geheimderath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber; im dritten Capitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Worts reden; denn, was es in eigentlichem Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was in eigentlichem Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche fest zu stellen. Im figürlichen Verstande also heißt **ehrwürdig** so viel, als schwarz, und ein **ehrwürdiger Mann** so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen; aber es ist überflüssig, denn ich weis gewiß, sie werden sich bey Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amteseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs in

die

die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meyne, und welche man gewiß für Layen anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet giengen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig vorausſetze; So werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchſtens zwölf pro Cent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzognen Kinder mitleidig beyſpringt, und auf ein Pfand, das zweymal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, das binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſeyn ſoll; Dieſer Mann wird künftig ein **ehrwürdiger Wucherer** heiſſen, denn gienge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. **Ehrwürdige junge Herren** würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marqvis halten ſolle, ſo natürlich weis er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen; ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſeyn kann,

ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdose, und Manschetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beiden berauschten, der Schultheiß im Dorfe, oder der Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht schwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bey dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen und; **ein ehrwürdiges Amt bekleiden**, soviel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke, und zum Himmel verrannt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern, genug seyn, welche man ihrer ungezognen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen; solches werden alle vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man

ihnen

ihnen ihre ſchwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. **Ein ehrwürdiges Amt ſuchen**, heißt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn ſein Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort **gelehrt** hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſeyn; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. Freylich liegt dieſer Fehler nicht an denenjenigen, welche ſich des Titels eines Gelehrten anmaaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſey noch ein ſehr großer Unterſcheid zwiſchen einem Gelehrten, und zwiſchen einem Manne, der keine Profeſſion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte wiedmen; die guten Schriften der alten und neuen mit Aufmerkſamkeit leſen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers

nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden suchen. Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beynahe zu viel! Wenn das gelten soll: So stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexikon, welches izt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einen Gelehrten fodert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch, sey. Verlangt man noch dieses: Was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünsche mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viel tausend Menschen würde man, auf solche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie, außer ihrer gelehrten Miene, sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müssiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Mähnet mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man eben doch nicht alle Fälle wissen kann: So will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer ein voraus liebreich seyn, damit

ich

ich sie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan iemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das drey und funfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusetzung seiner eignen Gesundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatschnitzer gesammlet hat, uud zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauren, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein beleser Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf todt schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er iemanden auf seine grammatischen Wahrheiten traktirt; So oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er deutsch, als mit seiner Magd, und mit dem Hausknechte,

knechte denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Lesung der ersten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hofnung zu seiner Besserung da; und wenn das Ding so fort geht: So wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich ihm zwar gar nicht nachgesagt haben, daß er das geringste von der Rechtsgelehrsamkeit versteht, aber er ist doch Doctor. Sein seeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pankratius Vanno. Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelahrte Unterkehle, als zehn andre seines gleichen nicht hatten, und darum mußte er ein Doctor werden. Ihro Hochedlen, unser Herr Vanno hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daß er es nach der Zeit in rechtem Ernste

geworden

geworden ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! Das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahre alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und in kurzem wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor seyn müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab: So werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, **George Knut**, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt: So sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kan, wenn er feinsilbrige Zweydrittheile einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor; sein

Widersacher aber behauptete, sie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus wars gewiß, darinnen waren diese großen Männer einig. Ob sie aber victrix oder armata seyn sollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstund. Selbst die Weiber dieser beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam, aber dennoch schimpften sie einander so muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitschriften zusammen drucken, und war so lustig, daß er auf das Titelblatt die Worte setzen ließ:

quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenens?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daß so gar seine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten seyn, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beynahe nicht zumuthen,

daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter, aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft, denn er behauptet, Trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin gewesen sey. Wer so liebreich seyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihn dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! rufte er, und hohlte den Mabillon her, damit er sehen sollte, daß sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diplomate erfodert würden. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen außerordentlich beschäfftiget. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon bey nahe zu mächtig, denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört; denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von Engelland ganz zu ruiniren.

Mit

Mit Rußland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig herum gehen sehen, daß ich sehr befürchte, es dürfte mit nächstem eine große Meuterey wider die Czaarinn auf seiner Studierstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daß sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studierstube gehen. Bey alle dem aber schreibt er doch sehr viel Staatssachen, und so gar politische Monatschriften, doch werden sie, dem Himmel sey Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Cabinette, und sagt: Dieses sey ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Itzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königes in Frankreich an das orientalische Kayserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieser gründlichgelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, ins Tollhaus gesperrt werden: So werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daß er alsdann in seinem vermeynten Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weis nicht, ob ich, unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn **M. Hieronymus Stephan** rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und

und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen geſehen, ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drey Jahren mehr, als zwey tauſend Thaler, auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itzt lebenden gelehrten . . . Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich der ganzen Welt, als ein ehrlicher Mann, verſichern. In Leipzig heirathete er eine Jungemagd, denn ſie wollte gerne einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt, oder häßlich werden: So läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich meines Erachtens vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ſo hoch geſtiegen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur wie wohlfeil er iſt: So zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er ſeinem lieben Weibe zu

danken,

danken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben, so geduldig ist er, daß er so gar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können, und wer weis denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen. Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unserer Stadt ausgesehen; wohin sich zu einen Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey: So muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts **gelehrt** anführen. Nichts ist gewöhnlicher als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: **Es ist ein gelehrtes Werk!** Aber die Begriffe, die ein ieder dabey hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das

kömmt

kömmt den Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinen Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monathschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth. Dieses Wort ist von einer so weitläuftigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigstens so viel Bände einnehmen dürfte, als die Europäische Fama.

Gelehrter Wind, hiervon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüßlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals misvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere

Bedeu-

Bedeutung des Worts Menschenfeind statt haben kann.

Ich setze, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um ihn herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es doch nicht ist; welches sehr mühseelig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn; und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man die glückseelige Einbildung andrer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert!

Ein Menschenfeind würde ich seyn, wenn ich sagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübe, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedruckter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlasse-

verlaßner Mündel an sich reiße; daß diese noch in funfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen werden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag kein Menschenfeind seyn. Einen Vater des Vaterlands, einen Priester der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme; dieses aber geschieht alle Mittage, um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran ist: So sind noch unzählig andre, und ich würde von den größten Palästen anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind werde, so bald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten (ich weis beynahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll!) mit einem Worte, bey den verhaßten Satyrenschreibern fände, welche einen rechten Beruf daraus machen, **Erbfeinde der Menschen** zu seyn, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten: So lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemaaßten Titel eines ehrlichen

Mannes zu behaupten, und, was das erschrecklichste ist, so gar Leute, welche sich durch den Baumstral, den sie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satyrischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmt, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts, muß ich erinnern, daß alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitta ist abergläubisch, neidisch, und verläumdet ihren Nächsten; Flavie ist verbuhlt, und überläßt ihre Gunst an den Meistbietenden; Cälie ist so hochmüthig, daß sie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrod essen müssen. Dennoch habe ich

das

das Heu, alles dieſes Brigitten Flavien und Cälien trocken unter die Augen zu ſagen, ohne von ihnen ein Menſchenfeind genannt zu werden. Sie werden ſich ſchämen, ſie werden ſich beſſern, ſie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank ſagen. So merklich ſind die Vorzüge, welche ſolches Frauenzimmer vor uns, eingebildeten Männern, hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur ſchwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewiſſen, ſind bey unterſchiednen Leuten, die in öffentlichen Geſchäfften ſtehen, eine gewiſſe Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben ſie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwiſchen aber ſind ſie doch ſo unentbehrlich, als dieſe; und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird alſo bey dergleichen Leuten ſo viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande ſeiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein *unverpflichteter* zu thun nicht wagen darf, ohne ſeine Leidenſchaften zu verrathen. Weil in gewiſſen Gegenden ſo wohl geiſtliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geſchenke und aufzuwendende Unkoſten, erlangt werden: So iſt es gar wohl zu verſtehen, was die geleiſtete theure

Pflicht heißt; und alsdann wird der Ausdruck, seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen, nichts anders sagen, als wenn ich spreche: Sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht; und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders von ihrem Manne, ein pflichtengemäßes Urthel verlangt. Ich habe einen Schößer gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, daß er seine Pflicht niemals aus den Augen ließe, denn er glaubte, nur um deßwillen sey er ein verpflichteter Schößer, daß er seinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtgemäß arbeiten, übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was das bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt: So spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann „kann es fast nicht mehr ausstehen. Lauter Arbeit „ex officio! Bald Armensachen! Bald Bericht

wegen

„wegen brandbeschädigter Unterthanen! Bald we„gen herrschaftlicher Sachen! alles ex officio!„ Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens habe, eine philosophische Abhandlung zu schreiben; So wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf der Catheder von dem Worte, **Verstand**, macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders, als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Wort, er kann der artigste, und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreyer Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein Gedicht in den bremischen Beyträgen liest. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt,

wenn er die Ode von dem Gotteslängner *) auf die Börse trüge: So würde er nicht einen Dreyer dafür kriegen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, l'Omber spielt, Knötchen macht, zum Fenster heraus sieht, und, wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesen allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: So würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft überkommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heiße: **Er wuchert mit seinem Verstande**, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich

*) Im zweyten Bande der bremischen Beyträge auf der 47. S.

Ich bin der dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verſchiednen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000. Thaler, **nicht ganz ohne Verſtand;**

6000. Thaler, **ein ziemlicher Verſtand;**

12000. Thaler, **ein feiner Verſtand;**

30000. Thaler, **ein großer Verſtand;**

50000. Thaler, **ein durchdringender Verſtand;**

100000. Thaler, **ein engliſcher Verſtand;**

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit ieden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reutpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deßwillen verſicherte mich mein Correſpondent, daß er in ganz Meckelnburg beynahe der verſtändigſte wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verlohren! wird man also von einem bankerutten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verlohren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren unsinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder, deutlich zu reden, ihr eignes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Schreiben
Von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe.
an Herrn Conrad Arnold Schmidt.

Zwar selten ist ein Mensch, der sich zu sehn bemüht;
Doch seltner noch, mein Schmidt, ist der, der richtig sieht.
Oft sinnet man umsonst, und forscht mit scharfen Blicken,
Und strebt, der Wahrheit Bild tief in sich abzudrücken;

Betrach-

Betrachtet jeden Zug, durch dem sie kenntlich wird;
Durchsucht, was dunkel ist; und straft sich, wenn man irrt.
Sie ist, wie ein Gesicht, das hundert Maler quälet,
Das jeder treffen will, und jeder doch verfehlet;
Da, wenn sich Auge, Mund, Kinn, Stirn und Nase gleicht,
Doch stets was übrig bleibt, das er noch nicht erreicht;
Da man den wahren Strich mit falschen oft verbindet,
Den Fehler öfters merkt, doch dessen Grund nicht findet.

Nur eine Warheit ist. Ihr Bild ist vielerley;
Ein jeder legt ihr was von seinen Zügen bey.
Dem Zeno schwebte schon ihr Schatten im Gehirne;
Doch gab er ihr zugleich die Runzeln seiner Stirne.
Ihr Auge war zu starr, ihr ältlich Angesicht
War zwar verehrungswerth: jedoch es reizte nicht;
Wenn Epikur von ihr sich ein Gemälde machte,
Das wie die Frühlingszeit in seinem Garten lachte.
Ihr Blick schien solch ein Blick, der nach den Buhlern jagt,
Mit Fleiß zu reizen sucht, und keinem viel versagt.

Oft schmeichelt sich der Mensch mit richtigen Begriffen;
Doch irrt er oft, wie die, die auf den Wellen schiffen.

Der sicherste Compaß giebt ihnen das Geleit,
Sie messen auf ein Haar, und fehlen meilenweit.
Nimm feste Regeln an, die jeden Zwist erörtern.
Erklär ein jedes Wort mit schon erklärten Wörtern.
Wo du das erste Bild, das du zum Grunde nimmst,
Nur etwas dunkel siehst, nur etwas falsch bestimmst:
So wird sich dein Versehn durch alle Folgen schleichen.
Die Wahrheit, die du suchst, die wirst du nicht erreichen.
Begriff, Beweis und Schluß wird falsch, und doch voll Schein,
Du selbsten überzeugt, und doch betrogen seyn.

Im Nordlicht bildet man sich vielerley Gestalten,
Hier wird der Nachbar kaum es mit dem Nachbar halten.
Wo jener Ruthen sieht, sieht dieser Heere stehn.
Der sieht ein Theil entfliehn, und der zum Treffen gehn.
So sieht ein jeder Mensch was anders in den Dingen,
Und wird zur Wahrheit was von seiner Thorheit bringen.
Sein Sinn verfälschet selbst den Eindruck, der ihn rührt,
Er setzt noch etwas zu, und glaubt, daß er es spürt.

Auch die, die sich vereint für eine Sekte zanken,
Sind oft in Worten eins, und streitig in Gedanken.

Nur

Nur zweene ſuche mir, die beide Wolf gelehrt,
Bey denen Wiſſenſchaft der Tugend Liebe mehrt.
Was iſt ein wahres Gut? Sie werdens beide ſagen.
Doch werden ſie darum nach gleichen Dingen jagen?
Die Sprach iſt eben die, der Sinn ſcheint einerley.
Die Werke lehren bloß, daß er verſchieden ſey;
Und jeder was er ſich zu ſeiner Luſt erwählet,
Mit unter den Begriff der wahren Güter zählet.

Fragſt du: Was zeigt mir wohl der Dichtkunſt wahre Spur?
So ruft dir alles zu: Nachahmung der Natur.
Bewundre nicht zu früh dieß eintrachtvolle Schreyen.
Bring ein Gedicht hervor: So wirſt du ſie entzweyen.
Was dieſer ſchwülſtig heißt, nennt jener wunderbar;
Dem einen ſcheint man kühn, dem andern ein Barbar.
Die Regel ſagt man her, und heißt nach Regeln dichten,
Nur ſoll die Regel ſich nach unſerm Muſter richten.
Nach unſerm Muſter wird der Stagirit erklärt,
Nach dieſem legt man aus, was Depreaux gelehrt.
Dort ruft ein rauher Ton, der unſern Ekel höhnet;
O glücklich, wer ſein Ohr nicht zärtlich hat gewöhnet,
Vor keinem Wort erſchrickt, dem Haupt und Schwanz gebricht,
Und denket, wie der Britt, und, wie der Britte, ſpricht!

Warum? Sein eigner Reim klingt hart in zarten Ohren,
Und ist mit Angst gesucht, und wird mit Zwang gebohren.
Der schüttelt, wenn der Vers, der Satz auf Sätze thürmt,
Die Sinnen übertäubt, und mit Begriffen stürmt;
Und jener zürnt, wenn ihn nicht stets was neues rühret,
Und wenn er schneller denkt, als ihn der Dichter führet.
Warum? Was uns gelingt, das halten wir für schön.
Die Bahn, die wir erwählt, die soll ein jeder gehn.
Wir pflegen bloß nach uns der Schönheit Bild zu malen,
Und schmücken ihr Gesicht allein mit unsern Stralen.

So fehlt oft ein Verstand, auch wenn er weise heißt.
Des Irrthums dunkle List fängt oft den schlausten Geist.
Ists nun verwundernswerth, wenn sich ein Sinn betrüget,
Den jeder Zweifel stört, und jeder Grund besieget?
Wenn dieser, der den Staub der Alterthümer leckt,
Ein seltnes Meisterstück aus jeder Münze heckt,
Und in Ulyssens Schlauch und festverschloßnen Winden
Der Staaten Heimlichkeit verborgen weis zu finden?

Wenn

Wenn jener, welchem nichts, als unſre Zeit, gefällt,
Nur lachet, wenn man ſagt: Vorzeiten war ein Held;
Und ſpottet, wenn man glaubt, daß Herrmann ſich vor dieſen
Im Fechten ohne Furcht, im Rathen treu erwieſen.

So iſt die Wahrheit denn ein Schatten, der uns trügt,
Nach dem man träumend greift, und der vor uns verfliegt?
Nein! Doch dieß lehret uns, mit minder Stolz bejahen.
Dem, was er nicht erreicht, muß man ſich mindſtens nahen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ajax Oileus.

Zagt, Städte, die ihr ſtolz euch brüſtet!
Der wilde Krieg, der gern verwüſtet,
Stört bald des Trotzes ſichre Ruh.
Muß nicht das ſtolze Troja ſterben?
Die Mitternacht trägt das Verderben
Ihr auf den ſchwarzen Flügeln zu.

Die Helden hat ein Heer beſieget,
Das ſie vor ſich oft zittern ſahn.
Der Schlaf, der mit den Griechen krieget,
Beut ſie dem Schwerdt zu Opfern an.

Die Thürme ſtürzen andre Thürme;
Und, mürbe durch des Feuers Stürme,
Begräbt die Edlen ihr Palaſt.
In Tempeln ſchallt für Jubellieder
Das Winſeln banger Frauen wieder,
Die ängſtlich den Altar umfaßt.
Vom Mord ermüdet ſchon der Krieger,
Der auch ermüdet Krieger fällt;
Und der Beſiegte reißt den Sieger
Oft mit ſich zu der Unterwelt.

Wie, Ajax? Spotteſt du der Götter?
Du ſcheueſt nicht der Rache Wetter?
Auch Pallas Tempel ſchonſt du nicht?
Und derer Blut, die betend knien,
Und zu dem Schutz der Göttinn fliehen,
Sprützt ſelbſt der Göttinn ins Geſicht?
Du mordeſt. Mitten in dem Morden
Brennſt du von ungewohnter Glut.
Held, der du nie gebändigt worden!
Die Liebe bändigt deine Wut.

Du ſiehſt Caſſandren, fühleſt Liebe,
Und folgſt dem Rathe wilder Triebe,

Und

Und foderſt, daß ſie dich erhört.
Durch Bitten wird ihr Herz beſtritten:
Doch ungeſtüm ſind deine Bitten.
Durch Weigern wird dein Zorn empört.
Die Frechheit naht ſich deinem Munde;
Sie ſuchet Unglück, ſich zu freun,
Und hauchet dir, mit offnem Schlunde,
Die ſchwarze Luſt zu Freveln ein.

Durch Thränen wirſt du itzt beſtritten.
Du achteſt nicht der Thränen Bitten,
Und daß ein Gott oft aus ihr ſpricht.
Vergebens flehn die blaſſen Wangen.
Sie reizen ſtärker dein Verlangen.
Ihr Händeringen rührt dich nicht.
Du frecher Räuber ihrer Ehre!
Dein Haß iſt deine Liebe gleich.
Ihr nahen blutigen Altäre!
Ihr ſeht die That, und ſchwärzet euch!

Ihr heiligen Gewölber, ſehet,
Wie die Prophetinn fruchtlos flehet!
Und ſtürzet nicht aus eurer Höh?
Minerva! eilſt du nicht mit Blitzen,
Des Tempels Heiligkeit zu ſchützen?
Der Frevler flieht auf ſtiller See?
Doch, hör ich nicht ſchon Wetter heulen?
Sie kommen, Tag und Freude fliehn.
Ich ſeh die Stürme freudig eilen,
Um deine Rache zu vollziehn.

Die Schiffe schwanken durch die Wetter;
Doch lästert Ajax frech die Götter.
Sie scheitern schon; er fluchet doch.
Er flieht auf Trümmern von den Schiffen;
Doch von den Wellen schon ergriffen,
Ringt er damit, und fluchet noch.
Schon halb zerschmettert an den Klippen,
Flucht er des Himmels Heiligkeit.
Die Fluth erstickt den Fluch der Lippen;
Er streckt die Hand empor, und dräut.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Von der Art, wie man sich rächen soll.

Wie zufrieden muß ich nicht werden, wenn die Zufriedenheit eines Schriftstellers auf die Menge der Leser ankömmt! Denn auf wie viele Leser kann sich nicht der sichre Rechnung machen, der sich vorsetzt, den Menschen zu zeigen, wie sie sich rächen sollen!

Vadius, ein Mann, der in einer kleinen Bedienung steht, wird bey mir in seinem schweren Unglücke Trost suchen. Der Setzer hat seine Schriften aus dem lateinischen Schriftkasten setzen müssen; also ist er ein gelehrter Schriftsteller. Hat derselbe

derselbe das, was in seinem Buche steht, gleich nicht zum erstenmale, sondern in zwanzig andern schon stückweise gesetzt: So steht es doch in keinem einzigen von diesen Büchern ganz beysammen, und mit eben denselben Worten; also ist das Buch von ihm. Wider dieses Buch ist ein Gegner aufgestanden, ein unverschämter Mensch, denn er ist einige Jahre jünger, als er; ein Mensch, der gefährliche Meynungen hat, denn er hat ihm solche Einwürfe gemacht, die er nicht beantworten kann; ein gottloser tückischer Mensch, denn er ist Ursache, daß sich itzt die Welt, bey des Vadius Schriften, des Lachens nicht enthalten kann; ein Pasquillant, denn er glaubt nicht, was ein Mann geschrieben hat, welcher doch im Amte steht. Der arme Vadius! Er sieht, daß seine Ehre Gefahr läuft; und darum steht er im Begriffe, ihn auf eine Art zu widerlegen, die seiner würdig ist. Er steht im Begriffe, den weltlichen Arm wider seinen Gegner zu gebrauchen. Wird er aber auch die Leute durch den weltlichen Arm zwingen können, nicht bey seinen Schriften zu lachen, oder darüber einzuschlafen?

Der rechtsgelehrte Neram, ein Curator vieler Wittwen und Vormund vieler Wayfen, will sich gern an seinen undankbaren Curantinnen und Mündeln rächen, die nicht geduldig zusehen wollen, daß er sich der Hälfte ihres Vermögens in bester Form Rechtens bemächtige. Er wird von mir den gerechten Rath vermuthen, daß er ihnen ihr ganzes Vermögen entziehen, und sie in den Zustand setzen

ſolle, daß er an ihnen mit der Zeit ſeine chriſtliche Liebe ausüben, und ihnen von ihrem eignen Vermögen Allmoſen geben könne.

Wenn ich **Tartüffen** gefallen wollte: So müßte ich allen denen, die ſich gern an rechtſchaffnen Männern rächen wollen, den Rath geben, ihnen äuſſerlich aufs freundſchaftlichſte zu begegnen, hinterwärts aber ſie für Böſewichter und Religionsſpötter auszuſchreyen. Vielleicht würde er ſelbſt der erſte ſeyn, der mich vor der Welt ſchmähete, und ſelbſt mitten unter Ausübung meiner Regeln, für einen Böſewicht und Religionsſpötter ausſchrye. Wäre er aber in ſeinem Cabinete allein; hätte er ſeine Larve abgelegt: So würde er mir bey einem Rathe, der ſo ſehr nach ſeinem Geſchmacke ſeyn muß, ſeinen Beyfall unmöglich verſagen können.

Wie begierig wird mich nicht **Claudia** leſen, ein Frauenzimmer, welche ihre Einſamkeit allezeit Betrachtungen über die Tugend und Klagen über den Verfall derſelben gewidmet hat, weil dieſe Einſamkeit von Liebhabern und Verehrern niemals unterbrochen worden. Sie wird ſehen wollen, ob ich nicht ihrer Meynung bin. Sie glaubt, das beſte ſey, ſeine Rache dem Himmel zu empfehlen: Weil es aber derſelbe doch vergeſſen könnte: So ſey es nicht undienlich, denſelben alle Tage in dem Morgen- und Abendſeegen daran zu erinnern. Ich darf nichts weiter ſagen, damit ſie mich nicht auf die

Art, wie ihre Feinde, in ihr nächstes Gebet einschliesse.

Der Herr **von Richard**, der durch vier bis fünf ritterliche Todschläge seine Ehre festgesetzt hat, wird glauben, daß ich wider die Pedanten zu eifern gesonnen bin, welche die Gewissenszweifel über einen Mord nicht für Schulfüchsereyen ansehen wollen; wenn er anders einer so bürgerlichen Creatur, als ein Schriftsteller ist, nicht zu wenig Lebensart zutraut.

Es ist Zeit, daß ich aufhöre, die Rachsüchtigen zum Zorne wider mich zu reizen. Sie könnten sonst alle an mir versuchen wollen, ob ihre Art sich zu rächen, nicht die beste wäre. Das würde mich sehr wenig schützen, daß ich mich verborgen gehalten, da die Rachgier allzu scharfsinnig und schlau macht. Hätte ich gleich alle diese Leute in Ruhe gelassen: So würde ich darum doch nicht vor allen Feinden gesichert seyn. Der strenge Moralist, Saturnin, und alle, die ihm ähnlich sind (deren Anzahl kömmt aber beynah der Anzahl der Moralisten gleich); Diese, sage ich, können diese Blätter sehr leicht in der Absicht lesen, in der sie die meisten moralischen Abhandlungen lesen. Sie können sehen wollen, ob ich ihrer Meynung bin, und sodann den Vorsatz fassen, sich zu rächen, wenn ich anders gedacht habe, als sie denken. So gefährlich alle Rachsüchtigen sind: So sind diese doch unter allen die gefährlichsten, denn sie sind dabey Moralisten.

Der Unwille, der Zorn und die Rache müssen eben so wohl, als die Freundlichkeit, die Dienstfertigkeit, die Freundschaft und die Zärtlichkeit aus der Menschenliebe fliessen. Sie müssen eben so wohl, als liebreiche Erinnerungen, eifrige Vermahnungen, und zärtliche Bitten, die Besserung des Nebenmenschen zum Endzwecke haben, ob sie ihm gleich alle unangenehme Empfindungen erwecken.

Ein Freund, der gegen die Ausschweifungen seines Freundes niemals seinen Unwillen bezeugt, kann ihn eben so wenig lieben, als der Vater seinen Sohn liebt, den die Frechheit und die ausschweifende Leichtsinnigkeit desselben niemals erzürnen. Ein Mensch, der sich an seinem Feinde niemals rächt, macht denselben öfters verwegner, und ist Ursache, daß sich derselbe von der Tugend nur immer weiter entfernt.

Eugen glaubt, damit genug gethan zu haben, wenn er auf Adrasts Beleidigungen gar nicht Acht zu geben geschienen. Diese Gleichgültigkeit wäre in der That bey vielen andern ein vortreffliches Mittel zur Erstickung aller Feindschaft gewesen; nur beym Adrast ist sie es nicht. Seine stolze und verwegne Gemüthsart macht, daß er das für Zagheit aufnimmt, was er für Edelmuth ansehen sollte. Weil er sich einbildet, daß Eugen seine Schwäche fühlt: So verursacht er demselben manchen noch weit empfindlichern Verdruß, als vorher.

Einige werden die Namen des Unwillens, des Zorns und der Rache verwerfen, wenn man löbliche Handlungen, ja gar Pflichten, damit anzeigen will. Sie werden glauben, ein Weiser könne zwar seinen Freund merken lassen, daß seine unordentliche Aufführung ihm nicht gefalle; er könne seine väterliche Zärtlichkeit gegen seinen Sohn durch ernstliche Verweise und Strafen ausbrechen lassen; er könne seinen Verfolger von fernern Beleidigungen abzuhalten suchen; Er müsse aber niemals unwillig, zornig oder auf Rache bedacht seyn. Sie haben Recht. Die menschliche Schwachheit mag nun diese Begriffe verderbt, oder die Philosophie mag sie gereinigt haben: So ist zwischen einem weisen und einem thörichten Unwillen, zwischen einem rechtmässigen und einem strafbaren Zorne, zwischen einer erlaubten und einer unerlaubten Rache nur eine sehr geringe Aehnlichkeit. Die Erfindung neuer Namen zu diesen Begriffen würde sehr gut seyn; wenn man nicht dabey Gefahr liefe, die Sittenlehre vielen unverständlich zu machen, und wenn man nicht dem menschlichen Herzen dadurch das Vermögen entzöge, dem Verstande die Begriffe leichter machen zu helfen.

Diese Gedanken würden eben so wohl die Pflichten haben heissen können, die man gegen seinen Feind auszuüben verbunden ist, als die Art, wie man sich rächen soll, wenn meine Absicht nicht dabey gewesen wäre, den Rachsüchtigen zu zeigen, wie sie selbst durch ihre Rache den verwirrten Begriffen,

welche sie zu ihrer Rache antreiben, so sehr zuwiderhandelten, als es nur möglich ist, und wie sie ihre Absichten durch nichts besser ausführen könnten, als durch den Vorschlag, den ich ihnen thue. Da die meisten Menschen, ja selbst die Weisen unter ihnen, einen so großen Hang zur Rachgier haben: So gewinnt vielleicht die Liebe gegen die Feinde etwas, wenn sie sich dem Verstande unter dem angenehmen Namen der Rache zeigt. Mit der Zeit werden sie aus edlern Ursachen gegen ihre Feinde großmüthig werden lernen.

Wenn der Verstand eines Rachsüchtigen bey seiner Rache einen Endzweck haben kann: So muß es der seyn, daß er seinen Beleidiger durch Handlungen empfinden lassen will, wie thöricht und unbesonnen seine Beleidigungen gewesen. Die Rache ist zugleich eine Strafe, die man an seinem Feinde ausübt, und ein Mittel, durch das man ihn abhält, künftig dergleichen Strafen zu verdienen.

Diejenigen, welche sich durch Duelle rächen, sind ohne Zweifel unter allen Rachsüchtigen die thörichtesten. An statt, daß sie durch ihre Handlungen die Beleidiger die Thorheit ihrer Beleidigungen empfinden lassen, geben sie ihnen durch ihre Handlungen das Vermögen, ja gar ein Recht, ihnen die größten Beleidigungen zuzufügen, zu denen ein Mensch nur fähig ist, nämlich ihnen das Leben oder wenigstens die Gesundheit zu rauben. Sie sind also ohne Ueberlegung tapfer, das heißt, sie sind tollkühn.

Sie

Sie haben die Gefahr der Tapferkeit auszuſtehen, ohne bey Weiſen den Ruhm derſelben zu erjagen. Die ganze Frucht ihrer Rache beſteht öfters in dem Tode, oder in monathlangen Schmerzen an Wunden, ohne daß dieſelben, der Troſt der Tapferkeit, der Gedanke lindert, daß ſie ihrem Vaterlande dadurch nützlich geweſen. Da ſie ſtrafen wollen, haben ſie eben die Angſt zu fühlen, die eigentlich nur für die Straffälligen gehört.

Die Rachſüchtigen, die auf andre Arten, als durch den Mord, ihren Feinden zu ſchaden ſuchen, will ich ſelbſt urtheilen laſſen, welche Rache die beſten Wirkungen habe. Wenn ihre Rache die Feinde zu Flüchen wider ſie reizt: So erzwingt die edle Rache Thränen der Reue aus denen Augen, die von Zorne wider ſie brannten, oder von Tücken voll waren, welche auf ihr Unglück zielten. Diejenigen, welchen man für ihre Feindſchaft Verdruß, Furcht vor ſtetem Unglücke, Klagen, Verachtung und Schmerzen verurſacht, betrüben ſich darüber, daß ſie uns nicht noch empfindlicher beleidigt haben. Diejenigen, die man durch Wohlthaten zurück zu bringen ſucht, und in deren Herzen man Beſchämung und Reue erweckt, betrüben ſich darüber, daß ſie uns iemals beleidigt haben. Wenn über die Herzen der Rachſüchtigen ſelbſt ihr eigner Nutzen nur einige Macht hat: So werden ſie die letztere Art der erſten vorziehen müſſen, da dieſe allein die Feinde abhält, die Beleidigungen zu häufen.

Sollte man gleich aus der Aufmerksamkeit, mit der fast alle Menschen ihre Handlungen nach dem Eigennutze abmessen, den Schluß ziehen, daß sie ihr einziges Glück in sich finden müßten: So entspringt doch eine ihrer größten Glückseeligkeiten aus der Freundschaft solcher Geschöpfe, die ihnen ähnlich sind. Ein Mensch, der sich in der anmuthigsten und reichsten Welt allein befindet, der sich auch keine Hoffnung machen kann, mit Wesen von seiner Art iemals in Gesellschaft zu leben, ist ein Geschöpf, für welches alle Freuden todt, alle vortreffliche Aussichten, und lachende Auen traurige und dürre Wüsten sind, und dessen Sinne alle nur halb empfinden. Ein Mensch, der mit einigen Freunden in eine wüste Insel verbannt ist, wo er sich nur ernähren kann, ohne zugleich seine Sinne vergnügen zu können, wird weit glücklicher, als jener, seyn. Die Freundschaft hat unter den irrdischen Glückseeligkeiten die oberste Stelle. Den Verlust einer Gelegenheit, uns die Liebe eines unsrer Nebenmenschen zu erwerben, müssen wir also für weit wichtiger ansehen, als den Verlust einer Gelegenheit, Reichthümer zu häufen. Da wir ein so göttliches Glück missen, wenn wir keine Freunde haben: So muß uns unsre Eigenliebe selbst die Menschenliebe und die Freundschaft für unsre ersten Pflichten ansehen lehren.

Welche Art der Rache trägt nun wohl zu unsern eignen Nutzen das meiste bey? Wenn ein Rachsüchtiger einem Menschen gleicht, den der Verdruß, darüber, daß er durch den Degen seines Feindes

leicht

leicht verwundet worden, bewegt, sich so rasend in diesen Degen zu stürzen, daß er durch denselben ganz durchstochen wird: So gleicht einer, der sich auf eine edle Art rächt, einem Menschen, der die leichte Verwundung, die er empfangen, sich so zu Nutze macht, daß ihn eben dieser Degen gegen andre vertheidigt.

Vergebens wendet man ein, durch die gemeine Rache werde unser Feind härter bestraft, als durch die edle Rache. Da die edle Rache unsre Feinde meistens zur Erkänntniß bringt; So muß die Beschämung durch Wohlthaten für dieselben eine weit größre Quaal seyn, als alles Unglück. Da sie bestraft, und den Bestraften dennoch zur Hochachtung gegen den Strafenden zwingt: So muß es für unsern Feind überaus empfindlich seyn, wenn ihn die Hochachtung treibt, unsern Umgang zu suchen, und wenn er uns gleichwohl nicht ansehen kann, ohne in sich die Verweise seines Herzens zu hören; wenn iede neue Wohlthat von uns seine Wunden aufs neue aufreißt, und ihm zu einem ewigen Vorwurfe wird. Diese Rache ist für ein Herz, das noch einige Empfindung hat, so schmerzlich, daß diejenigen, die sie ausüben, vielmehr auf alle mögliche Weise suchen müssen, diese Strafe zu lindern, und seine Beleidigungen und ihre Wohlthaten nach und nach bey ihm in Vergessenheit zu bringen. Die andre Art der Rache ist eine Niederträchtigkeit, und auch bey Niederträchtigen kann man sich dadurch verächtlich machen; zumal wenn sie die übeln

Wirkungen derſelben ſelbſt zu empfinden haben. Alſo wird dieſe Rache, durch die er ſeine Feinde ſtrafen will, denſelben verächtlich werden, da der, welcher ſie ausübt, ihnen verächtlich wird.

Wenn man allezeit das iſt, was man zu ſeyn ſcheint: So iſt Wilibald großmüthig. Ob ihn gleich die Freundſchaft, und die Begierde, ſeinen Nächſten zu beſſern, bey ſeiner Rache nicht treiben: So rächt er ſich doch durch Wohlthaten. Wenn er ſeine Feinde im Angeſichte der Welt beſchämt, oder es wenigſtens ſo vielen Leuten erzählt, als er kann; wenn er ſein Gedächtniß weder Beleidigungen noch Wohlthaten zu vergeſſen gewöhnt hat, ſondern täglich beredt wird, auch denen Feinden, welche ſich durch ſeine Wohlthaten haben rühren laſſen, ihre Vergehen und ſein Verhalten dabey weitläuftig vor die Augen zu ſtellen: So ſieht man wohl, daß er den Ruhm der Großmuth ſucht, aber die Abſicht der Großmuth, die Freundſchaft und die Beſſerung des Nächſten, weder erlangt, noch erlangen will, und daß er noch ſehr tief unter denen Feinden ſteht, welchen er ſeine Wohlthaten vorwirft.

Sollten mich einige fragen, ob ſie nicht diejenigen Feinde, die ſich durch Wohlthaten nicht beſſern lieſſen, durch Verfolgungen zu beſſern ſuchen müßten: So muß ich ihnen ſagen, daß ihre Sorgfalt, die ein wenig zu weit hinausſieht, mehr eine Begierde, ihrem Nächſten zu ſchaden, als ihm zu nützen, zum Grunde zu haben ſcheint. Theils bin ich den Großmüthi-

müthigen das Vertrauen ſchuldig, daß ſie wiſſen werden, in welchen Fällen ſie ihm zu ſeiner Beſſerung ein Unglück verurſachen dürfen, und wie groß oder wie geringe daſſelbe ſeyn müſſe: Theils zweifle ich, ob viele von denen, durch die Waffen der Feindſchaft zur Erkänntniß zu bringen ſeyn werden, die ſich durch die Waffen der Freundſchaft nicht dazu haben bringen laſſen. Damit ich unterdeſſen denen ihre Hoffnung benehme, welche ſich durch einige kleine Gefälligkeiten gegen ihre Feinde, die ſie Wohlthaten nennen, das Recht möchten erkaufen wollen, alsdann alle ihre Wut an denſelben auszulaſſen: So will ich ihnen die Aufführung eines großmüthigen Mannes erzählen, welche dieſe Frage beantworten wird. Da diejenigen, die an dieſer Geſchichte Theil haben, noch leben, werde ich die Umſtände weglaſſen, die mehr zur Befriedigung der Neugier, als zu meinem Vorhaben dienen.

So reich und vornehm auch Ariſt, und ſo arm und verachtet Cäcil, eine unerzogne Wayſe, war: So erkannte Ariſt den Cäcil dennoch für ſeinen Vetter, nahm ihn zu ſich, und zog ihn auf. Bey dem anwachſenden Cäcil verrieth ſich gar bald ein ſehr feuriger Verſtand, der aber, eben ſeines allzugroßen Feuers wegen, ſehr bereitwillig zu ſeyn ſchien, ſich den Leidenſchaften des Herzens zu unterwerfen. Den Cäcil feſſelte Cynthia, ein ſchönes Mädchen, das aber in der ganzen Stadt niemand, als der verliebte Cäcil, für tugendhaft und eingezogen hielt. Sie war arm, und liebte im Cäcil, das Geld ſeines

Oheims

Oheims. Arist glaubte nicht, daß er Cäcils Freundschaft mit einer Nachsicht erkaufen dürfte, die ihn in desselben reifern Jahren seinem Hasse aussetzen würde. Er hielt ihn von dem Unglücke zurück, nach welchem er so eifrig strebte, weil er jung und unbesonnen war. Er wußte durch sein Ansehen die Cynthia aus der Stadt an einen Ort zu entfernen, der seinem Vetter unbekannt war, und verdoppelte indessen seine Liebkosungen gegen den Cäcil. Die Liebe, welche die Menschen eben so wohl sehr lasterhaft, als sehr tugendhaft, machen kann, reizte den Cäcil zur Feindschaft gegen seinen Oheim an. Er sah Arists Wohlthaten für Schuldigkeiten an, weil sie ihm täglich waren; zudem machte sie seine itzige Gemüthsverfassung gegen seinen Wohlthäter sehr geringe. Ueberall redete er von Aristen Böses. Er suchte durch Verläumdungen die besten Freunde desselben zu seinen Feinden zu machen. Er gab auf den Arist genau Achtung, zu sehen, was ihm gefiel, und darnach zu thun, was ihm misfiel. Hätte Arist am Cäcil nur wenig gethan: So wäre er vielleicht fähig gewesen, ihn durch Vorhaltungen seiner Wohlthaten noch mehr zu erbittern, und sodann von sich zu stoßen. Doch ein so wohlthätiger Mann, als Arist, war zu großmüthig, einen Verirrten noch tiefer in sein Unglück zu stürzen. Cäcils Besserung verlangte, daß dieser junge Mensch erführe, von wem er itzt Wohlthaten empfienge. Arist wählte, da er, durch Verdoppelung seiner Wohlthaten, seines jungen Vetters Herz wider gewinnen wollte, solche, die dem Cäcil in die Augen fallen mußten.

Er

Er wandte auf seinen Unterhalt noch einmal so viel, als vorher. Er suchte durch allerhand Lustbarkeiten sein Gemüth zu heilen. Er sprach so eifrig für ihn, daß derselbe zu einem sehr einträglichen Amte Hoffnung erhielt. Dieß alles rührte den Cäcil nicht, und nach der ersten Niederträchtigkeit wurden größere Niederträchtigkeiten seinem Herzen nicht schwer. Die Gewissensbisse, die er darüber zu fühlen anfieng, waren Ursache, daß er in seinen Beleidigungen weiter gieng, und es schien, als ob sich sein Herz überreden liesse, daß Arist ein hassenswerther Mann wäre, wenn es sich gegen denselben, so, als gegen einen hassenswerthen Mann, aufführte. Arist empfand darüber, daß dieser junge Mensch gar nicht zu bessern war, weit mehr Schmerz, als über die Beleidigungen selbst. Er wußte, daß Cäcil von der ganzen Welt verlassen seyn würde, so bald er ihn verliesse. Gleichwohl bemühte er sich, durch neue Proben seiner Großmuth seines Vetters Liebe wieder zu gewinnen; und Cäcil bemühte sich, durch neue Proben seines Hasses seinen Oheim noch mehr zu kränken. Endlich griff Arist zum äussersten Mittel, und verließ den Cäcil nach einigen beweglichen Verhaltungen, über die derselbe bey sich nur spottete. Dieser Jüngling freute sich um desto mehr, seines Sittenlehrers los geworden zu seyn, da ihm schon seine Unbesonnenheit seit einiger Zeit den seltsamen Vorschlag eingegeben, seinen Wohlthäter zu verlassen. Er hatte unter dieser Zeit Cynthiens Aufenthalt ausgeforscht, aber er war itzt zu arm, als daß er von ihr wohl empfangen hätte werden sollen.

Diesem

Diesem Verdrusse folgte bald ein neuer, indem er sich durch sein Bezeigen gegen den Arist um das Amt brachte, auf das er sich sichre Rechnung gemacht hatte. Man zog ihm einen andern vor. Er schmachtete im Elende. Dem Arist gab das gewöhnlichste Beyspiel der Welt das Recht, sich boshaft darüber zu freuen; gleichwohl schmerzten ihn Cäcils Umstände eben so sehr, als den Cäcil selbst. Das Elend öffnete diesem jungen Menschen über seine Ausschweifungen weit besser und geschwinder die Augen, als die Bitte seines Oheims und die bündigsten Beweise der Philosophie. Arist ließ auf ihn beständig ein achtsames Auge haben, und da er erfuhr, daß seinem Vetter die Augen aufzugehen anfiengen, und daß derselbe seine Thorheiten auf das lebhafteste bereute: So überließ er denselben nicht etwan der Verzweiflung. Er eilte mit seinen Wohlthaten wieder zu ihm, unterstützte Cäcils Glück so eifrig, als ob derselbe niemals undankbar gewesen wäre, und sprach so kräftig für ihn, daß derselbe eine noch bessere Bedienung erhielt, als diejenige war, deren er sich durch seine Thorheiten verlustig gemacht hatte. Er gab sich alle Mühe, seinen Vetter der Schwermuth zu entreißen, in die ihn seine vorige Undankbarkeit stürzte, und wollte, daß der Beleidiger seine Beleidigungen eben so vergessen möchte, wie er sie vergessen hatte. Wenn er merkte, daß dem Cäcil die traurigen Empfindungen seines Herzens den Mund öffneten, seine Unwürdigkeit zu gestehen, und ihn zu bitten, daß er seine Wohlthaten Würdigern zuwenden möchte; So

ſuchte er ſo gleich das Geſpräch auf andre Dinge zu lenken, weil ſein Herz dadurch eben ſo ſehr bewegt wurde, als Cäcils Herz.

Hat man nach der gewöhnlichen Aufführung der Welt wohl zu vermuthen Urſache, daß viele Ariſte zu finden ſind? Sollte Cäcils Bezeigen den Leſern ſehr wahrſcheinlich vorkommen, aber Ariſts wegen die ganze Geſchichte eine Fabel zu ſeyn ſcheinen: So bringt keines von beiden den Menſchen Ehre.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der ſterbende Freygeiſt.

Ein Freygeiſt lernte plötzlich beten.
Wer dieß Geſchlecht nur kennt, ſtimmt mit mir überein.
Der Freygeiſt mag, bey Narren groß zu ſeyn,
Der eignen Wohlfart Pflicht durch Frechheit übertreten.
Er glaubt ſo gut, als wir, den Schöpfer der Natur;
Zu fühlen, daß er glaubt, braucht er die Krankheit nur.
Wie laut, fängt er dann an, zu ſingen!
Er betet, was er beten kann.
Dich, ſonſt verlachter Habermann!
Auch dich ſucht er hervor, Vergebung zu erzwingen.

Der Himmel, den er sich verschloß,
So lang er ungestört des Glückes Gunst genoß,
Ist, wenn des Todes Furcht ihn nun zur Reu gezwungen,
Nach seinem Wahn bald aufgesungen.

Mich wunderts nicht, daß oft die Krankheit, eh mans glaubt,
Dem starken Geist die Stärke raubt.
Denn wer die Eigenschaft verlieret,
Die seine Kunst von ihm verlangt:
Verliert die ganze Kunst. Die durch den Putz gerühret,
Rührt dann nicht mehr, wann sie nicht mehr mit Kleidern prangt.
Dem Maler, dem der Staar die scharfen Augen nimmt,
Nimmt er die Macht, Papier durch Farben zu beseelen.
Der Tänzer, den das Alter krümmt,
Wird sich umsonst um Capreolen quälen.
Der Dichter, dessen Stirn die Runzeln schon entweihen,
Rührt unser Herz nicht mehr, und reimt vergebens rein.
Zur Handarbeit, zu Bavens Schmierereyen,
Und zu des Freygeists Spöttereyen
Will ein gesunder Körper seyn.

Doch faſt vergeß ich das Erzählen,
So wenig kann es uns, wenn ſich ein ſtarker Geiſt
In ſeiner ganzen Größe weiſt,
An Stoffe zu Satiren fehlen.

Der Freygeiſt fühlt, daß ſich der Schmerz der Krankheit mehrt.
Drum iſt er mehr, als halb, bekehrt.
Die Ehrerbietigkeit, mit der er achtſam ſchweiget,
Da ihm ein Prieſter itzt den Weg der Buße zeiget,
Iſt, bey der dringenden Gefahr,
So groß, als ſonſt die Frechheit war,
Mit der er Prieſtern gern des Anſehns Ehr entwandte,
Sie finſtre Köpfe ſchalt, und ſchwarze Männer nannte.
Geſalzner Scherz, du biſt des feinen Witzes werth,
Den man in ſtarken Geiſtern ehrt!

Wie fühlt er itzt in ſich die Unruh banger Reu!
Wie kläglich, wie gebeugt, geſteht er die Verbrechen!
Drauf fährt der Prieſter fort, ihm tröſtend zuzuſprechen,
Und macht ihn von der Laſt der ſchwerſten Sorgen frey.
Doch nein! Der Freygeiſt ſeufzt: „Vielleicht könnt ich noch hoffen!
„Mir ſtünde noch vielleicht der Güte Zuflucht offen!

„Doch ach! mein gottlos Buch kann mir Gott nicht verzeihn.
„Auch todt werd ich dadurch noch ein Verführer seyn.
„Warum ließ ich mich doch ein eitles Lob verleiten,
„Die Bibel tollkühn zu bestreiten?

Er sprichts, und seufzt. Der Priester ruft ihm zu:
„O wüßtest du, wie sehr es mich erfreuet,
„Daß deine Thorheit dich gereuet!
„Mein Freund! Doch darum stirb in Ruh.
„Den Zweifel laß dich nicht sehr rühren.
„Dein Buch ist allzuschlecht, auch Schwache zu verführen.

Doch dieser Trost gefällt dem Freygeist nicht.
Dieß Urtheil scheint ihm zu vermessen.
Gebet und Buße sind vergessen.
Er öffnet noch das Auge, das schon bricht,
Der Zorn lehrt ihn die Kräfte sammeln,
Und mit halbtodtem Munde stammeln:
„Mein Buch wär allzuschlecht? Du urtheilst trefflich schön!
„Mein Buch verführte nicht? Du magst es recht verstehn!
„Wohlan! Beweis es mir! Doch nein! Die blinden Pfaffen
„Sind zu Beweisen nicht geschaffen;
„Und wer um ihren Beyfall wirbt,
„Ist dumm - - Er stocket, knirscht, und stirbt.

An

An Chloen.

Was ich Ihnen itzt sagen werde, schöne Chloe, das hätten Sie wohl nicht von mir zu hören geglaubt. Es ist gar nicht mehr die Rede von Ihren schwarzen Augen, oder von Ihrem kleinen Munde. Daran ist nicht zu denken. Es ist die Frage, ob ich mich nicht an Ihnen versündigt habe, wenn ich Ihnen so oft vorgesagt, daß Sie liebenswürdig sind, und daß Ihnen Ihre Schönheit nicht nur ein Recht auf die Herzen der Mannspersonen, sondern zugleich die Verbindlichkeit gegeben habe, ihre zärtlichen Liebhaber nicht umsonst seufzen zu lassen.

Wenn Ihnen dieser Anfang meines Briefes etwas ungezogen und unartig zu seyn scheint; So lesen Sie um des Himmels willen nicht weiter; Sie müßten sich denn entschliessen, mir alle die unangenehmen und verdrießlichen Wahrheiten zu vergeben, die ich Ihnen in der Folge desselben noch sagen werde. Ich glaube wohl, daß Sie gar nicht wissen, wie Sie mit mir daran sind. Sie werden aber alles verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Philosoph geworden bin. Sie wissen schon, daß mir dieser Name die Verbindlichkeit auflegt, alles zu vermeiden, was unphilosophische Köpfe,

und insonderheit Frauenzimmer artig oder galant nennen.

Ich habe bey dem itzigen schlimmen Wetter, da ich auf dem Lande bin, vor langer Weile den Weltweisen des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht, über dessen Moral wir so oft miteinander gelacht haben. Wir haben dieses schwer zu verantworten, meine gute Chloe! Es mag so lächerlich seyn, wie es will, wenn er uns vor der Schönheit so ängstlich warnet, als ob er einen Menschen zurückhalten wollte, der sich ins Wasser stürzen will, und wenn er uns um alles in der Welt, ja um unsre eigne Wohlfahrt bittet, nicht zu lieben: Dieses alles hindert gar nicht, daß er nicht Recht haben sollte. Ich habe seine Gründe überlegt, und von dem Augenblicke an mich entschlossen, schöne Chloe, Sie nicht mehr zu lieben. Denn lieber will ich gar nicht lieben, als mich nach den Regeln dieses Moralisten einschränken, welche meine Empfindung doch wirklich um die Hälfte ihres Vergnügens bringen. Ich beleidige Sie durch dieses Geständniß in der That nicht; ich habe Sie vielmehr bisher beleidigt. Vergeben Sie mir dieses. Ich will es Ihnen wieder vergeben, daß Sie mich geliebt haben. Setzen Sie nur dieses Verbrechen nicht fort, und rotten Sie von diesem Augenblicke an alle Neigung zu mir bis auf die Wurzel aus.

Da sehen Sie, wie viel Gewalt die Philosophie über ein Herz haben kann! Ich muß Sie so gar

um dasjenige bitten, welches mir sonst schmerzhafter gewesen wäre, als der Verlust alles dessen, was mir angenehm ist. Aber freylich weis ich mir und Ihnen nicht anders zu helfen. Bin ich wohl bisher so philosophisch gewesen, daß ich an Ihnen nur Ihre Tugend bewundert hätte, und für alle Reizungen Ihrer Schönheit unempfindlich geblieben wäre? So lange ich dieses nicht beweisen kann: So lange bleibt mir freylich der Vorwurf einer Liebe, die dem Weisen nicht anständig ist. Zwar die Macht Ihrer Tugend über mein Herz ist grösser gewesen, als sich unsre Moralisten einbilden mögen. Sie hat Ihnen bey mir Hochachtung erworben, und meine Neigung ungleich stärker, und viel beständiger gemacht. Unterdessen verstattet mir doch mein Gewissen nicht, mich zu rühmen, daß ich für Ihre übrigen Annehmlichkeiten Gleichgültigkeit genug gehabt hätte. Und das ist es eben, was ich itzt beklage, das ist es, was unsre Liebe verwerflich macht.

Ich habe bisher Dinge an Ihnen bewundert, die Sie ihrem Fleisse nicht zuschreiben können, und die Ihnen folglich keinen eigentlichen Werth beylegen. Haben Sie was darzu beygetragen, daß Sie schön sind, oder haben Sie es durch Fleiß und Nachsinnen zuwege gebracht, daß Ihre Augen so feurig, und Ihre Wangen so blühend sind? Wenn Sie dieses nicht im Ernst behaupten: So erwarten Sie gar nicht, daß ein Philosoph Sie hochschätze. Sie wissen wohl, die meisten von diesen Leuten würden gar nichts seyn, wenn sie nicht fleissig wären, und Sie

können es ihnen also nicht übel nehmen, daß sie durch nichts gerühret werden, welches seinen Besitzer nicht so blaß, krank, und traurig gemacht hat, als sie selbst sind.

Sie werden hierüber ohne Zweifel lachen; und zu einer ieden andern Zeit wäre ich selbst der erste gewesen, der darüber gelacht hätte. Glauben denn diese dunkeln Köpfe, würde ich gesagt haben, daß eine schöne Gegend durch ihr eignes Verdienst so reizend geworden, und daß die Rose es durch Schlüsse herausgebracht habe, daß sie sich diese Gestalt geben, und sich in diese Farbe kleiden müsse, wenn sie unter den Blumen herrschen, und die Augen der Menschen an sich ziehen wolle? Oder wollen sie uns bereden, daß eine schöne Gegend keinen Vorzug vor einer traurigen Wüste habe, und daß es einem Weisen schimpflich sey, sich die Pracht der Rosen gefallen zu lassen? So würde ich gesagt haben, wenn mir der erst erwähnte Moralist nicht gesündre Grundsätze beygebracht hätte. Es ist ja gar keine Kunst an einem solchen gelehrten Manne seinen Witz zu versuchen, der freylich durch sein tiefsinniges Nachdenken mehr herausbringen muß, als hundert andre fassen können. Spotten kann man wohl über ihn, da er es für zu geringe hält, darauf zu antworten. Aber setzen Sie ihm einmal, wenn Sie können, ernsthafte Gründe entgegen, Gründe, die deste mehr beweisen, ie weniger sie ein ieglicher faßt. Dann wollen wir sehen, ob er nicht wieder Gründe vorbringt, deren Beweis so gelehrt ist, daß Sie ihm denselben gern schenken werden.

Ich

Ich habe einige derselben aus unserm Moralisten gesammlet, und ich gebe sie Ihnen hier in einer poetischen Einkleidung, damit sie bey Ihrem unphilosophischen Verstande desto leichter Gehör finden. Sonst hätte ich freylich ihre Würde durch das Spielwerk der Dichtkunst nicht entehren dürfen. Allein, ich hoffe dem ohngeachtet, mein Beweis ist so bündig, daß er nicht überzeugender seyn kann. Und ich habe, meines Erachtens, mehr Ursache gehabt, ihn mit dem gewöhnlichen Siegsgeschrey zu beschliessen, als die Elster des Herrn Gellerts, welche dem Fuchs aus triftigen Gründen darthun wollte, daß er fünf Beine hätte, oder als unsre grosse demonstrirende Welt, von welcher die Elster und ich es gelernt haben.

Ich darf es freylich der Welt nicht verschweigen, daß diese Gedanken nicht mein sind; gesetzt auch, daß ich keine andere Ursache dazu hätte, als die Furcht, durch meine neuen Meynungen lächerlich zu werden. Unterdessen werde ich auch den Weltweisen nicht nennen, aus dem ich sie geschöpft habe. Es möchte sonst scheinen, als suchte ich ihnen erst durch den Namen dieses Mannes, der schon zu unsrer Väter Zeiten berühmt gewesen, das rechte Gewicht zu geben.

Wenn ich weis, daß Sie meiner Meynung sind: So werde ich nicht unterlassen, Sie zu besuchen; denn eher darf ich es freylich nicht wagen. Ein einziger Blick von Ihren verführerischen Augen

würde meine ganze neue Sittenlehre über den Haufen werfen. Aber wie lehrreich wird sodann dieser Besuch nicht seyn! Ich werde Sie gewiß durch keine unangenehmen Fragen, ob Ihr Herz auch wanken wird, böse machen. Ich werde Ihnen auch nicht durch die geringste Schmeicheley eine Röthe abjagen, oder artige Antworten von Ihnen erwarten. An statt dessen werde ich Ihnen die Thorheit und Raserey der Liebe von allen Seiten, wo sie am lächerlichsten ist, vorstellen. Ich werde Ihnen sagen, daß eine Zeit kömmt, wo ihre Schönheit verblühet, und ihre Wangen verwelken. Aber nicht etwan deswegen, damit Sie sich Ihren Lenz zu Nutze machen, ehe er verschwindet, sondern nur darum, damit Sie beyzeiten etwas anders lernen, als zu gefallen. Wenn ich Sie über dem Herrn von Hagedorn oder einem andern von denen Poeten antreffe, welche itzt die Jugend verführen, und das Alter ärgern: So werde ich Sie bitten, an dessen statt die Moral meines allertheuresten Lehrers zur Hand zu nehmen.

Noch eins, schöne Chloe! Lesen Sie, um des Himmels willen, nicht mehr die eitlen Franzosen, wenn es Ihnen anders mit Ihrer Verbesserung ein Ernst ist, und wenn Sie sich nicht völlig um die guten Grundsätze bringen wollen, deren Ihre Seele noch fähig ist. Diese windigen und seichten Gelehrten haben in der Moral schon entsetzlichen Schaden angerichtet, und Sie können nichts von ihnen lernen, als Muthwillen und Eitelkeit. Tanzen und

spielen

ſpielen ſollen Sie auch nicht mehr, wenn Sie mir folgen wollen. Und ich werde Ihnen noch manchen guten Rath geben, wenn Sie ſich willig finden laſſen, ihn anzunehmen.

Leben Sie wohl. So gern ich auch, nach meiner Gewohnheit, dieſen Brief mit einigen zärtlichen Liebesverſicherungen beſchlöſſe, die mir noch immer wider meinen Willen entwiſchen wollen: So wenig verſtattet mir dieſes mein itziger Charakter. Halten Sie mich alſo für nichts weiter, als für

Ihren

aufrichtigen Freund,

Damon.

Die Moral.

Ein ſtrenger Philoſoph, Criſpin,
Lehrt mich aus hundert Gründen,
Die Liebe, wie den Tod, zu fliehn,
Und nichts mehr zu empfinden.
Ich fühle des Beweiſes Kraft,
Und weiche ſchon den Gründen,
Und lehr itzt ſelbſt die Wiſſenſchaft,
Nichts weiter zu empfinden.

Wilst du nicht den Verlust bereun?
Der Wolken brausendes Getümmel
Umschwärzt noch nicht den heitern Himmel.
Wird er noch morgen heiter seyn?

Wann dich des Rausches Gott beglücket,
Und du, durch sein Geschenk entzücket,
Dich glücklicher, als Fürsten, dünkst:
Dann singe zu der Dichtkunst Ehre,
Wenn ich den vollen Becher leere;
Ich singe wieder, wenn du trinkst.

Freund, morgen wird ein Sturm entstehen.
Hörst du nicht das Geschrey der Krähen,
Das nahe Stürme prophezeiht?
Doch gut! Ihr Stürme, stürzt nur nieder.
Wir beide trinken morgen wieder.
Freund, mache dich dazu bereit.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Spiegel.

Du, die du itzt den Spiegel fragest:
Wie schön dich die Natur geschaffen?
O frage künftig nicht den Spiegel!
Denn kann er wohl sein Glück empfinden?
Wenn hat er dich entzückt bewundert?
Er, der dir dein Gesicht nur malet,
Verschweigt die Reizungen des Geistes.
Nein! Frage lieber meine Küsse!

Ihr

Ihr Feuer wird dir alles sagen,
Was dir nicht Spiegel sagen können.
Es wird dein Herz recht fühlen lassen:
Wie schön dich die Natur geschaffen?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Einige Oden aus dem Anakreon.

Die 15. Ode.

An sich selbst.

Der Sarder König, Gyges,
Erweckt mir keine Sorgen.
Mein Geiz strebt nicht nach Golde.
Mein Neid trifft nicht Tyrannen.
Ich sorge, wenn ich sorge,
Den Bart nur wohl zu salben.
Ich sorge, nur mit Rosen
Die Haare zu umflechten.
Ich sorge nur für heute.
Wer kann das Schicksal sagen,
Das morgen uns erwartet?
Itzt ist das Glück mir günstig;
Itzt ist die Zeit, zu spielen,
Itzt ist die Zeit, zu trinken,
Und, Weingott, dir zu opfern;
Damit der Tod nicht komme,
Und plötzlich zu dir spreche:
Du hast genug getrunken.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die 23. Ode.

Das Gold.

Brächten Gold und groſſe Schätze
Sterblichen ein längres Leben:
O wie wollt ich Schätze ſammlen!
Dürrer Tod, wann du dann kämeſt,
Sprach ich: Nimms, und nun geh weiter!
Nun, da ſich ein längres Leben
Sterbliche nicht kaufen können:
Soll ich darum ängſtlich ächzen?
Hilft mirs, wenn ich Klagen führe?
Bin ich ſchon verſehn, zu ſterben:
Sagt! Was iſt das Gold mir nütze?
Wein allein reizt meine Wünſche;
Den nur will ich täglich trinken,
Und beym Trunk mit Freunden ſcherzen,
Und beym Scherz mein Mädchen küſſen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die 24. Ode.

Ermunterung zum Trunke.

Bey der Geburt bin ich dem Tode
Zu ſeiner Beute zugeſprochen,
Wenn ich mein Ziel ereilet habe.
Ich weis, wie weit ich ſchon gelaufen.

Die Zahl der noch erlaubten Schritte
Verdecket dicke Nacht den Augen.
Vielleicht - - ! Doch weiche, finstre Sorge!
Und flieh zu Greisen, und zu Reichen,
Und flieh zu deinen Philosophen,
Die dich mit offnem Arm empfangen.
Ich habe nichts mit dir zu schaffen.
Komm, Freund Lyäus, Gott der Reben!
Vergiß nicht deine grossen Becher.
Eh ich mein traurigs Ziel erellet,
Hab ich noch Lust, mit dir zu tanzen,
Und mich noch einmal satt zu trinken.

* * * * * * * * * * * * * * *

Die 25. Ode.

An sich selbst.

Wenn mich der Wein berauschet,
Entschlafen Leid und Sorgen.
Was hat mit mir die Arbeit;
Was Sorg und Leid zu schaffen?
Was hilft es, auf den Meeren
Sein Leben zu verschiffen?
Ich muß doch einmal sterben.
Dann hilft dafür kein Weigern.
Der Trank des edlen Bachus,
Der Wein soll uns berauschen.
Denn wenn wir uns berauschen,
Entschlafen Leid und Sorgen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die 26. Ode.

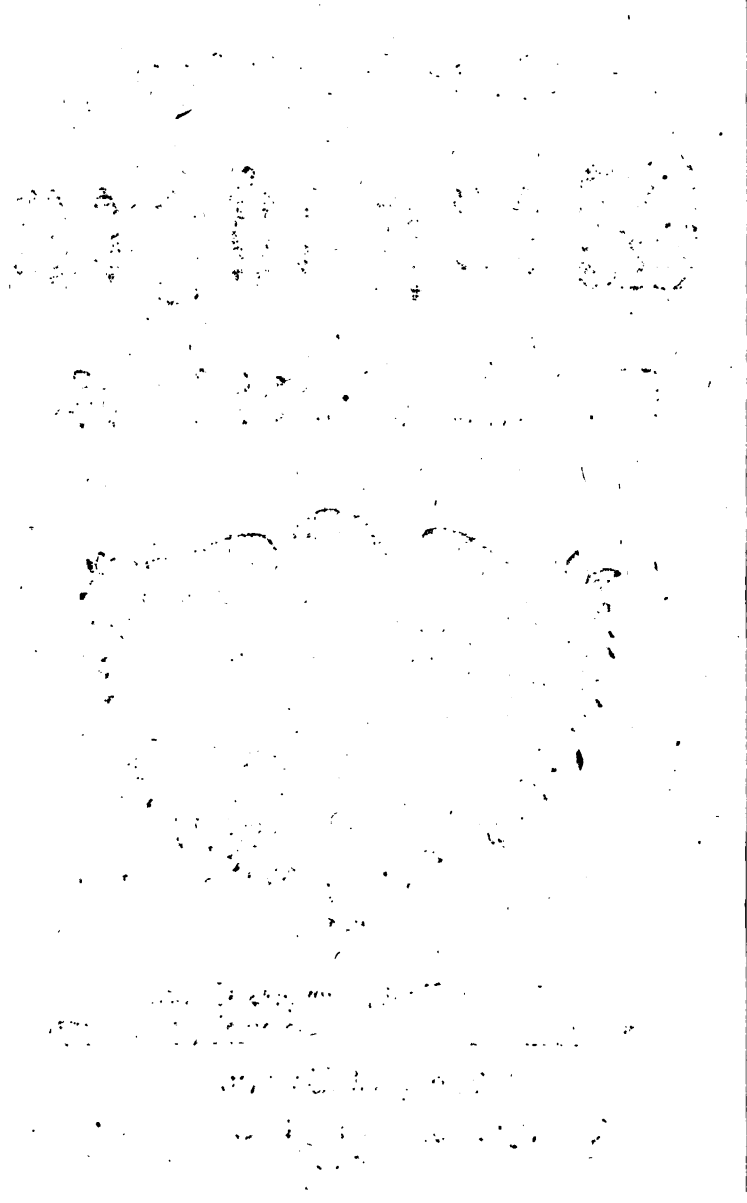
An ſich ſelbſt.

Wenn Bachus mich begeiſtert,
Entſchlafen Leid und Sorgen.
Dann bin ich mir ein Krösus.
Dann ſing ich ſchön und reizend.
Wenn Epheu mich bekränzet;
Verſchmäht mein Hochmuth alles.
Zum Unglück tapfrer Krieger!
Streit! ich will lieber trinken.
Du! Knabe! Meinen Becher!
Weit beſſer iſts, ich liege
Vom Rauſche ſchön betäubet,
Als von dem Schwerdt entſeelet.

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Dritter Band, zweytes Stück.

Leipzig und Bremen,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1746.



Die Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind.

Vorbericht.

Ich habe dieses Gedicht schon lange unter diejenigen gezählt, die mit vielen andern völlig in Vergessenheit gerathen wären. Allein verschiedne Kleinigkeiten geben mir zu erkennen, daß man gleichwohl noch an mich gedacht, und dasselbe hin und wieder angeführt hat. Da es nun also zu einem Theile der neuern Geschichte der poetischen Gelehrsamkeit geworden: So habe ich für gut befunden, durch eine wiederhohlte Auflage desselben, dafür zu sorgen, daß unsre kritischen Nachkommen, die Stellen verschiedner Scribenten (wo sie anders ein hohes Alter erreichen sollten) in so fern sie sich auf dieses Gedichte beziehen, keiner Dunkelheit zu be-

schuldigen, Ursache finden mögen. Ich will mir die Freyheit nehmen, zweyerley dabey zu erinnern, deren eines den Titel, das andre aber die bey dieser Auflage weggelassenen Anmerkungen betrifft, welche man beide wider meine Absichten verstanden und ausgelegt hat. Die Worte der Aufschrift sagen: Ein Dichter, der schwer zu lesen ist, sey trefflich, oder verdiene einen Vorzug vor einem, der leicht zu lesen ist. Ein Dichter ist aber leicht zu lesen, wenn er, in einem prosengleichen Ausdrucke, seinen Lesern, wie Bodmer sagt, **nichts mit Heimgiebt zu fühlen, und zu denken.** Ein andrer also, der die Empfindungen und die Einsicht derselben mehr beschäfftiget, und eine gröſsre Sorgfalt auf den Ausdruck wendet, wird schwerer zu lesen seyn. Meine Ausleger scheinen vergessen zu haben, daß ein Ding nur in Absicht, und in Vergleichung auf ein anders schwer sey. Sie werden aber gleichwohl begreifen und in ihrem Gewissen überzeugt seyn, daß Opitz schwerer zu lesen sey, als Stoppe, und daß die Stoppische Schreibart viel leichter, als die Opitzische, zu verstehen sey. Ein Unstudirter, der seinen natürlichen Einsichten, und seinem ungeläuterten Geschmacke überlassen ist, wird über ein Quodlibet lachen, und ein gutes Gedicht ungelobt und unbewundert lassen. Das letztere wird ihm schwer seyn, weil er richtige Begriffe von Sachen, und wenigstens einige Kenntniß von den Schönheiten der Dichtkunst mitbringen muß. Wenn es den Lesern der Poeten daran fehlt: So sind sie ihnen freylich dunkel, und also schwer zu lesen. Sonst aber sehe ich nicht, daß jemand

anders,

anders, als ein Ketzermacher, der in den Ausdrücken eines Scribenten immer mehr findet, als derselbe hineingebracht hat, unverständlich und schwer für einerley halten könnte.

Daß man sich aber darüber lustig machen wollen, daß ich zu meiner eignen Arbeit selber Anmerkungen gemacht, solches wundert mich am meisten. Die itzige Auflage meines Gedichts wird beweisen, daß es auch ohne dieselben verständlich sey. Sie waren gar nicht nothwendig, das weis ich wohl. Ich wollte aber doch, nach der an sich zwar lächerlichen, aber doch wohl hergebrachten und beliebten Mode, das von andern in den Noten bekräftigen lassen, was ich im Texte gesagt hatte. Will man mich deswegen einer begangnen Thorheit beschuldigen: So muß man wohl vergessen haben, daß eine mit Fleiß nachgeäffte Thorheit bey den Poeten eine Satyre ist. Daß ich aber dieselben ebenfalls, wie den Text in Versen geschrieben, solches hätte, meines Erachtens, aufmerksame Leser unvermerkt auf eine andre Ursache führen können. Denn wenn man beide Schreibarten gegen einander hält: So wird man bald sehen, daß ich mir in den Anmerkungen keine andre Mühe gegeben habe, als fliessend und leicht zu schreiben, da ich hingegen im Texte den etwas schwerern Endzweck hatte, die gedrungne Schreibart eines denkenden Dichters zu erreichen, und doch verständlich zu seyn. Ueberdieses will ich nicht läugnen, daß mir ein Scherz unter guten Freunden zu der ehmaligen Einrichtung meines Gedichts

Gelegenheit gegeben. Einige derselben machten sehr fliessende, aber auch sehr leere Verse, und beschuldigten Hallern, in der berüchtigten Stelle, die damals nur noch in Handschriften bekannt war:

Nach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit ꝛc.

meiner Einsicht nach, mit Ungrunde, einer grossen Dunkelheit. Sie hielten es fast für leichter, Hallerisch, als Neukirchisch zu schreiben. Dieses reizte mich an, daß ich einen Versuch that, ob es mir nicht in beiden Schreibarten glücken möchte. Dadurch dachte ich meinen Gegnern zu zeigen, daß es mir, der ich damals, als ich noch Verse machte, an meinen Ausdrücken sehr zu mustern und zu putzen gewohnt war, leichter fiele, zu ihnen herunter zu steigen, als es vielleicht ihnen fallen möchte, zu Hallern hinanfzukommen. Meine andern Freunde, welchen das Leere in der Dichtkunst eben so verhaßt, als mir ist, haben mich nach der Zeit bereden wollen, daß die Schreibart in meinen meisten Anmerkungen zwar allezeit sehr merklich von der Schreibart des Textes unterschieden, aber doch noch viel zu gut und körnicht wäre, als daß man sie mit der gereimten Prosa

Aus Dichtern von zu hellem Wesen *

vergleichen könnte. Dieses ist eine von den wichtigsten Ursachen, warum ich alle gereimte Anmerkungen nunmehr weggelassen habe. Damit sich aber meine itzigen Leser einen kleinen Begriff von denselben

* Siehe das zweite Stück des zweiten Bandes der Bremischen Beyträge a. d. 170. St.

denſelben machen können: So will ich eine davon herſetzen. Sie enthält die Erklärung der oben gedachten Halleriſchen Verſe in ſich, welche mir zu dem ganzen Gedichte Gelegenheit gegeben haben. Und es iſt um ſo viel nöthiger, daß ſie in dieſem Vorberichte ſteht, weil ich in den Text nicht wohl etwas neues einrücken konnte. Nachdem ich im Texte von einem guten Dichter geſagt hatte:

Er ſpricht ein einzig Wort mit wohlbeſtimmter Kraft,
Du nimmſt es nicht in acht, und ſchiltſt ihn mangelhaft.

So machte ich folgende Note: „Exempel machen „klar; ich will durch eines lehren. Ich habe die„ſen Ort für dunkel ſchelten hören:

Mach deinen Raupenſtand, und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

„Ich kann die Aehnlichkeit der Bilder dennoch fin„den; ſie liegt entdeckt nicht da, iſt aber zu ergrün„den. Die kriechende Natur der Raupen iſt ein „Stand, mit dem der Schöpfer noch den fliegenden „verband. Sie ſoll zuerſt gekrümmt, und auf „dem Graſe leben, und dann, als Schmetterling, „ſich in die Luft erheben. Dieß iſt ihr letzter Zweck, „das Kriechen war es nicht. Dieß Gleichniß iſt „geſchickt, und giebt dem Satze Licht. Ein Menſch „kreucht eben ſo zuerſt auf naher Erden, und muß, „von ihr entfernt, zu dem erhoben werden, was er „noch itzt nicht weis. Ein Geiſt, der dieß bedenkt,

„sagt, wenn er seinen Blick auf eine Raupe lenkt:
„Soll ich den Raupenstand zum letzten Zwecke
„machen, der doch mein erster ist? Das heißt man
„schwere Sachen! Das Meer der Ewigkeit ist ein
„bekanntes Bild, Wie, daß das Aehnliche nicht
„auch vom Tropfen gilt? Wenn die Verhältniß
„gleich nicht mathematisch wäre: Wie Zeit zur
„Ewigkeit, so Tropfen zu dem Meere: So ist das
„Gleichniß gut. Wie unser Geist begreift, ein
„Tropfen, welcher schnell, und stets auf andre träuft,
„ohn Unterlaß und Zahl, kann wachsen, schwellen,
„steigen, und wird nach langer Zeit des Meeres
„Gröſſe zeigen: So bildet er sich auch, nicht irrig,
„seine Zeit; durch stetes Wachsen wird sie ihm
„zur Ewigkeit. Hier will der Ueberdruß bey an-
„gehaltnem Kränken, den Tropfen seiner Zeit sich,
„als ein Meer, gedenken, das unergründlich ist, und
„keine Gränzen kennt. Da straft ihn die Vernunft,
„die kein Empfinden blendt, setzt in der Phantasey,
„in lehrendem Erwägen, dem Meer die Ewigkeit,
„dem Tropfen Zeit entgegen. Ists möglich, daß
„dieß Bild nicht klar ins Auge fällt, wenn man nicht
„selbst die Hand vor das Gesichte hält?

So sahen meine Noten aus. Ob ich übrigens die in meinem Gedichte vorgetragne Meynung ändern, ob ich sie wiederrufen, oder ob ich sie mit neuern Gründen vertheidigen werde, das weis ich nicht.

Die Vortrefflichkeit der Dichter die schwer zu lesen sind.

So hat ein Ketzerwort vom Wahn der Kunst erzeugt,
Dein sonst nicht furchtsam Herz, o Damon, auch gebeugt?
Bist du der Wahrheit treu, bist du ein Wolkianer:
Und wirst gleichwohl ein Feind der Participianer?
Freund! so verläßt du ja das itzt noch ferne Ziel.
Durch Wissenschaft und Witz sucht unser Saitenspiel
Bey eingetheilter Ruh dem Besten nachzusingen.
Wer weis, wozu wir es durch Widerstreben bringen!
Wo soll die rechte Bahn zu Phöbus Tempel seyn?
Wie dringt man glücklich durch? Wir bilden uns nicht ein,
Die unerstiegne Höh bewundernswerther Gaben
Durch leichter Wörter Flug schon längst erreicht zu haben.
Du sollst ein Weiser seyn: weil dich Minerva krönt;
O mache, daß dein Schluß ihr Urtheil nicht verhöhnt!
Aus frommer Redlichkeit scheinst du allein zu fehlen,
Und von zu hellem Licht geblendet, falsch zu wählen.
Du sprichst dem Dichter Hohn *, der kurz mit Nachdruck spricht.
Bitt es Thalien ab, und thu es ferner nicht.

* In einer zum Scherz gehaltnen Rede wider die Participianer.

Ich will den irren Sinn durch dieß Gedichte brechen,
Und du sollst mich an dir durch deinen Beyfall rächen.

Nein, Freund! Du hast gescherzt. Du bist nicht wider mich.
Wer sich getroffen fühlt, begreif und beßre sich.
Bezwing ich itzo nicht den Wahn von seinen Träumen
Durch Wahrheit und Beweis: So laß ihn schmähn, und reimen!

Ein Dichter, der sich lehrt, und mehr, als andre, denkt,
Sieht, wenn er sich mit Fleiß auf sein Geschäffte lenkt,
Mit scharfgeübtem Blick auf nie erkannte Dinge;
Die mindste Kleinigkeit wird bey ihm nicht geringe;
Er löst den Mantel ab, in den Natur sie hüllt;
Und wo er hingeräth, findt er ein ähnlichs Bild;
Ein Bild voll Reizungen für aufgeklärte Geister.
Er wählet, wenn er schreibt, als der Gedanken Meister,
Nicht als des Reimes Knecht; er führt die Phantasey,
Und sie bezwingt ihn nicht; er wagt, und schreibet neu.
Sein Ausdruck schwinget sich so ferne von der Erde,
Damit er nie gemein, und dennoch deutlich werde.

Kannst

Kannst du so reich, als er, an Witz und Einsicht
seyn:
So nimmt dich sein Gedicht mit kluger Wollust
ein;
Und ist dein Geist zu schwach, ihm mächtig nachzu-
dringen:
So wird er dir allein, nicht allen, dunkel singen.
Er spricht ein einzigs Wort mit wohlbestimmter
Kraft.
Du nimmst es nicht in acht, und schiltst ihn mangel-
haft;
Da viel mit halbem Fleiß in glücklichem Verbin-
den
Viel nie gefühlte Lust und helle Wahrheit finden.
Er sucht kein Sylbenspiel, und kitzelt nicht das
Ohr;
Erkenntniß geht bey ihm dem Reiz der Sinne vor.
Er will durch scheinbarn Glanz dein Urtheil, nicht er-
schleichen.
Du sollst, mit Macht bewegt, den starken Gründen
weichen.
Lern, daß zu diesem Zweck dir niemand fehlt, als du;
Und daß dich nichts verführt, als Vorurtheil und
Ruh.
Willst du noch keinen Blick in deinen Busen füh-
ren?
Wie soll, wer Menschheit fühlt, dein wildes Herze
rühren?
Siehst du, von ferne her, ins innre der Natur:
So kömmt dein fauler Fuß auch niemals auf die
Spur

Die den, der mühsam steigt, auf jene Höhen führet,
Wo Licht aus Tiefen stralt, und nimmer sich verlieret.
Was leicht, bekannt, gemein, nicht unerwartet ist,
Was, wer halb schlafend liest, bald ohne Müh ermißt:
Vergnügt die Seele nicht. Sie flucht dem leeren Liede;
Entschläft ihr Auge nicht: So wirds doch zeitig müde,
Zu suchen, wo nichts ist. Willst du bewundert seyn:
Denk richtig, neu, und tief, und schränk den Vortrag ein.
Dein Bild sey ausgesucht, frey, ähnlich, nicht erzwungen;
Dein Satz sey edel, wahr, erreicht, nicht aufgedrungen.

Dieß nennt der Pöbel schwer, dieß kann er nicht verstehn.
Er schmeckt die Quelle nicht; laß ihn zu Pfützen gehn.

Des Stümpers Werk verbleibt ein prosengleich Geschwätze,
Das sonder Nachdruck läuft; das des Verstands Gesetze
Unwissend nicht gebraucht; das gern mit Sylben spielt,
Und alles froh behält, was Maas und Reim befiehlt;

Den

Den erſten Einfall braucht, und was das Hirn erfindet,
Gleich ſonder Wahl behält; die Bilder kühn verbindet,
Die die Natur getrennt; das, flüchtig hingemalt,
Nichts ähnliches entwirft, und nur mit Farben prahlt.

Ein ſolch Gedicht kann nur die leichten Ohren füllen.
Wo ſoll, wer zärtlich ſchmeckt, den regen Hunger ſtillen?

Ein ungeſalzner Scherz, der nach dem Staube ſchmeckt;
Ein ſchlüpfrigs Buhlerlied, von Tand und Luſt geheckt;
Ein närriſch Quodlibet, den Mägden vorgeſungen;
Ein leerer Todtenfluch, dem Fremden abgedrungen;
Ein kühner Bettelbrief, vergebner Wünſche voll,
Den Feſt und Hochzeittag zur Bürde kaufen ſoll;
Gedankenleere Wort in ſchlechtgemeßnen Reimen,
Die dem erhitzten Kopf im Fieber beſſer träumen,
Ein Afterſohn der Kunſt, ein Fremdling der Vernunft:
Sind ferne vom Beruf der wahren Dichterzunft.

Der

Der Gottheit Herold seyn; der Tugend Ruhm erheben;
Dem Schweren unsrer Pflicht ein reizend Ansehn geben;
Das unerforschte Herz und Triebe, die uns fliehn,
Mit glücklicher Gewalt aus ihren Klüften ziehn;
Das Volk, das irre geht, vom falschen Wahn entfernen,
Nach sichern Zwecken gehn, und edler denken lernen;
In wahrem Lob und Schimpf ermuntern, und erbaun;
Geschmack und Kunst verstehn, und auf die Nachwelt schaun:
Dieß muß ein Dichter thun, den Recht und Einsicht adeln,
Den die Vernunft erhöht, und blinde Schüler tadeln.

Er thuts, der Biedermann, des wahrheitsschwangres Geist
Sich mit geübtem Flug den Tiefen kühn entreißt,
Wo Nacht und Irrthum herrscht! der Tag und Wahrheit findet;
Hoch über den Begriff, der niedre Seelen bindet.
Doch, wie ein schneller Blick in allzu helles Licht
Die blöden Augen blendt: So ist auch sein Gedicht
An starken Schlüssen reich, an weisen Sprüchen mächtig,
Erlesen, ausgeführt, gegründet, und bedächtig;

Und

Und greift des Lesers Kraft oft so gewaltig an,
Daß, wer den tiefen Sinn nicht schnell begreifen kann,
Sich wider ihn empört, dem dunkeln Kopfe flu-chet,
Sich zu entschuldigen, ihn zu verklagen suchet.
An eignem Wissen schwach, mit fremdem Dünkel kühn,
Spricht er sich selber Recht, verdammt und straft nur ihn.
Mit Sachen unbekannt, in Wörtern wohlbelesen,
Beschreyt das kluge Kind ein sehr gezwungnes Wesen,
Das in dem Ausdruck herrscht, der Mundart Rauhigkeit,
Verworfne Bindungen, der Reime Seltenheit.
Und, schreckenvolles Wort! der Mittelwörter Menge
Ist bey ihm Ketzerey, ein klägliches Gepränge;
Der Sprache Märtrertod, der jungen Dichter Gift.
Wie billig fürcht ich nur, daß dich sein Urtheil trifft:
„Dieß weis der Pöbel nicht; er wird es nimmer lernen:
„Die Schale hält ihn auf, er kömmt nicht bis zum Kernen.

Was hast du doch für Schein, dich zu empören? Sprich!
Aus Großmuth, nicht aus Recht, verhör und richt ich dich.

Gezwun-

Gezwungen heißt bey dir, wenn die verblendten Sinnen
Besonderm Reiz nicht gleich die Schönheit abgewinnen;
Wenn du, in Schlüssen fremd, verwirret und getrennt,
Was oftgeübte Kunst wohl überlegt verband.
Wo ist die Mundart rauh? Wo Wörter anders klingen,
Als dir die Kindermagd einst wußte beyzubringen;
Wo eine Sylbe steht, die man bey dir nicht spricht.
Doch, wo die Regel fehlt; Wer sündiget? wer nicht?
Gebeut ihm. Wird er sich von Amt und Pflicht entfernen,
Nach Obersachsen gehn, und deine Fehler lernen:
So wird er fliessend seyn. Wenn ist ein Wort versetzt?
Wenns auf zwo Seiten steht, und den Verstand verletzt;
Nicht, wenn zu zeitig kömmt, was später kommen sollte:
Weil dich zu gröſſrer Lust die Kunst betrügen wollte;
Nicht wenn ein edler Satz, von viel Bestimmung schwer,
Die Ordnung rathsam flieht, die prosenähnlich wär.
Was ist ein steifer Reim? der dich im Schlafe störet,
Mit dem du Dichter lißt: denn, was du nie gehöret,

Wird

Wird darum schlecht und falsch. Nun kömmt dein ärgster Groll,
Da noch das Mittelwort zum Steine werden soll,
An den dein Zahn sich reibt. Das kannst du nicht vertragen:
Weil du von Jugend auf nicht eines hören sagen.
Du sprichst: Dieß Wagestück ist unerhört und neu.
Die güldne Sprache geht den Weg zur Barbarey!

So ist letzt nicht mehr deutsch, was vormals deutsch gewesen?
Hast du wie Opitz denkt, und wie er schreibt, gelesen?
Ist dieser ein Barbar? Kann man ihn nicht verstehn?
Muß man zum Wörterbuch ihn zu erklären gehn?
Nein. Kluge lesen ihn, bewundern seine Werke;
Die ihm zeither gefolgt, sind Schüler seiner Stärke
Und sehn dem Meister nach, iedoch mit Unterscheid;
Denn einer kömmt ihm nah, und viele folgen weit.
Und alle brauchen doch, durch seine Kunst gezogen,
Durch Uebung angewöhnt, durch Gründlichkeit bewogen,
Und durch sich selbst gestärkt, ein glücklich Mittelwort, *
Das den gedehnten Vers und manchen leeren Ort
Gehan-

* Ich glaube, daß man mir itzund keinen Beweis darüber abfordern wird, da von den alten viele sich derselben dann und wann, von den neuern die meisten und besten aber gar nicht sparsam bedienet haben.

Gedankenfähig macht. Den Vortheil zu erlangen,
Wird nichts zur Ungebühr und fruchtlos angefangen.
Die Vorwelt schätzt ja schon die Wahrheit allgemein:
Die Götterſprache ſoll des Dichters Vorzug ſeyn;
Es ſoll ſich Sach und Wort vom niedrigen entfernen.
Kann er wohl, hoch zu ſeyn, vom Pöbel reden lernen?
Zwar Griechenland und Rom zwingt freye Dichter nicht.
Sie lobens, wenn ihr Witz nicht, wie des Redners, ſpricht,
Die Sprache reicher macht, und neue Wörter findet.
Iſts billig: daß man nur uns Deutſche ſklaviſch bindet?
Nein! die von etlichen nicht oft betretne Bahn
Iſt dennoch folgenswerth. Bleib, wer nicht gehen kann.
Wer aber Kräfte fühlt, die Flügel hoch zu ſchwingen:
Verfolge ſeinen Flug; es wird ihm wohl gelingen.

Fort! reime, Furchtſamer, und ſchreib, ſo ſchlecht du denkſt.
Sey ruhig, wenn du dich auf gröſsre Dichter lenkſt.

Du hast im Raum genug vom Himmel bis zur Erden,
Und wirst wohl neben dir der Kluft nie inne werden.
Genug, du reimst getrost, und hörst auch, daß es klingt,
Gesetzt, daß dir keinmal ein Meisterstück gelingt:
Erreim den Lorberkranz. Du kannst mit dieser Krone
Die zehnte Muse freyn. Erweckt in eurem Sohne,
Den Kunst und Glück verspricht, schon an der Mutter Brust
Zum Wünschen deine Kraft, zum Reimen ihre Lust:
So könnt ihr das Geschlecht der Gratulanten heben,
Auf Kind und Kindeskind den Seegen doppelt geben,
Durch den ihr lebt, und schreibt. Eur Stammbaum geht nicht ein;
Er wird ein spät Geschlecht gebohrner Dichter seyn;
Knecht, Magd, und Kind, und Thor wird ihre Werke lesen,
Und um die Wette schreyn, wie deutlich sie gewesen.

Jedoch, wer deiner Kunst verdientes Eigenthum,
Für sich geringe schätzt; wer im Erhabnen Ruhm

Bey Weisen Ehre sucht: den laß auf steilen Höhen
Mit festbeklemmtem Schritt nach seltnen Lorbern gehen,
Die keine Gunst verschenkt. Er läuft nicht nach Gewinn,
Giebt Schweis und Arbeit nicht bedungnen Groschen hin,
Bewegt kein albern Volk zu übereiltem Lachen;
Er will durch Gründlichkeit vier Kluge lüstern machen,
Dieß ist ihm Ruhm genug. Er wäget, nicht wie viel,
Nur wer ihn kennt und schätzt. Sein dir verborgnes Ziel
Ist Fleiß zur Seelenruh, Erbauung beym Vergnügen.
Die Mittel, welche stets in seiner Denkart liegen,
Sind ein sich kennend Herz, erkannt und rege Pflicht,
Durch Beyspiel und Beweis sich selbst entzündtes Licht,
Im Denken Richtigkeit, und Reichthum im Erfinden,
In Bildern Meng und Wahl, und Vorsicht im Verbinden,
Ein Satz, der lehrreich reizt, und im Ergetzen lehrt,
Und Worte, deren Sinn den Geist gemach empört,

Zuerst

Zuerst begierig macht, drauf zum Bemerken bringet,
Und dann zum Beyfall führt, und zum Bewundern zwinget.

Wer solch Vermögen braucht, wer so den Zweck erhält:
Verdient des Dichters Ruhm zum Neide später Welt,
Den wird der Enkel Kind mit Lust und Ehrfurcht lesen;
Und an uns Schwachen sehn, wie mächtig er gewesen.
Itzt aber lacht und schmäht ein unverklärter Schwarm,
Kennt seine Schätze nicht, hält sich mit ihm für arm.

O stinkender Geschmack! o misgelehrte Zeiten!
Die Weisheit muß beschämt mit alten Kindern streiten.
Die Menge beugt das Recht, und hört auf Gründe nicht.
Wer nichts, als Deutsche, liest, verurtheilt ein Gedicht,
Weis keines Beyspiels Pracht, die Weise von den Alten
Als einen Schatz geerbt, und unentbehrlich halten

Zur Schönheit in der Kunst; zieht sein verwöhntes Ohr
Der Hoheit im Begriff, dem Reiz der Wahrheit vor;
Vermengt des Reims Gesetz mit dem Gesetz zu dichten;
Kennt nicht den innern Bau, und will den Anstrich richten;
Und zeigt, so weit ich nur ihn zu erforschen geh,
Im Niedern Fähigkeit und Schwindel in der Höh.

Kehr um, verirrte Schaar! Du hast ja keinen Leiter,
Der Weg und Abweg weis; gehst im Verirren weiter,
Und meinst doch recht zu gehn. Vernimm, daß du gefehlt,
Merk an, warum die Kunst den neuen Pfad erwählt,
Was, und wohin sie will. So ists: Sie will ergetzen,
Doch den nur, der die Lust mit Einsicht weis zu schätzen.
Ist aber alle Welt in gleichem Grade klug?
Hat, wers zu haben glaubt, Verstand und Uebung gnug,
Die Geister, die sich oft in mancher Kunst vertiefen,
Mit gründlichem Bemühn zu fassen und zu prüfen?

Da

Da Weise vieler Art auf vielen Stufen stehn:
So muß, wer lernen will, zu seines gleichen gehn;
Kein Buch lehrt allgemein; kein Dichter schreibt für alle.
Was ist so abgeschmackt, daß nicht gleichwohl gefalle?
Was ist so ungemein, daß ohne Tadel bleibt?
Soll einer, den sein Witz zu hohen Dingen treibt
Sich selber wiederstehn, sich klein zu werden zwingen?
Soll ihm nicht auch einmal ein höher Lied gelingen,
Das einem Leibnitz selbst, der scharf und edel denkt,
Die theure Zeit nicht stiehlt, wenn ihm sein Blick sie schenkt,
Durch Kunst, die seiner werth, die Wohlthat abverdienet.
Und seines Beyfalls Preis zu fordern sich erkühnet?

Wenn, was der Alten Witz, in dunkle Sprüche steckt,
Ein heller Kopf begreift, ein sichrer Schluß entdeckt;
Wenn Scheingrund Zweifel baut von Sinn und Lust bescheinigt,
Die Ueberzeugung trennt, und von dem Anstrich reinigt;

Wenn lang verſuchter Fleiß mit furchtſam kühnem Schritt
Der Seele, der Natur, der Gottheit näher tritt,
Und was er langſam lernt, in reim erlangten Bildern
Mit neuer Klarheit weis erkänntlich nachzuſchildern;
Den Trieb zur Tugend fühlt, des Böſen Urſprung zeigt,
Nichts was zur Lehre dient, dem Dürftigen verſchweigt:
So dehnt der Weisheit Feld die ietzt noch engen Schranken,
Das wird ihm Leibnitz ſelbſt, und ieder Kluger danken.

Zwar du, Umnebelter, haſt ebenfalls Beruf.
Bleib in dem niedrigen, wozu dein Stern dich ſchuf.
Das freye Quodlibet, der Fabel bäuriſch Putzen
Vergnügt nach ſeiner Art und ſchafft dem Pöbel Nutzen.
Wer zwiſchen dieſer Kluft, als Reimer, als Poet,
Verdientem Range nach auf ieder Stufe ſteht,
Sey ferner unbeſorgt, mit ſeinem Glück zu frieden,
Es ſind ihm Leſer gnug, und Richter mehr beſchieden.

Es muß ein Maasſtab ſeyn, der Kräfte kennt und mißt
Und zeigt, wer klein und groß, wer ſchwach und mächtig iſt.

Wer

Wer mir zu schwer gedacht: Wird hundert andern leichte.
Was du für gründlich hältst: Das scheint mir matt und seichte.
Und du trifft Finsterniß und Misvergnügen an:
Wo ich bey vielem Licht viel Wollust finden kann.
Wär ieder Dichter hoch: Wo sind sie, die ihn fassen?
So muß, wer denken will, den niedern liegen lassen.
Allein, sind Witz und Kunst vertheilt und untermengt,
Daß mancherley Geschmack an manchem Führer hängt:
So richtet sich der Zweck des Meisters nach den Kunden,
So hat der Käufer Lust, der Dichter Lob gefunden.

Wer ist, der seine Schand ihm selbst gestehen kann?
Die Selbstverniedrigung greift viel zu heftig an.
Der Hochmuth, klug zu seyn, liegt in des Menschen Wesen.
Er will des Dichters Lied doch auch mit Einsicht lesen.
Hier sind sie, groß und klein. So kost und wähle dir,
So gut du weist und kannst. So lies mit viel Begier

Und lobe, wen du willst. Ich gönne dir den deinen.
Ich fodre gleiches Recht; so laß mir auch den meinen.
Ich mach es selbst wie du; ich lese hin und her.
Den leichten leg ich hin; und fällt mir einer schwer
Und reizt, und nimmt doch ein: So prüf ich meine Kräfte,
Und mache mir aus Lust ein nützliches Geschäffte,
Und seh, wie weit ich noch ihn einzuholen bin.
Schon viele neben mir treibt so ein edler Sinn,
Ein ungescholtner Neid, dem Lobe nachzutrachten,
Und was nicht herrlich ist, für uns nicht gut zu achten.
Was hilfts, wenn ich zugleich mit vielen Sängern schrey;
Wo niemand hören kann, was meine Weise sey,
Ob ich durch Zärtlichkeit mich über jene schwinge,
Ob ich als überstimmt in ihrem Tone singe?
Kommt, muntre Freunde, kommt, dem Besten nachzugehn.
Gesetzt, es fällt uns schwer, wir bleiben zeitig stehn!
Was schadets? Sehn wir nur, wie viel wir noch nicht wissen,
Wohin wir, groß zu seyn, durch Fleiß noch dringen müssen.

Hier lernt ein feiner Geist vom Dichter sinnreich seyn,
Sieht seines Wissens Licht bey fremden Fackeln ein,

Lernt

Lernt Wahrheit übersehn, der Worte Kraft begreifen,
Der Tugend Glanz verstehn, den guten Willen steifen,
Gewöhnt sich endlich auch die Art zu denken an,
Die ihn vom Pöbel zieht, und immer heben kann.
Wer Modedichter liest, wird oft aus langen Werken
Kaum einen halben Scherz, ein lustig Sprichwort merken.
Der liest; bleibt unbewegt, und legt auf einmal hin
Die Blätter aus der Hand, den Innhalt aus dem Sinn.
Der lacht sich athemlos an sachenlosen Schwänken;
Vergißt, was er schon weis, und lernt fast schlechter denken.

Wer sich mit Ehrgeiz liebt: Flieht Firniß, Tand und Wust,
Und hat an wahrem Reiz ernsthafter Musen Lust.

Die ihr die deutsche Welt aus unsern Schriften lehret,
Wer zu der eisernen, und güldnen Zeit gehöret,
Nehmt mit geübtem Witz das Richteramt in acht;
Vergeßt, wenn euer Schluß des Dichters Urtheil macht,
Im Sylbenkönigreich nur nicht das Recht der Sachen.
Für sie muß das Gesetz mit steter Strenge wachen.

Ich

Ich weis, der Dichter soll der Sprache mächtig seyn;
Doch diese Tugend ist bey uns nicht allgemein.
Wo ist des Sprachrechts Sitz? Wes Beyspiel soll man wählen?
Der Sachse kann so oft, als selbst der Schweizer, fehlen.
Wenn niemand klagen kann: so ist die Mundart frey.
Ein ungewohnter Ton ist keine Barbarey.
In Zeichen richtig seyn, den Ausdruck unterscheiden,
Befiehlt die Deutlichkeit, die Räthsel nicht kann leiden.
Und wenn der Setzer oft mit ungeübter Hand
Den durch nicht leichten Fleiß verbundnen Sinn getrennt:
So sorgt für Besserung; doch laßts nicht uns entgelten.
Denn, wo der Knecht gefehlt: Könnt ihr die Herren schelten?
Auf! nehmt die Dichter durch, und bringt sie in die Reih,
Zeigt, wo ein ieder her, wie alt, wie gut er sey.
Dann seyd einmahl bemüht, die Reime nachzuzählen:
So darf man sich nicht mehr, sie nachzuschlagen, quälen.
Doch, wo dieß alles ist, wovon ihr Kenner seyd:
O, so erstrecket sich die Herrschaft noch nicht weit.
Lehrt uns aus der Natur der Dichtkunst wahres Wesen;
Laßt uns, was Nutzen bringt, durch klugen Vorschub lesen;

Erklärt

Erklärt, was dunkel ist, durch beygebrachtes Licht;
Verbergt des Schreibers Sinn durch euren Dünkel nicht;
Vertheidigt vor dem Schimpf der Neider seinen Namen;
Lehrt uns dem Glücklichen mit Fortgang nachzuahmen;
Laßt uns die Quellen sehn, aus welchen sie geschöpft,
Und zeigt uns Höhen an, wo es für uns noch tropft.
Uns sind in der Critik schon Führer vorgegangen.
Kein dreuster Wörterheld wird ihren Ruhm erlangen.
Der Dichter wird gerühmt; Es folg ihm, wer da will!
Es richte, wers vermag! Der Schwache schweige still!
Das Volk, so nach uns kömmt, wird uns nicht minder richten,
Und, was wir nicht verstehn, mit neuer Einsicht schlichten.

Ich aber, der aus Lust, sich selbst zu lehren, schreibt,
Da mich mein niedrer Witz nicht ins Erhabne treibt,
Will wenig Ruhmbegier mit meiner Kraft umgränzen.
Wo ich nicht leuchten kann, verlang ich nicht, zu glänzen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Beytrag zum deutschen Wörterbuche.

Als ich es wagte, der gelehrten Welt meinen Versuch eines deutschen Wörterbuchs mitzutheilen;* So bat ich mir zugleich den Beytrag meiner Landsleute zu diesem wichtigen und weitläuftigen Werke aus. Ich bin so glücklich gewesen, daß mir verschiedene Artikel eingesendet worden, und mein Vergnügen darüber ist so groß, daß ich nicht einen Augenblick länger anstehen kann, ein paar davon bekannt zu machen, welche völlig nach derjenigen Anlage ausgearbeitet sind, die ich mir zu meinem Wörterbuche gemacht hatte. Ich hoffe, es werden diese neuen Proben noch andere aufmuntern, ihrem Beyspiele zu folgen, und mich durch ihre geschickte Beyhülfe in den Stand zu setzen, daß ich noch vor dem Schlusse des itziges Jahres solches unter die Presse bringen kann. Den Herren E** und Gl** statte ich zugleich für diese ihre Bemühungen den verbundensten Dank ab. Ich wollte wohl wünschen, daß ich ihre völligen Namen, und den Ort ihres Aufenthalts

* S. das erste Stück im dritten Bande der Bremischen Beyträge.

halts erfahren möchte, damit ich Gelegenheit haben könnte, ihnen einige kleine Zweifel zu eröffnen, welche mir wegen der übrigen von ihnen eingesendeten Wörter beygefallen sind. Dem Herrn Kr * muß ich sagen, daß er die Absicht, welche ich bey unserm Wörterbuche habe, nicht recht eingesehen haben mag. Dergleichen Artikel, wie er eingesendet hat, scheinen in ein Wörterbuch zu gehören, das nur für eine einzige Familie geschrieben ist. In dem Hause, worinnen er wohnt, mag er ein sehr aufgeweckter und schalkhafter Kopf seyn, welcher seine ganze Familie, und vielleicht auf Unkosten andrer, zu lachen macht. Nur befürchte ich, sein Witz geht nicht weiter, als bis an die Hausthüre. In andern Häusern wird ihn ohne Beyhülfe eines Scholiasten niemand verstehen. Dergleichen Familienscherze sind gute Quodlibete, welche nur eine geschloßne Gesellschaft einsieht, und belacht. Andern ehrlichen Leuten darf man es nicht wohl zumuthen, daß sie solche lesen sollten.

Verschiedene meiner Correspondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorschlagen, deren Bedeutung sie untersuchen könnten. Ich will etliche davon hersetzen, deren Bedeutung mir am zweydeutigsten, und am wenigsten bestimmt zu seyn scheint. Die verschiednen Redensarten, bey welchen sie gebraucht werden, machen wegen dieser Ungewißheit eine solche Verwirrung im gemeinen Leben, daß ein jeder Patriotischgesinnter nicht einen Augenblick zaudern sollte, eine gewisse

Bedeu-

Bedeutung davon festzustellen. Ich erwarte diesen Beytrag mit dem größten Verlangen. Den Nutzen davon haben sie und ihre Kinder zu genieſſen. Hier sind die Wörter selbst:

Andacht.	Großmuth.
Artig.	Ich.
Bezaubert.	Körnigt.
Demuth.	Kunstrichter.
Ehrgeiz.	Rangstreit.
Eifersucht.	Scherzhaft.
Freyheit.	Sparsamkeit.
Geschmack.	Unpartheyisch.
Gesundheittrinken.	Unschuld.
Gleichgültig.	Witz.

Dieses mag genug seyn. Es giebt noch unzählige andre Wörter, welche wenigstens so wichtig, als diese sind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geschickten Landsleuten überlasse. Die Briefe sind an Herrn Langenheim zu senden, und ihre Namen sollen verschwiegen werden, wenn sie es verlangen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Deutsch

ist ein Schimpfwort. Die Franzosen sprechen: Er hat den Fehler, daß er ein Deutscher ist. Denn, wie bey vielen Franzosen der Verstand

stand überhaupt sehr sonderbar, und merkwürdig ist: so haben sie gefunden, daß alle die, welche diesseits des Rheins gebohren sind, weder witzig, noch tapfer, und also gute ehrliche Menschengesichter, mit einem Worte, **Deutsche**, sind.

Es klinge alles so gar deutsch in seinen Versen, ist der tiefsinnige Machtspruch, den über deutsche Gedichte gemeiniglich diejenigen fällen, welche bey ihren Französinnen zur Noth so viel gelernet haben, daß sie die Utrechter Zeitungen exponiren können.

Ich kenne Leute, welche gern ihren halben Verstand darum geben würden, wenn sie keine Deutsche, sondern unter dem Consulate des Cicero in Rom gebohren wären. Ihnen kömmt nichts so lächerlich vor, als die Bemühung, in der deutschen Sprache Donatschnitzer zu vermeiden. Den, der sich Mühe giebt, zierlich und regelmäßig deutsch zu schreiben, können sie, ihrer Meynung nach, nicht ärger beschimpfen, als wenn sie ihn einen **deutschen Michel** heissen. Dieses Wort begreift nach ihrer Grammatik wenigstens eben so viel Schande und Laster in sich, als bey den alten Juden ein Samariter, oder bey den Savoyarden ein Barbet! Ich habe angemerkt, daß die deutsche Sprache unter ihren Kindern besonders zwo Arten von Feinden hat. Einige verfolgen sie aus Hochmuth und Eigennutz, andre aber verachten sie aus Leichtsinn. Jene geben sich eine ernsthafte, ge-

hieterische und monarchische Miene. Sie sind gewohnt, ihre Wahrheiten mit aufgehobenem Arme zu behaupten, und den Pflichten der väterlichen Liebe mit der Ruthe Gnüge zu leisten. Man nennt sie auch römischgesinnte Männer, oder **lateinische Görgen**, zur schuldigen Vergeltung der deutschen Michel. Es liegt ihnen viel dran, die deutsche Sprache zu unterdrücken, welche sie selbst so wenig verstehen. Ihr Ansehn dürfte freylich sehr fallen, wenn die Welt anfienge zu glauben, ein Mann verdiene den Namen eines wahren Gelehrten noch nicht, wenn er schon ein lateinischer Sprachmeister sey. In Lehmanns Speyerischer Chronike finden wir die Geschichte eines treufleissig verordneten Lehrers, welcher ein so abgöttischer Verehrer des Cicero gewesen, daß er seinen Sohn blos deswegen der lateinischen Sprache von Mutterleibe an geweihet, weil er eine Warze auf der Nase gehabt. Und ungeachtet sich bey zunehmenden Jahren geäussert, daß ihn die Natur nicht zu einem Cicero, sondern höchstens zu einem deutschen Holzhacker geschaffen: So hielt sich doch dieser gelehrte Vater in seinem Gewissen für verbunden, einem so deutlichen Berufe, als sein Sohn an der römischen Nase trug, nicht zu widerstreben. Ja, er soll in seinem Eifer so weit gegangen seyn, daß er sein Kind, bey vermerkter Widerspenstigkeit, amtsmäßig, und mit der Ruthe in der Faust gezwungen, die Finger auf die lateinische Grammatik zu legen, und seine deutsche Muttersprache solemni ritu formulaque abzuschwören. Nichts

kam

kam ihm toller vor, als deutsch zu lernen; denn sein Schuster redete deutsch, und er redete es so gut, als sein Schuster; beide aber hatten es niemals gelernt, und verstunden einander doch. Dergleichen lateinische Zeloten kann man dadurch keineswegs besänftigen, wenn man ihnen gleich einräumt, daß einem Gelehrten die griechische und lateinische Sprache unentbehrlich sey; daß ein Mann, welcher kein Latein verstehe, wenig Hoffnung habe, ein Gelehrter zu werden; daß man nichts tadle, als die sklavische Hochachtung, welche sie gegen alles dasjenige hegen, was lateinisch klingt; und daß man an ihnen nur die allzuabergläubische Verbitterung gegen ihre Mutterſprache als einen lächerlichen Fehler anmerke. So bescheiden auch dergleichen Einschränkungen sind, so wenig sind sie doch zu ihrer Beruhigung hinreichend. Ihre ganze Maschine geräth in Unordnung, wenn sie dergleichen Friedensvorschläge hören. * Ad rogum! ad rogum! schreyen sie, so bald sie eine Abhandlung sehen, welche zur Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache abzielt; ja einer von meinen Freunden besitzt ein Exemplar von den Belustigungen des Verstandes und Witzes, in welchen ein solcher Pflegevater unter den Namen Irenäus Mastigophorus * mit zitternden Händen geschrieben hatte:

HVNC TV ROMANE CAVETO!

* im 2. Theil der Belustigungen des Verstandes und Witzes. a. d. 465. S.

Die zweyte Art der Antideutschen machen diejenigen aus, welche die deutsche Sprache nur aus Leichtsinn verachten. Diese sind von den erstern weit unterschieden. Wenn jene etwas lesen, das nicht lateinisch ist, so schüttelt sich ihre ganze Natur; diese leichtsinnigen Feinde aber können noch so ziemlich gelassen anhören, wenn von der Stärke und Schönheit der deutschen Sprache geredet wird. Ja ich habe es so gar mit meinen Augen gesehen, daß man einem solchen Undeutschen, welcher ein junges Herrchen von Profession war, zwey Blätter aus dem Haller vorlas, ohne daß es ihm etwas weiter schadete, als daß er lachte, trellerte, pfiff, sich auf einem Beine herumdrehte; und, so bald er mit einer Prise Taback dem Gehirne ein wenig Luft gemacht hatte, so sagte er weiter nichts, als: Pardieu! le miserable jargon! Sogleich war auch sein Paroxysmus vorbey, und man sah zwischen ihm und einer vernünftigen Creatur beynah nicht den geringsten Unterschied. In der That verdienen diese Feinde der deutschen Sprache, daß man sie mit Langmuth erträgt; denn, wenn sie die deutsche Sprache verspotten, so geschieht es eben so wenig aus Bosheit, als wenn sie über den Schnitt eines Kleides lachen, welchen die Einfalt eines deutschen Meisters, und nicht der witzige Schneiderverstand eines erfindsamen Franzosen hervorgebracht hat. Sie spotten, weil es deutsch heißt, und lachen, weil es nicht französisch ist. Wer ein gegründetes Urtheil, oder Beweise von der Nichtswürdigkeit der deutschen Sprache von

ihnen

ihnen fordern wollte, der forderte zu viel. Genug, es ist Mode, sie zu verachten, und ihr Verstand ändert sich so oft, als die Mode; dieses aber geschieht alle vier Wochen. Diejenigen, welche, daß ich mich der Mundart des itzigen Jahrhunderts bediene, in allem einen zureichenden Grund suchen, wollen aus den Lehrsätzen der Physik, und aus der Erfahrung beweisen, daß es deswegen so viele lustige Feinde ihrer Muttersprache unter uns gebe, weil die Franzosen in ihrem Umgange so artig und einnehmend wären, daß viele von unserm deutschen Frauenzimmer ihnen nichts abschlagen könnten. Ich lasse diese Vermuthung an ihren Ort gestellt seyn. Unwahrscheinlich ist sie freylich nicht, und ich sollte fast selbst glauben, daß die Natur dergleichen poßierliche Körper nicht zur Welt bringen könne, ohne sich der Verbindung eines französischen Papas, und einer deutschen Mutter zu bedienen. Dieses mag von den unterschiedenen Arten der Feinde, welche die deutsche Sprache hat, genug seyn.

Er ist ein ehrlicher alter Deutscher; Dieß würde ein Anfänger in der deutschen Sprache so erklären: Er ist so ehrlich, wie ein alter Deutscher; aber das wäre ein grosser Sprachschnitzer: sondern es wird gemeiniglich von Leuten gebraucht, welche in ihrem Umgange alle diejenigen Eitelkeiten mit Sorgfalt vermeiden, die man sonst Höflichkeiten, und, in gewissem Verstande, auch Complimente nennt. Denn hierdurch, und

durch die Gabe zu trinken, können wir es unsern Vorfahren, den alten Deutschen, noch so ziemlich gleich thun.

Altdeutsch heißt daher in einigen Gesellschaften so viel, als grob.

Deutsche Redlichkeit; ist ein verbum obsoletum, oder höchstens nur ein Provinzialwort. Siehe hiervon mit mehrern des Panzirollus Abhandlung von denenjenigen Sachen, welche bey uns verlohren gegangen sind.

E . .

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Fabel.

Eine Fabel ist, ordentlicher Weise, und besonders nach dem Begriffe einiger Neuern, ein solches Gedicht, über welchem der Name eines Thiers, oder sonst eines Dinges steht, das noch etwas dümmer ist, als der Verfasser. Wir würden zu viel von ihm fordern, wenn wir eine poetische Wahrscheinlichkeit, oder gar eine Sittenlehre darinnen suchen wollten. Die Ausführung der Fabel mag noch so trocken, noch so abgeschmackt, noch so undeutlich seyn; ist doch das, was ein solcher Fabeldichter im Namen seines Thiers sagt, für eine unvernünftige Bestie noch allemal

klug

klug genug gesprochen. Er schreibt: Der = = eine Fabel; Und siehe, so ist es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht.

Das Wort: Fabel, wird noch in einem andern Verstande, und zwar von solchen **Erzählungen** gebraucht, welche **zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich sind.** Daß ein Frauenzimmer sich über den vermeynten Tod ihres Liebhabers dergestalt betrübt, daß sie sich selbst ums Leben bringt; und daß es Liebhaber giebt, welche über den Verlust ihrer Schönen so untröstbar sind, daß sie in ganzem Ernst Anstalt machen, sich zu erstechen: das ist wohl möglich, aber nimmermehr wahrscheinlich, und eben um deswillen gehört die Geschichte des Ovids vom Piramus und von der Thisbe mit allem Rechte unter die Fabeln.

Diese Beschreibung, welche ich von dem Verstande des Worts, Fabel, gegeben habe, öffnet den Dichtern ein weites Feld zu tausend Erfindungen. Mir sind deren schon so viel beygefallen, daß ich der Welt mit einem ziemlich starken Octavbändchen davon aufwarten könnte. Wer weis was noch geschieht. Ein Dichter bin ich zwar nicht; aber hundert Leute machen Verse, die doch keine Dichter sind; und gesetzt, ich schriebe nicht feurig, so würde ich gewiß ziemlich fliessend schreiben. Das ist schon genug! Und wenn mir auch hierinn alle vernünftige Welt widerspräche; so weis ich doch, Strephon giebt mir seinen Beyfall, denn ihm

gehts auch so! Damit aber die gelehrte Welt vor grossem Verlangen nach meinem Bändchen nicht gar zu ungeduldig werde, wie ich fast befürchten muß; So will ich inzwischen von vieren meiner Fabeln nur den Inhalt hersetzen. Man wird aber auch finden, daß sie durchgängig möglich sind; keine einzige aber wahrscheinlich ist.

Die erste Fabel.

Der betrübte Wittwer.

Agenor, ein reicher Bürger, lernte ein Frauenzimmer kennen, welches weder Schönheit noch Vermögen hatte, aber desto tugendhafter war. Blos ihrer Tugend wegen liebte er sie. Er heirathete sie, und die ganze Stadt lobte seine Wahl; denn die meisten Bürger dieser Stadt waren tugendhaft, und keiner heirathete aus eigennützigen und niederträchtigen Absichten. Zwanzig Jahre ihrer Ehe waren verflossen, und nicht ein einzigesmal hatten sie einander Gelegenheit zu einem Mißvergnügen gegeben. Noch im zwanzigsten Jahre liebten sie einander eben so vernünftig, eben so zärtlich, als an dem Tage ihrer Verlobung. Auf diesen Umstand werden meine Leser ja wohl merken, denn das ist eine Hauptfabel. Agenor verlohr seine Frau, welche blos um deswillen schwer zu sterben schien, weil sie sich von ihrem Manne trennen sollte. Zehn Monathe hat Agenor zugebracht, ehe er sich einigermassen trösten, und

und zu einer neuen Heirath entschliessen konnte. An fünf Monaten wäre es schon genug gewesen: aber zu einer Fabel mußten es schlechterdings zehn Monate seyn.

Die zweyte Fabel,

noch etwas unwahrscheinlicher, als die vorige.

Die reiche Wittwe, eine gute Frau.

Philinde, eine junge Wittwe, welche den Neran durch ihr zugebrachtes Vermögen zum reichsten Manne in der Stadt gemacht hatte, liebte ihn so zärtlich, daß sie ihm auch nicht ein einzigmal seine Armuth vorwarf. Sie trug so viel Ehrfurcht gegen ihn, daß es schien, als hätte sie beynahe gar vergessen, wie groß ihr Einbringen wäre. Konnte sie ja etwas betrüben: So war es die grosse Behutsamkeit, mit welcher Neran sich ihres Vermögens bediente. Sie munterte ihn auf, für sich etwas weniger sparsam zu seyn; und brauchte sie selbst einiges Geld, so bat sie ihren Mann mit so vielen Liebkosungen darum, als wäre es sein eigenes Vermögen. Neran starb, und die Chronike sagt, daß sie alle Jahre an demjenigen Tage ganz untröstbar gewesen, an welchem er gestorben. Ja man will so gar versichern, daß sie über diesen Verlust sich niemals zufriedner trösten können, als wenn sie den armen Freunden ihres verstorbenen Mannes mit

ihrem Vermögen beyspringen können. Niemals habe sie dieses anders genennt, als die Verlassenschaft ihres Nerans, an welche alle seine Verwandten Anspruch zu machen hätten, welche desselben bedürftig wären. So weit geht diese Fabel.

Die dritte Fabel.

Ich habe einen Mann gekannt, dessen Beruf war, eine grosse Gesellschaft Leute wöchentlich vor allen Lastern zu warnen. Es kam ihm beynahe kein Laster verderblicher vor, als der Geiz. Den Geiz malte er also aufs abscheulichste ab, so oft er hiezu Gelegenheit fand. Das ist nichts unmögliches! Das hören wir oft! werden meine Leser rufen. Geduld! Ich will weiter erzählen. Dieser Mann wußte sein Vermögen den Armen auf eine so vorsichtige Art zufliessen zu lassen, daß die wenigsten erfuhren, von wem es herkam. Keine nothdürftige Wittwe ließ er mit Thränen von sich gehen, sie müßte denn aus Dankbarkeit geweint haben. Einem Kaufmanne, welcher ehrlich, aber in seiner Handlung unglücklich war, lieh er ein ansehnliches Capital, ohne Verzinsung, damit er ehrlich bleiben, und sechs unerzogene Kinder ernähren könnte. Auf Pfänder lieh er gar nicht, und niemals soll er über fünf pro Cent genommen haben. Eine schöne Fabel, zu der ich aber den Titel nicht weis!

Die

Die vierte Fabel.

Der billige Dichter.

Phokles war ein berühmter Dichter in derjenigen Stadt, in welcher bey schwerer Strafe niemand gelobt werden durfte, der nicht wirklich tugendhaft war. In dieser Stadt schätzte jedermann die Dichtkunst nach ihren Würden. Kein Reimer ward daselbst geduldet, und man hat zween aus dem Weichbilde verwiesen, welche aus Faulheit nicht arbeiten wollten, sondern zu Stillung ihres Hungers reichen Kaufleuten zu ihren Namenstagen gratulirten. Ich wollte dem Herrn Stelpo wohlmeynend rathen, daß er sich in diese Stadt nicht wagte! Alle Leute suchten die Freundschaft des Phokles zu gewinnen, damit er ihnen die Fehler entdecken sollte, welche sie an sich hätten. Der Bischof daselbst bat ihn eben darum, und diesem sagte er: Du bist ein hochmüthiger, ein eitler, ein niederträchtiger und harter Mann; du lehrest deine Gemeine sehr erbaulich, aber sie kann deinen Lehren nicht glauben, weil dein Leben beweist, daß du sie selbst nicht für wahr hältst! Dieses bewegte den Bischof dergestalt, daß er ihn aufs zärtlichste umarmte, und seine redliche Offenherzigkeit vor öffentlicher Gemeine pries. Als er dem regierenden Bürgermeister entdeckte, daß er ein sehr unwissender Mann, und nicht werth wäre, ein Vater der Stadt zu heissen, so lange er nicht unterliesse, mehr auf seinen Nutzen, als auf den Nutzen seiner Bür-

ger

ger zu sehen: So fehlte nicht viel, daß ihn dieser nicht mit Gewalt genöthiget hätte, an seiner Stelle das Ehrenamt eines Bürgermeisters anzunehmen. Rathsherr aber mußte er doch werden, er mochte wollen, oder nicht. Es war erstaunlich anzusehen, mit wie viel Ehrfurcht und Freundschaft ihm die reichsten Capitalisten begegneten. In seiner Gesellschaft vergaßen sie, daß sie Wechsler waren, und redeten witzig. Alle Frauenzimmergesellschaften waren todt und schläfrig, in welchen Phokles nicht war. Denn damals, als Phokles lebte, wußte man von Fechern nichts; Lombre ward gar nicht gespielt; und die Kunst, den Nächsten zu richten, war nur in ein paar Familien bekannt. So bald man den Phokles nur von weitem erblickte, so bald ward alles vergnügt, und lebhaft. Lebte Phokles in meiner Stadt: So würde man hier auf die Vermuthung fallen, er sey um deßwillen so beliebt gewesen, weil er diesen schönen Kindern artige Schmeicheleyen vorgesagt, ihre schönen Hände verewigt, ihre Augen besungen, mit unter ein paar Takte geseufzt, zum Spaße ein wenig verzweifelt, und seine Nachbarinn Tyger und Fels gescholten hätte, weil sie so unmenschlich grausam war, und ihm einen Kuß versagt hatte. Dieses ist gemeiniglich die Sprache unsrer heutigen Dichter: Aber Phokles sang ganz anders! Er rühmte die Phyllis wegen ihrer anständigen Sittsamkeit, Cleonen, wegen ihrer vernünftigen Wirthschaft. Er lobte Aesinen, wegen ihrer sorgfältigen Kinderzucht, wodurch sie noch die Nachwelt ihrer

Stadt

ihrer Stadt glücklich zu machen suchte. Er besang die Unempfindlichkeit der Calliste gegen die leichtsinnigen Bemühungen eines jungen Herrn. An Euphrosynen rühmte er, daß sie noch mehr tugendhaft, als schön, wäre; und vergötterte Leonoren wegen ihrer ehlichen Treue. Wegen ihrer ehlichen Treue? Das klingt sehr altväterisch! Es kann wohl seyn; aber es ist auch schon lange, daß Phokles gestorben ist. Er starb in eben dem Jahr, als kein Lasterhafter glücklich, kein Philosoph ein Pedant, keine junge Wittwe verbuhlt, kein junger Herr in sich selbst verliebt, kein vornehmer Mann ein Verächter der schönen Wissenschaften, kein Richter geldgierig, kein Advocat ein Lügner, kein Wucherer niederträchtig, und noch kein Narr geehrt war. In diesem Jahre starb Phokles: Ist es also wohl Wunder, wenn uns seine Lobgedichte altvätrisch vorkommen? Dieses muß ich noch erinnern, daß Phokles alle andern Dichter für größre Dichter hielt, als sich selbst; daß er vor Vergnügen ausser sich war, so oft er ein schönes Gedicht von einem andern zu lesen bekam; daß er in fremden Werken die Fehler andrer übersah, und entschuldigte, und nur gegen seine eignen Schriften ein unparteyischer und unerbittlicher Richter war; daß er niemals mehr erröthete, als wenn man der Schönheit seiner Gedichte Gerechtigkeit wiederfahren ließ; und daß er aus einem kleinen Eigensinne, oder vielmehr aus einer unzeitigen Furchtsamkeit alle Gelegenheiten vermied, seine Gedichte unter die Leute, oder, wie wir es heut zu Tage nennen, auf

die

die Nachwelt zu bringen; denn das muß man wissen, daß dieser Ausdruck damals sehr selten vorkam. Eben dieses bescheidne Mistrauen ist Ursache, daß wir von seinen Gedichten nur noch wenige Bogen übrig haben. Und dennoch nennt ihn jedermann den grossen Phokles!

Welcher Mischmasch! ruft Mäv. Ein Dichter, der durch wenige Bogen berühmt geworden ist! Der gegen seine eigene Lieder unempfindlich ist! Der andre Dichter für gröſſer gehalten hat, als sich! Ein Dichter, der ein grosser Mann, und doch so gewesen ist, wie Phokles! Ist wohl was ungereimters? Ist wohl iemals etwas unwahrscheinlichers gefunden worden, als dieses? Du hast Recht, Mäv! Aber eben darum ist die Geschichte des Phokles eine Fabel; und eine Fabel wird es seyn, so bald ich der Welt erzähle, daß du ein geschickter Dichter seyst! Dieses mag von denen Fabeln zur Probe gnug seyn, die ich liefern würde, wenn ich ein Poet wäre. Es ist ewig Schade, daß ich keiner bin.

Diesen Augenblick höre ich, daß mein Hauswirth in letzten Zügen liegt. Wenn er doch nur dasmal stürbe! Ich bin einmal in vollem Schreiben, und die Standrede würde ich doch vermuthlich thun müssen. Meine Leser sollten es auch zu geniessen haben. Ich wollte die Rede drucken lassen. Wie prächtig würde sich das ausnehmen, wenn mein Verleger diesen Titel an seinen Laden kleben liesse!

ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΟΝ ΠΑΝΤΩΝ ΤΩΝ ΦΟΒΕΡΟΤΑΤΩΝ

das ist:

Das fürchterlichste unter allen fürchterlichsten.

Oder:

Das unerbittliche Geschick des ungerechten Himmels durch einen frühzeitigen Tod;

Bey der Baare

des weyland

Hochedelgebohrnen, Vesten, und Rechtshochgelahrten

HERRN

Herrn N. N.

Erblehn- und Gerichts-Herrn auf N. N. berühmten Doctoren beider Rechte,

Welcher im vier und siebenzigsten Jahre seines ruhmvollen Alters zur größten Betrübniß seiner noch jungen und um desto mehr untröstbaren hinterlaßnen Frauen Wittwe, und sämtlicher in die tiefste Trauer versetzten Erben, zum Schrecken aller nothleidenden Wittwen und Wayfen, zum Unglück aller Dürftigen und Verlaßnen, der ganzen Stadt zum Jammer, und zu einem unersetzlichen Verluste der edlen Gerechtigkeit, viel zu früh, doch seelig verschied,

in Gegenwart der leidtragenden Bürgerschaft, und unter Begleitung vieler tausend Thränen, in Form einer Standrede betrachtet.

Eine Fabel

von

N.

Auf Verlangen zum Druck befördert.

Bremen und Leipzig,

Verlegts Nathanael Saurmann. 1746.

Eh ich diesen Artikel von Fabeln schliesse, muß ich noch eine Anmerkung machen. Ich habe eben gesagt, daß dasjenige eine Fabel sey, was zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich ist. Aus diesem Satze folgt, daß diejenige Erzählung den Namen einer Fabel nicht verdiene, welche nicht allein möglich, sondern auch höchst wahrscheinlich ist. Ich finde diesen Fehler besonders in den Fabeln des Phädrus. Die Geschichte von dem verdorbnen Schuster, welcher, um nicht zu verhungern, ein Arzt geworden war, und welcher bekannte, daß er seinen Ruhm nicht durch seine Geschicklichkeit, sondern durch die Dummheit des Pöbels erlangt habe; diese Geschichte ist so wahrscheinlich, daß ich selbst in meiner Stadt mehr als zehn dergleichen medicinische Schuster kenne; wenigstens sind es solche Leute, welche zu allem in der Welt ungeschickt sind, und doch die Verwegenheit haben, sich für Aerzte auszugeben. Wie wohl würden sie thun, wenn sie iedesmal über ihre Recepte die Verse schrieben:

Quantae putatis esse vos dementiae,
Qui capita vestra non dubitatis credere,
Cui calceandos nemo commisit pedes!

Sie könnten dafür die beiden griechischen Buchstaben, α und ω weglassen. Der Verlust, den sie durch Weglassung dieser beiden Buchstaben litten, wäre zwar freylich groß, weil sie gemeiniglich weiter kein griechisch verstehen, als dieses; aber es wäre doch fein aufrichtig gehandelt.

Ich

Ich will noch eine Probe hersetzen, damit man desto deutlicher sehen könne, wie sehr Phädrus wider diese Regel geirret habe. Ist wohl eine Geschichte wahrscheinlicher, als diese, daß eine häßlichgebildete Schwester sich über ihren Bruder erzürnt, welcher seine schöne Bildung gegen sie gerühmt; daß es einen jungen Menschen gegeben habe, welcher seine Gestalt im Spiegel bewundert, und daß ein Frauenzimmer um Rache geschrieen, als sie wegen ihrer Häßlichkeit verspottet worden? Nimmermehr gebe ich zu, daß dieses eine Fabel sey; und wenn man mir widersprechen wollte, so behaupte ich, daß meine andächtige Nachbarinn, welche ihren Mann alle Wochen wenigstens einmal mit dem Pantoffel schlägt, auch unter die Fabeln gehöre. Dieses aber wird man ihren geplagten Mann, der die wirkliche Existenz seiner Frau gar zu wohl fühlt, nimmermehr bereden. Es scheint auch fast, als ob Phädrus seinen Fehler selber gemerkt hätte. Er spricht:

- - Illa irascitur.
Accipiens, (*quid enim?*) cuncta in contumeliam.

Dieses quid enim? würde sich im deutschen nicht besser ausdrücken lassen, als durch: Ist das wohl Wunder? Machen es unsre Frauenzimmer nicht alle so? Was aber unsre Frauenzimmer alle thun, das ist wohl keine Fabel.

Ich war anfänglich Willens, unter diese fehlerhafte Fabeln des Phädrus dessen sechste Erzählung

im zweyten Buche von dem geschäfftigen Müssiggange zu rechnen. Es hat mich aber ein guter Freund davon abzubringen gesucht, weil er glaubt, es sey dieses keine wirkliche Erzählung, sondern eine Allegorie, und gehe eigentlich auf die jungen Advocaten, welchen zwar wegen ihrer Unerfahrenheit noch niemand seinen Rechtshandel anvertraut, die aber dennoch gar zu gern sehr beschäfftigt aussehen wollen, und um deswillen flüchtig durch die Gassen laufen; niemals ausgehen, ohne ein Stückgen Acten im Busen zu haben; die Richterstube belagert halten, ohne hinein zu gehen; alle Bauern, die ihnen begegnen, anreden; alle Gesellschaften mit ihrem casu in Terminis qvälen; von ihren gewonnenen Processen so viel Aufhebens machen, als mancher junger Officier von dem schlesischen Feldzuge nicht thut; welche ganz erhitzt, und tiefsinnig aussehen, wenn sie Mittags um zwölf Uhr vom Rathhause kommen, damit man glauben soll, sie hätten sich mit ihrem Gegner gezankt; mit einem Worte, welche vor langer Weile sterben müßten, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besäßen, zum Verdrusse der halben Stadt auf die beschäfftigste Art nichts zu thun. Dieses ist die Auslegung, welche mein Freund von der Fabel macht. Wie weit sie gegründet sey, will ich nicht untersuchen. Recht wahrscheinlich kömmt sie mir freylich nicht vor. Sie klingt mir gar zu deutsch, und an statt, daß ich bey deren Erzählung mit meinen Gedanken in Rom seyn sollte: So verliere ich mich unvermerkt in meiner Vaterstadt, und sehe auf dem Rathhause,

und auf dem Markte, eine Menge junger Müssiggänger herumlaufen, welche vor grosser Beschäfftigung, nichts zu thun, keuchen. Gesetzt auch, es sey eine allegorische Erzählung, so kann ich doch nicht errathen, warum Phädrus eben nur eine gewisse Art junger Advocaten gemeynet habe? Könnte es denn nicht eben so wohl auf die jungen Aerzte gehen? Wenigstens kenne ich einen, welcher so ängstlich durch die Gassen läuft, als wenn ihn die Seelen der Verstorbnen verfolgten, welche an seinen Pillen haben ersticken müssen. Er thut so unruhig, als wenn er die halbe Stadt zu einem methodischen Ende zubereiten müßte. Oft besteht seine große Arbeit in weiter nichts, als daß er einen Hund aufsucht, ihn zu würgen, oder Rhebarbara holt, um eine Frau zu curiren, welche der Mann durch seine Vermittelung los zu werden suchet. Dieses sind meine Zweifel, welche ich über die eigentliche Bedeutung der Erzählung aus dem Phädrus habe. Meine Leser sollen den Ausspruch thun, ob ich oder mein Freund Recht habe, ob die allegorische Erzählung auf die jungen Advocaten, oder auf die jungen Aerzte, oder vielleicht auf noch andere Arten müssiger, und doch geschäfftiger Gelehrten gehe? Hier sind die Worte des Phädrus selbst:

Est ardelionum quaedam Romae natio,
Trepide concursans, occupato in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
Sibi molesta, et aliis odiosissima.

Gl..

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Wider die Wünsche der Menschen.

Wann heißen, feiger Mensch, doch deines Adels Zeugen,
Gelassenheit und Muth, das Geistes Unruh schweigen?
Wann überwältiget doch eine weise Scham
Die Unzufriedenheit, und stiller Wünsche Gram?
Beherrschen deinen Geist denn ewig finstre Sorgen?
Sie kommen mit der Nacht, und kommen mit dem Morgen.
Den Wünschen folgen stets verneute Wünsche nach,
Und deinen eignen Schmerz erseufzt oft selbst dein Ach.
Wie lange quälst du dich, nie mit dir selbst zufrieden,
Mit Klagen ohne Zahl, den Himmel zu ermüden?
Die Schande der Vernunft, die Unzufriedenheit,
Umwölkt dein Leben ja mit steter Traurigkeit.
Zuweilen brechen zwar durch das Gewölk vom Leide,
Das um die Seele schwebt, die Stralen einer Freude;
Doch, weil der Sorgen Wut mehr über dich vermag
So bringt sie nie in dich den ganzen heitern Tag.

Gleich-

Gleichwie des Tages Gott, wenn ihn der Sturm bekrieget,
Und wider ihn die Nacht in dicken Dünsten sieget,
Auf einmal zornig wird, der Wolken Heer zerreißt,
Und stolz auf seinen Sieg sein Haupt den Ländern weist:
Umsonst; der Nebel Schwarm, den seine Glut zerstreuet,
Wird durch die Glut vermehrt, und nur ihr Trotz verneuet;
Die bange Luft wird schon von dichtern Dünsten schwer;
Itzt siegt der Sonne Feind, der Wolken stärkres Heer;
So wird der Sterbliche, dem Ruh und Weisheit fehlet,
Durch schwere Sorgen oft nur heftiger gequälet,
Wenn eine kurze Lust den Harm nicht ganz besiegt,
Die, weil er mehr begehrt, ihn nie genug vergnügt.

Der Menschen Vater schuf in menschlichen Gemüthern
Den unzufriednen Durst nach immer neuen Gütern,
Doch sollte dieser Durst nie die Vernunft entweihn,
Und nie ein trüber Quell unedler Wünsche seyn.
Wir haben die Vernunft, die Neigung zu regieren,
Und lassen sie vom Wahn in harten Fesseln führen,
Der Sinne Tyranney beherrschet ihren Trieb,
Und macht im Wünschen uns oft selbst das Unglück lieb.

Die Luſt zum Glücke wird oft Luſt ſelbſt zum Verderben,
Und dieſe Raſerey kann nie in uns erſterben.
Der Sehnſucht Macht verübt am Menſchen ſtets Gewalt.
Er klagt, und iſt noch jung; er klagt, und iſt ſchon alt.
Zu unſerm Glück nur ward das Leben uns gegeben;
Und durch die Sehnſucht wird des Menſchen ganzes Leben
Ein ſeltſames Geſpinnſt von Wünſchen ohne Zahl,
Von ungenoßner Luſt, und ſelbſterfundner Quaal.

Ein Kind, dem noch der Zwang die kleinen Hände bindet,
Das noch nichts deutlich denkt, und nur allein empfindet,
Lacht ſelten froh genug an ſeiner Mutter Bruſt,
Und ſchmachtet auch alsdann nach immer neuer Luſt.
Die Wünſche, die es ſchon in ſeiner Bruſt erzeuget,
Sind Wünſche, die ſein Mund gezwungen nur verſchweiget.
O würde nur daraus die Unſchuld nie verdrängt,
Und würde nie in ſie der Unſinn eingemengt!
Die Thränen, die itzt oft aus ſeinen Augen flieſſen,
Verkündigen ſchon die, die ihnen folgen müſſen,
Die, wenn ihm bald ſein Wunſch verſagt wird, bald gelingt,
Der Gram oft, oft die Reu aus ſeinem Aug erzwingt.

Kaum lernt des Knaben Mund die Töne mühsam sammeln,
Wenn man ihn lallen hört, hört man ihn Wünsche stammeln;
Und ieder Wunsch, den er zerstümmelt ausgedrückt,
Erwirbt der Aeltern Lob, und machet sie entzückt.
Was seine Sinnlichkeit nur Thörichtes begehret,
Wird eh er ausgewünscht, von ihnen schon gewähret.
Er wechselt mit der Lust, die ihm die Kindheit gönnt,
Da er kein gröſres Glück, als seine Puppen, kennt.
Doch dieses Glück kann ihn nur allzubald ermüden;
Ein neuer Wunsch entsprieſt, und macht ihn unzufrieden.
Und wenn ein Hinderniß den Wunsch zu täuschen scheint:
So zürnet er darauf, beklagt sich dann, und weint.

Der Jüngling, dessen Geist die Zeit mehr aufgeheitert,
Der sein Vergnügen schon, mehr als ein Knab, erweitert,
Verächtlich seinen Blick auf seine Kindheit schieſt,
Der Puppen lacht, und stolz auf die Verachtung ist,
Hüpft mit dem Leichtsinn dann der nächsten Lust entgegen.
Die Wage der Vernunft darf seine Lust nicht wägen.
Die traurige Vernunft! Wie könnte sie erfreun!
Die Weisheit, die er kennt, ist Lärm, und Spiel, und Wein.

Wir wollen, jauchzet er, die Zeiten froh gebrauchen,
Und lassen ohne Lust die Geister nicht verrauchen.
Mit Rosen, die der May den Jünglingen erlaubt,
Und Greisen nur versagt, bekränzen wir das Haupt.
Der Alten spotten wir, und spotten ihrer Lehren.
Philosophirten sie, wenn sie so alt nicht wären?
Die Thoren! Doch man kann die Lehren noch verstehn,
Wenn wir wie sie, gebückt am Stabe keuchend gehn.
Er lacht, stets unbesorgt, ob nicht in fernen Tagen
Das Ende seiner Lust ein Anfang seiner Plagen,
Ein Quell der Schmerzen ist. Sein Wunsch ist immer neu,
Er fliegt von Lust zu Lust, nie einer Lust getreu.
Und doch ist nicht dieß Glück des Jünglings zu beneiden.
Die Unzufriedenheit schleicht, bey dem Lärm der Freuden,
Arglistig sich in ihn, und, mitten im Genuß,
Verwandeln sie sich oft in Sorgen und Verdruß.
Den Lüsten, die er sucht, ist oft ihr Reiz verschwunden,
Wenn sein verwöhntes Herz sie kaum erst durchempfunden.
Selbst der Veränderung anmuthiger Betrug
Macht die genoßne Lust nicht wieder neu genug.
Er ist der Leidenschaft zum Raub stets überlassen,
Und wird, was er itzt liebt, die andre Stunde hassen.

Die

Die Blumen fangen schon um ihn zu welken an.
Der Kranz fällt von der Stirn; er wünscht, und ist
ein Mann.

Ich seh es, sagt er itzt, mit kluggewohnten Mienen:
Warum ist die Vernunft mir eher nicht erschienen?
Wie lächerlich ist man, wenn man ein Jüngling ist,
Und, was doch unsrer werth, was groß ist, stets vergißt!
Ich, unbesorgter Thor! Wenn dacht ich an die
Ehre?
Die Ehre! Wenn ich nur noch itzt ein Jüngling
wäre!
Der Ehre falg ich itzt, die Thorheit zu bereun.
Mein männlicher Verstand soll itzt schon weiser
seyn.
Die Ehrsucht hat in ihm den Wunsch nach Ruh verdrungen.
Er füllet sein Gehirn nur mit Bewunderungen,
Und sorgt nicht, ob die Welt mit Recht ihn einst erhebt,
Wofern sein Name nur auf ihren Zungen lebt.
Wie stolz erheben sich der Ehre steile Höhen?
Von ihnen will sein Blick den Erdkreis übersehen.
Ein Haufe klimmt hinan; ein Haufe stürzt herab,
Und auf den Fall wird dann der Schande Thal ihr
Grab.
Doch will er auf der Höh sich allen Ländern zeigen
Arbeitet sich hinan, und unter seinem Steigen

Steigt auch der Berg empor; er achtet keine Müh,
Will auf dem Gipfel stehn, und den erreicht er nie.

Weil Aufsehn und Gerücht um kühne Helden fliegen,
Fühlt jener gleich in sich das grausame Vergnügen,
Hier Dörfer schon verbrannt, dort Dörfer noch in Glut,
Zerstörter Städte Schutt, zerstückter Heere Blut,
Gleichgültig anzusehn. Er trauert bey dem Frieden,
Wenn endlich Lanz und Schwerdt der Herrschsucht Arm ermüden.
Er wird im Streit nur froh. Sein Eisen ist gezückt,
Und mancher wird durch ihn den Schatten zugeschickt.
Gefahren können nicht den Muth des Kriegers schwächen,
Und seine Wunden muß der Fall des Feindes rächen.
Er hat den Ruhm erstiegt; ihn krönt ein Lorberkranz.
Allein befriedigt der den Geiz der Wünsche ganz?
Unwillig, daß sein Schwerdt ihm nicht den Kranz erfochten,
Den Fried und Krieg zugleich dir, o Eugen, geflochten,

Wünscht

Wünscht er sich deinen Ruhm. Da er den Feinden droht,
Und sich in sie vermengt, so bändigt ihn der Tod.

Durch einen andern Weg eilt dieser auf die Spitzen
Des jähen Bergs empor. Er will bey Fürsten sitzen,
Und Länder sollen ihm auf Winke dienstbar seyn,
Und Länder soll sein Wort vereinen, und entzweyn.
Die Bücher des Betrugs sind vor ihm aufgeschlagen.
Der neue Staatsmann lernt der Redlichkeit entsagen;
Durchlernt die schwere Kunst verschlagner Schmeicheley.
Ihm' bleiben selbst beym Wein die Lippen noch getreu.
Er steigt. Nun höret er, nach dem erlangten Glücke,
Die Großen stundenlang, die Armen Augenblicke.
Einsylbig spricht er nur, und brüstet sich, und beugt
Selbst Excellenzen tief, so bald er sich nur zeigt.
Bewundrung folgt ihm nach; ihm folgt der Ruhm der Ehre,
Und ihn umringen stets gebückter Sklaven Heere.
Was wünscht sein Ehrgeiz noch? Ist er befriedigt? Nein.
Die Hoheit, die ihm fehlt, wird ihm zur neuen Pein.

Vor

Vor ihm verbergen sich Zufriedenheit und Freude.
Gequält von Eifersucht, gepeinigt von dem Neide,
Fühlt er, der Wünsche Raub, den tödtlichsten Verdruß,
So lang er einen kennt, den er noch ehren muß.

Der Greis schleppt noch mit Müh die abgelebten Glieder.
Der Jahre schwere Last beugt ihn zur Erde nieder.
Des Todes Wut hat schon fast ieder Sinn gefühlt,
Kaum daß sein Auge noch aus tiefen Hölen schielt.
Er fühlt, daß ieden Tag die Kräfte mehr veralten,
Und kaum kann vor dem Fall ihn noch sein Stab erhalten,
An dem er traurig schleicht. Der Ekel vor der Luft,
Die um den Jüngling tanzt, keucht aus der matten Brust.
Die Stille des Gemüths hat er sich nicht erworben,
Und mit den Sinnen sind die Wünsche nicht erstorben.
Sie schleichen stets um ihn. Der Sorgen Ungestüm
Erschüttert stürmischer, als sonst, sein Herz in ihm.
Wie ängstlich sieht man ihn nicht vor der Zukunft beben,
Als gäb ihm das Geschick noch Resting Zeit zu leben,

Er

Er häufet Güter auf, und fastet sorgenvoll,
Damit des Hungers Grimm ihn einst nicht tödten soll.
Die Schätze mehrt sein Geiz mit immer neuen Beuten,
Die er sich selbst entzieht; verlangt stets beßre Zeiten;
Und bebt vor dem, was er der Nachwelt nur erwirbt;
Und dünkt sich stets noch arm; und wünscht sich mehr; und stirbt.

Ihr Menschen! Werdet nicht die Lehrer des Geschickes,
Und ehret stets in ihm den Meister eures Glückes;
Denn euer wahres Glück ist ihm allein bekannt!
Und dieß erwartet auch allein aus seiner Hand!

Ihr habt oft eure Hand zum Himmel aufgehoben.
Unwissend bittet ihr: Laß deine Wetter toben!
Doch seine Huld verzieht mit seinen Strafen noch.
Ihr, Unbescheidnen, seufzt, und wollt das Unglück doch.
Der Himmel widersteht mitleidig euern Bitten,
Und zaudert, seinen Grimm auf euch herabzuschütten.
Ihr straft die Langsamkeit, womit er euch erhört?
Dankt ihm vielmehr, daß er nicht giebt, was ihr begehrt.
Doch euch rührt keine Huld. Die Wünsche werden Klagen.
Ja, länger kann er euch das Unglück nicht versagen.

Das

Das Unglück stürmt, das euch ein trotzig Ach erbat,
Und dem die Langmuth nur umsonst noch Einhalt that.
Seyd auf die Wünsche stolz, die so voll Weisheit waren;
Denn sie sind euch gewährt. Ihr seufzt, ihr Undankbaren?
Von frechen Lippen wird der Himmel angeklagt,
Daß er, was ihr ertrotzt, nicht länger noch versagt?
Mit Lästern dankt ihr ihm, und unbescheidne Zungen
Schmähn seinen Schluß, dem ihr das Unglück abgezwungen?
Und traurig bittet ihr das erst verschmähte Glück,
Noch nicht erhört zu seyn, mit Wünschen euch zurück?

O würde nur einmal die Nacht von Finsternissen,
Die um die Zukunft ist, von dem Geschick zerrissen,
Damit die Sterblichen mit einem Blicke sähn,
Daß sie unwissend oft ihr Unglück selbst erflehn!
Wie würde nicht der Mensch vor seinen Wünschen zittern!
Denn ihre Thorheit nur gebeut den Ungewittern,
Die ihm von ferne dräun, als Rächer wider ihn,
Als Feinde seines Glücks, sich stürmisch aufzuziehn.

Geschick,

Geſchick, ich bitte dich; willſt du mein Wünſchen hören.
Gieb mir die Kühnheit nur, das Glück nicht zu begehren,
Um das der Pöbel dich mit Wünſchen übertäubt,
Bey dem er, wenn dus giebſt, doch unzufrieden bleibt.
Ich will ein ruhigs Herz, das ſeine heitern Tage
Sich immer gleich erträgt, und nie mit bittrer Klage
Dich ungerecht entehrt, wenn du die Tage nimmſt,
Und trübe Tage nur zum Looſe mir beſtimmſt.
Laß mich das gröſßte Glück in edeln Thaten finden,
Und die Zufriedenheit auf dieſe Pfeiler gründen!
Mengt ſich in meinen Wunſch ja eine Thorheit ein:
So gieb mir dann den Muth, den Wunſch gleich zu bereun.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Doris.

Ach! Warum wehrſt du dem Entzücken,
Das mich oft zwingt, nicht bloß mit Blicken
Dir, was ich fühle, zu geſtehn;
Das die verwegne Zunge lenket,
Und ſelber, eh mein Herz es denket,
Sie treibt, beredt dich zu erhöhn?

Soll ich dich stets im Stillen ehren?
Du willst zu deinem Ruhm nichts hören,
Und, wer dich lobt, beleidigt dich.
Du drohst, wenn ich mein Herz dir zeuge,
Mit deinem Zorn, wenn ich nicht schweige.
O welch ein hart Gebot für mich!

O Sittsamkeit, die jeden rühret!
Ja! Selbst durch dein Gebot verführet,
Hab ich auf dein Gebot nicht Acht.
Du würdest nicht von mir erhoben,
Da dein Gebot, dich nicht zu loben,
Dich darum lobenswerther macht?

Du rührst durch sittsame Geberden.
Dein Reiz strebt nicht, bemerkt zu werden,
Und, wer ihn sieht, bemerket ihn.
Ihr, Augen, siegt mit sanften Blicken,
Entzückt, und wollt doch nicht entzücken!
Doch du erröthest, und willst fliehn?

Itzt, Doris, soll ich mich entschliessen,
Und schweigen, oder stets dich missen?
Wie? Schweigen? Ach! — Doch nein! Flieh nicht!
Um mir mein Glück nicht zu entreissen,
Will ich aus Liebe dir verheissen,
Was meiner Liebe widerspricht.

Dich, Liebe, dich ruf ich zum Zeugen.
Ja, Doris, ja, mein Mund soll schweigen.
Mein Blick spricht an des Mundes statt.
Ja! Fühlt mein Herz gleich eure Siege;
Verschweig ich doch, daß euch, ihr Züge,
Die Freundlichkeit gebildet hat.

Ihr, denen noch kein Herz entgangen!
Von euch, ihr Grübchen, die den Wangen
Der Gott des Scherzes eingedrückt!
Von euch, die ihr die Doris schmücket,
Und wenn ihr lächelt, mich entzücket,
Schweig ich, so sehr ihr mich entzückt.

So sehr dein stolzer Bau auch pranget:
Bist du, weil Doris es verlanget,
O schlanker Leib, doch nie mein Lied.
O sanfter Geist! o Witz voll Leben!
Dürft euch doch nur mein Lied erheben!
Ich wag es. - - - Nein! Denn Doris flieht.

Ich will den Mund zum Schweigen zwingen,
Nie von den kleinen Händen singen,
Nie von der Stimme Zauberey;
Und - - Doch du schlägst die Augen nieder,
Errötheſt, und erzürnst dich wieder?
Wie? Bin ich meinem Schwur nicht treu?

Bloß, weil mein Herz mich übereilet,
Hat sich mein Lob bey dir verweilet.
Mein Herz sagt; dieß sey meine Pflicht.
Das, was man wider Pflicht versprochen,
Wird niemals bald genug gebrochen.
Verbiete meine Pflicht mir nicht!

Der Zorn droht noch in deinen Blicken?
Ach Doris! Wer schränkt sein Entzücken
In einer Vorschrift Zwang wohl ein?
Doch wenn dein Zorn auch stärker drohte:
So werd ich doch, bey dem Verbote,
Aus Pflicht dir ungehorsam seyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zephyr.

Büsche, die ihr mich versteckt,
Da die Glut der Sonne drücket!
Schweigt, weil Chloris sonst entdeckt,
Wie sie Thyrsis hier berücket!

Jüngst verriethet ihr mich ihr,
Da ich sie verliebt belauschet.
Itzo scheut sie sich vor mir,
Und sie flieht, so bald ihr rauschet.

Da

Da mein Glück hieher sie bringt,
Irr ich mit den freyen Blicken,
Durch den Reiz, der mich bezwingt,
Ungestört mich zu entzücken.

Wenn die Stadt durch dieses Glück
Meinen Wunsch einst halb erfüllet;
Ward er durch den flüchtgen Blick
Mehr gereizet, als gestillet.

Ach! Wie oft trieb den Aren
Seine Schwatzsucht, mich zu stören!
Statt sie mit mir anzusehn,
Zwang er mich, ihm zuzuhören.

Eilet, Augen, ihr dürft hier
Euern Vorwitz sicher wagen;
Und kein strenger Blick von ihr
Wird euch schamhaft niederschlagen.

O was sagt dieß Auge nicht!
O wen muß sein Scherz nicht rühren!
Eh der kleine Mund noch spricht:
Kann er schon das Herz entführen.

Die ihr durch die Grübchen siegt!
Wie? Ihr lächelt, rothe Wangen?
Wo mich nicht mein Wunsch betrügt:
Scheint ihr Küsse zu verlangen.

Steh du meiner Neugier bey!
Du der Palatine Spötter!
Meiſter in der Schmeicheley!
Bruder kleiner Liebesgötter!

Zephyr! flattre doch zu ihr!
Laß mir meinen Wunſch gelingen!
O wie oft will ich dafür
Deine loſe Kunſt beſingen!

Da der Sommer itzt den Werth
Deiner ſanften Schmeicheleyen
Durch der Hitze Laſt vermehrt;
Liebt ſie deine Buhlereyen.

Geh! Sie ſelber macht vielleicht,
Deines Schmeichelns zu genieſſen,
Deiner Müh die Siege leicht,
Und hilft dir zu freyen Küſſen.

Welcher Reiz entdeckt ſich mir!
O was ſeh ich, eh ichs denke!
Stete Jugend wallt in dir,
Bruſt, der Gratien Geſchenke!

Du, des Halſes ſtolzer Schmuck!
Wer hat ſtoiſch widerſtrebet;
Wenn mit iedem Odemzug
Dich die Wolluſt neu belebet?

Was verklärt die Blicke schnell?
Sind sie trunken vom Entzücken?
O wie sieht mein Auge hell!
Götter zeigen sich den Blicken.

Götter voller Munterkeit,
Klein, gleich kleinen Schmetterlingen,
Welche zu der Frühlingszeit
Sich um junge Schönen schwingen.

O wie scherzen so entzückt
Hier der Bühlereyen Götter!
Wo ein Straus die Mitte schmückt,
Guckt ein Gott durch seine Blätter.

Jenes eifersüchtge Hand
Wehret seines Nachbars Blicke.
Dieser ist vom Zorn entbrannt,
Darum lacht des andern Tücke.

Wenn ihr kleines Haupt hier zween
An ihr Kinn voll Wollust schmiegen:
Suchen beide, viel zu sehn,
Und den Vorwitz zu vergnügen.

Jener schlüpft am Hals hinab
O wer sieht wohl eure Freuden,
Die nur euch das Schicksal gab,
Ohn euch heimlich zu beneiden?

O Kleiner Schwarm, könnt ich mit dir . . .
och der Buſch rauſcht; Chloris fliehet.
Ach, daß die Entzückung mir
Dieſes Glück ſo bald entziehet!

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Kürbiß und die Eichel.

Gott machte, was er machte, gut.
Wer dächt es, daß ſo vielen Chriſten
Die Philoſophen dieß noch erſt beweiſen müßten!
Der Unverſtand giebt Tadlern ihren Muth,
Und gegen des Gewiſſens Triebe
Erhält den Unverſtand der Schutz der Eigenliebe.
Nur was ihr Wunſch befiehlt, nur das dünkt ihnen gut.

Ja, ſeiner Sache ſo gewiß,
Als irrt er nie, entwirft ihr Wunſch den Riß,
Nach welchem Gott allein die Welt erſchaffen ſollen,
Wenn er ſie gut erſchaffen wollen.

Zu zeigen, wie dabey sich ihr Verstand vergißt,
Der Sklave, welchem stets ihr Wille nur befohlen;
Will ich nicht den Beweis aus Weltgebäuden hohlen,
Die kein' Astronomus ganz zählt und übermißt.
Ich machte sie nur stolz. So wichtige Beweise
Verdienen diese Thoren nicht.
Es triumphirte nur ihr lächelndes Gesicht.
Die Zweifel hielten sie für triftig, sich für weise.
Wenn man sie widerlegt, darf man nicht die Natur
Erst ganz dazu zu Hülfe nehmen.
Nein! Solche Tadler zu beschämen,
Brauchts einer schlechten Eichel nur.

Ein Kürbiß, dessen Last den Stengel fast zerknickte,
Ob sie die Erde gleich, die dieser Kürbiß drückte,
Dem Stengel tragen half, reizt einen Bauersmann
Zu einem gleichen Tadel an;
Der mit dem niedern Stand, den ihm das Glück beschieden,
Ja, ausser sich, mit allem unzufrieden,
Und halb und halb ein Freygeist war.

Ein Freygeist? Was? Ja! ja! Dieß werden zwar
Viel starke Geister hoch empfinden.
„Wie? Will man, denken sie, nun gar
„Freygeister unter Bauern finden?

„Freygeister unter dummen Bauern!
„Der Dichter ist ein Pfaffenfreund!
Beleidigt sie mein Vers: So muß ich es bedauern.
Es war so böse nicht gemeynt.
Kann ich wohl was dafür, wenns die Geschicht erzählet?
Zudem, wie schickt sich das für einen starken Geist,
Der niemals glaubt, und stets beweist,
Daß er ein Vorurtheil zu seinem Führer wählet?
Gesetzt indeß! Die Bauern wären dumm!
Gesetzt, das wäre wahr, was doch kein Kluger glaubet!
Ist iedem Bauer denn dadurch die Macht geraubet,
Ein starker Geist zu seyn? Warum?
Ich bin nicht fein genug, von so besondern Gründen
Die ganze Stärke zu empfinden.
Wie hindert wohl die Blödigkeit
Die zu dem Freygeist nöthgen Gaben?
Verwehrt die Dummheit wohl, nebst viel Vermessenheit
Viel Zuversicht zu sich zu haben?

Doch schon zu weit verirr ich mich.
Ein Bauersmann demnach, wenn mans nicht schon vergessen,
Hielt, auf sein bischen Witz vermessen,
Die Ordnung für sehr wunderlich,

Daß

Daß eine von den schwersten Früchten
An Stengeln hieng, die nie sich in die Höhe richten.
Er sprach: „Woran hat hier der Schöpfer doch gedacht?
Wie ungeschickt ist nicht der Kürbiß angebracht!
Ein grosser Kürbiß auf der Erde!
Wozu? Damit er schmutzig werde?
Hieng er an Sträuchern noch: So gieng es eher hin.
Ach Schade, daß ich nicht dabey gewesen bin!
Ganz anders hätt es werden sollen.
Meintreu! An Eichen nur hätt ich ihn hängen wollen.
Das wäre was! An Eichen! Ja!
Das hätte doch noch ein Geschicke.
Wofür stehn denn die grossen Bäume da?
Was hängt an ihnen? Nichts beynah;
Denn ihre Frucht ist ja kaum fingersdicke.
Für ein so großes Ding lohnt sich das nicht der Müh.
Der arme Stengel hier trägt über sein Vermögen.
Wär ich, wie Gott! Ich machts, ich weis schon, wie?
Ich nähm ihm seine Last. An Eichen hieng ich sie.
Die Eicheln gäb ich ihm dagegen.
So läge doch der Kürbiß nicht im Staube.
Gott hat sich ganz gewiß versehn.
Zwar wenn ich meinem Pfarrer glaube:
So muß das Gott allein verstehn;
Doch der schwatzt viel, das ich nicht glaube.

Dieß saget Hanns, und brüstet sich dabey
Weit mehr als Velten sich in seiner Schenke brüstet,
Wenn er auf Englands Zauberey,
Und Hollands Parlament entrüstet,
Bey seiner Ehre theuer schwört,
Daß, wenn man ihm nur folgen wollte,
Der Prätendent, der Flandern itzt verheert,
Gar bald vertrieben werden sollte.
Hanns denket: „Wärest du der Welt nur mehr bekannt.
„Das ist gewiß! Du hast Geheimderathsverstand!
„Und könntest du in Büchern lesen,
„Ein Doctor wärst du längst gewesen.
„Ja, mancher wünschte sich so klug, wie ich, zu seyn.
„Ganz gut! Wenn man dafür nur ruhig schlafen könnte.

Weil sein Verstand des Nachts ihm wenig Schlaf vergönnte,
Kam ihm die Lust zu schlafen ein.
Hanns wirft sich drauf bey einem Eichbaum nieder.
Er schläft, doch bald erwacht er wieder.
Zu seiner Nase führt der Schmerz gleich seine Hand,
Die einer Eichel Schlag empfand,

So von dem Baume fiel. Er fühlts; die Naſe blutet.
Er findet hier die Eichel noch,
Und ſpricht: Ey! ey! Man denke doch!
„Wer hätte die Gewalt von Eicheln wohl vermuthet?
„Wie übel wäre mirs ergangen;
„Wenn eine Gurke nur ſtatt ihrer da gehangen!
„Wenn nun ein Kürbiß gar — Mein Einfall war ſehr ſchlecht.
„Nun ſeh ichs; Gott hat doch wohl Recht.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Herrn **

Wird dich die Arbeit nie ermüden?
Du legſt, mit deiner Kunſt zufrieden,
Dein ſtolzes Spiel nie aus der Hand.
Freund mich begeiſtern deine Lieder;
Doch leg einmal die Saiten nieder.
Der Wein hat mich zu dir geſandt.

Vergiß doch itzt nur die Camoenen,
Da ſich die Römer nach dir ſehnen.
Vergebens laden ſie dich ein.
Du ſingſt. Faſt kann ich dir nicht ſagen,
Was mir der Weingott aufgetragen.
Laß nach; denn dich verlangt der Wein!

Freund

Freund, wird dein Spiel dir nicht entsinken:
So will ich mich allein betrinken,
Und ich beneide dann dein Lob.
Beflügelt von dem Sohn der Reben,
Will ich mich dann zu Höhen heben,
Wohin dich nie dein Flug erhob.

Dann eilt in fernen Ewigkeiten,
Durch meine neue Kunst der Saiten,
Mein Nam erstaunten Völkern zu.
Wenn uns die Nachwelt dann gelesen,
Urtheilt sie: Du seyst groß gewesen;
Doch ich sey gröſſer noch, als du.

Der Weingott wird sich an dir rächen.
Die Nachwelt wird zur Nachwelt sprechen:
Der Wein hob diesen über ihn.
Mein Beyspiel wird die Dichter lehren,
Den Weingott mehr, als du, zu ehren,
Sich mehr Erstaunen zuzuziehn.

Wie? Du wirst durch kein Drohn bestritten?
Nein! Denn dich reizen nur die Bitten,
Und stärker reizet dich der Wein.
Du trinkst. Nun bin ich schon bescheiden.
Ich will dein Lob nicht mehr beneiden,
Und nicht dein Nebenbuhler seyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die bestrafte Unempfindlichkeit, an Chloris.

Nach der 10. Ode aus dem 4. B. des Horaz.

Stolz auf die neue Pracht erst aufgeblühter Wangen,
Auf deiner Stirne Lenz und frische Heiterkeit,
Bist du so streng, als schön, und hohnst stets das Verlangen
Verliebter Lüsternheit.

Doch einst verblüht der Reiz, den deine funfzehn Jahre,
Der Morgen deiner Zeit, noch freylich nicht verderbt.
Mit Unmuth wirst du sehn, wie deine schwarzen Haare
Des Alters Frost entfärbt.

Dein Spiegel wird dir dann nur todte Lippen zeigen,
Und Augen, welche schon zu siegen aufgehört.
Du wirst stets einsam seyn; die Seufzer werden schweigen,
Die itzt dein Stolz nicht hört.

O Liebe! rufst du dann, und schlägst die Augen nieder;
Zu grausam rächst du dich! Zu hart ist mein Geschick!
Gieb mir den ersten Reiz, und kömmt auch der nicht wieder,
Den ersten Stolz zurück!

Die

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Küsse.

Daß ich, bey meiner Lust, durch keinen Zwang mich quäle,
Und meine Küsse niemals zähle;
Das straft Philet, der schon zu alt zu Küssen ist.
Die Alten, lehrt er mich, die pflegten auch zu küssen;
Allein, nicht aufzuhören wissen,
Allein, so oft, wie du, zu küssen,
Das Laster war noch nicht bey ihnen eingerissen,
Ich habe selbst viel sparsamer geküßt.

So soll ich denn, wann ich, Neära, dich umfange,
Und, trunken von der Lust, an deinem Halse hange,
Wann mein entzückter Geist, der gern sich selbst vergißt,
Auf deiner Lippen stirbt, mich erst mit Zweifeln plagen,
Ob auch die Leute sagen,
Daß ich zu oft geküßt?

Neära hörts, und lacht, und klopft mir sanft die Wangen,
Und giebt mir einen Kuß voll jugendlicher Glut,
Dergleichen Mars von Venus nicht empfangen,
Wann er in ihrem Arm von Siegen ausgeruht.
„Vor wessen Urtheil denn, sagt sie, scheut Thyrsis sich?
„In dieser Sache wider dich,
„Ist ja kein Richter, als nur ich.

Die

* * * * * * * * * * * * *

Die Mutter und ihre Tochter.

Die Tochter.

O Mutter, brich die armen Rosen nicht,
Sie sterben bald, wenn man sie einmal bricht.
Wie schön ist es, am Stocke sie zu sehen?
Du brichst sie doch? Nein, Mutter, laß sie stehen!

Die Mutter.

Befürchte nicht, daß ich zu grausam bin.
Wie lange währts? so sind sie doch dahin.
Was treibt dich so, für sie bey mir zu sprechen.
Eh sie verblühn, muß man sie lieber brechen.

Die Tochter.

Das glaubt ich sonst dem losen Damon nicht.
Er sagt auch so, und küsset mich, und spricht:
Mein Kind, dein Lenz wird auch verblühen müssen;
Eh er verblüht, so laß uns ihn verküssen.
Ich armes Kind! aus Einfalt floh ich ihn!
Wenn er itzt kömmt: So darf ich doch nicht fliehn?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Chloen.

Nach der 23. Ode aus dem 1. Buche der Oden des Horaz.

Was fliehst, du, Chloe, vor mir, gleich einem flüchtigen Rehe,
Das unwegsame Gebirge durchstreift,
Auf Wegen, die es nicht kennt, die bange Mutter zu suchen,
Und vor den friedlichen Büschen erschrickt?

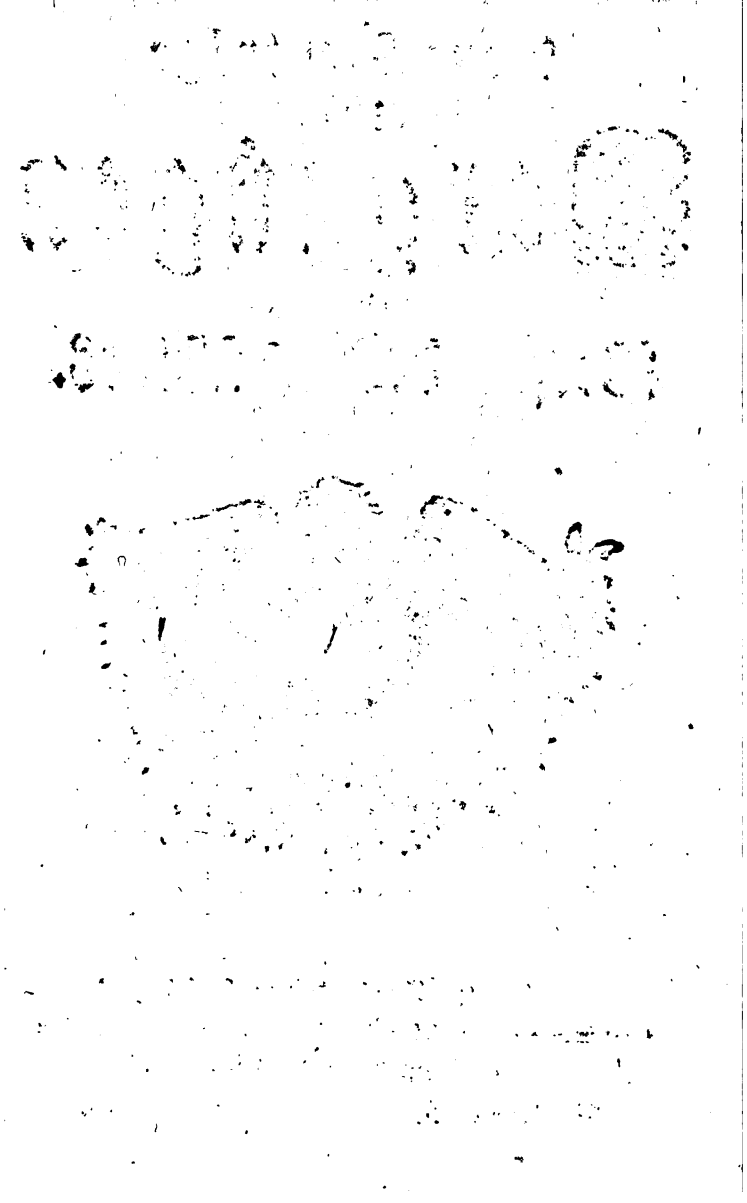
So oft, vom Weste bewegt, die zarten Blätter nur rauschen,
So oft ein Eidechs die Stauden durchschlüpft:
So klopft sein furchtsames Herz, und seine zitternden Läufte
Fliehn schneller durch den gefürchteten Wald.

Und doch verfolg ich dich nicht, wie ein getulischer Löwe,
Der seine Beute blutgierig erwürgt.
Hör auf, o Chloe, hör auf, der Mutter länger zu folgen,
Und einen bessern Begleiter zu fliehn.

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Dritter Band, drittes Stück.

Bremen und Leipzig,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1746.



Die Güte Gottes.

Nach Anleitung des 136. Psalms.

Welt, höre mich, und werd entzücket,
Und jauchze mit! Gott ist mein Lied:
Der Gott, der eilt, wann er beglücket,
Und bey den Strafen nur verzieht.
Fühl itzt der Freude starke Triebe!
Die Allmacht ist zugleich die Liebe,
Der Wesen Herr die Freundlichkeit.
Er wird von der Natur gepriesen.
Mein Lied empfinden Berg und Wiesen,
Da nur ihr Menschen fühllos seyd.

Chor.

Ihn preist die ganze Natur. Nur ihn, ihn lasset uns lieben!
Ist nicht, ihn lieben, die seeligste Pflicht?
Auch nach dem Tode der Zeit, auch wenn die Himmel zerstieben,
Wankt des Allmächtigen Gütigkeit nicht.

Ja! Dankt dem grossen Gott der Götter!
Für ihn verehrtet ihr oft Stein;
Und doch verzog sein strafend Wetter,
Der Rächer seines Ruhms zu seyn.
Ihr setztet öfters das Vertrauen
Auf Klötzer, die ihr selbst gehauen,
Und ihm entzogt ihr eure Pflicht.
Metalle, die doch nicht empfinden,
Grubt ihr zu Göttern aus den Schlünden.
Doch tödtete sein Zorn euch nicht.

Chor.

Beleidigt liebt er euch noch. Und ihr vergeßt ihn zu lieben?
Ist nicht, ihn lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn wir, des Untergangs werth, ihn auch durch Frevel betrüben,
Wankt des Barmherzigen Gütigkeit nicht.

Der Wuth der Wütriche wird fallen,
Wenn du, o Gott, der Fürsten Fürst,
Das Recht den mächtigen Vasallen,
Der Erde Göttern, sprechen wirst.
Du zeichnest denen ihre Gränzen,
Die, geizig nach den Lorbeerkränzen,
Von ihrem Ungestüm nicht ruhn.
Wenn sie bis an die Gränzen wüten,
Vermögen die, die stolz gebiethen,
Dann auch nicht einen Schritt zu thun.

Chor.

Gott, der Monarchen Monarch, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wann von der weinenden Welt der Krieg den Frieden vertrieben,
Wankt des Gewaltigen Gütigkeit nicht.

Gott, die Natur kennt deine Stimme,
Und sie kennt deine Stimme nur.
Nur deiner Lieb und deinem Grimme
Dient die gehorsame Natur.
Wenn dich der Mund des Stummen ehret;
Der Taube diese Lieder höret;
Der Blinde dieß Entzücken sieht;
Der Krüppel hüpft, von Freud entzündet,
Die der Verstorbne mitempfindet:
Wer singt nicht dann in unser Lied?

Chor.

Gott, du thust Wunder allein. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Es wankt, so lange wir sind, auch wenn die Himmel zerstieben,
Des Wunderthätigen Gütigkeit nicht.

Die durch dein Wort entstandnen Himmel
Wogst du in deinen Händen ab:

Eh ihrem mächtigen Gewimmel
Noch dein Entschluß die Ordnung gab;
Der du, eh du die Erde schmücktest,
Das Meer in seinen Abgrund drücktest,
Das noch die Erde ganz umgoß.
Von dir ward ihr der Lenz gegeben,
Und grünend fühlte sie das Leben,
Das, Gott, aus deinem Munde floß.

Chor.

Du schufst aus Liebe die Welt. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Die Himmel wurden durch dich. Auch wenn sie wieder zerstieben,
Wankt doch des Ewigen Gütigkeit nicht.

Du schufst, dem Tage vorzustehen,
Die Sonne, deren Licht erquickt,
Das sie aus ungeheuern Höhen
Zu uns in Augenblicken schickt.
Wer freut sich nicht, wenn ihre Stralen,
Die Welt mit Farben übermalen,
Bis der Regent der Nacht erscheint;
Bis sich ihr Licht im Monde spiegelt,
Durch den es wieder neubeflügelt
Mit unsern Schatten sich vereint?

Chor.

Du schenkst der Erde das Licht. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Auch wenn die Sonne verlischt, und Mond und Sterne zerstieben,
Wankt doch die Liebe des Gütigen nicht.

Du hilfst. Aegypten hats erfahren,
Da du die Erstgeburten schlugst,
Und selber, mitten durch Gefahren,
Dein Volk auf deinen Händen trugst.
Dein Engel kömmt. Die Stolzen zagen.
Er kömmt. Mit Leichen und mit Klagen
Füllt er Aegyptens Häuser an,
Der, der dein Volk nicht lassen wollte,
Bat itzt, daß es doch eilen sollte.
Es eilt, und du ziehst selbst voran.

Chor.

Dich Gott, der Seufzenden Schutz, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn schon zur Zeit der Gefahr kein Trost uns übrig geblieben,
So wankt die Güte des Retters doch nicht.

Das Schilfmeer steht vor dir zerrissen.
Die Wellen fliehen vor dir her.

Und unversehrt, mit trocknen Füssen,
Ziehn Jakobs Kinder durch das Meer.
Was halfs, daß sich ihr Feind empörte?
Dein Arm, der seinem Grimme wehrte,
Blieb über ihnen ausgestreckt.
Den Pharao mit seinen Großen,
Sein Heer hast du ins Meer gestoßen;
Und mit den Wellen sie bedeckt.

Chor.

Dir, Gott, gehorchet das Meer. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn sich die Völker empört, und uns kein Retter geblieben:
So wankt die Güte des Retters doch nicht.

Du führest sie durch weite Wüsten;
Dein trotzig Volk murrt wider dich.
Oft sollte nur dein Zorn sich rüsten,
Und deine Güte rüstet sich.
Kein Mangel drückt es auf der Reise.
Es hungert, und gleich regnet Speise;
Denn du erhörest sein Geschrey.
Du läßt aus Felsen Ströme springen.
Der Südwind trägt, auf seinen Schwingen,
Die Speise willig ihm herbey.

Chor.

Zum Wohlthun williger Gott, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn wir, der Blitze nur werth, dich auch durch Murren betrüben:
Wankt des Mildthätigen Gütigkeit nicht.

Du störtest seiner Feinde Freuden,
Und schafftest ihm vor ihnen Ruh.
Du schlugst die Könige der Heiden,
Und starke Helden würgtest du.
Der Heere Strohm kannst du bald hemmen,
Die ganze Länder überschwemmen.
Warum will denn ihr Trotz nicht ruhn?
Du schickst die Blitze, deine Krieger,
Und Seuchen werden ihre Sieger,
Und seht, wo sind die Heere nun?

Chor.

O Gott, du streitbarer Held, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wann auch ein mächtiger Held von uns die Ruhe vertrieben,
Wankt doch die Güte des Mächtigern nicht.

Vor denen Heere flüchtig irrten,
Die sind mit Waffen unbekannt;

Ja! Dankt dem grossen Gott der Götter!
Für ihn verehrtet ihr oft Stein;
Und doch verzog sein strafend Wetter,
Der Rächer seines Ruhms zu seyn.
Ihr setztet öfters das Vertrauen
Auf Klötzer, die ihr selbst gehauen,
Und ihm entzogt ihr eure Pflicht.
Metalle, die doch nicht empfinden,
Grubt ihr zu Göttern aus den Schlünden.
Doch tödtete sein Zorn euch nicht.

Chor.

Beleidigt liebt er euch noch. Und ihr vergeßt ihn zu lieben?
Ist nicht, ihn lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn wir, des Untergangs werth, ihn auch durch Frevel betrüben,
Wankt des Barmherzigen Gütigkeit nicht.

Der Wuth der Wütriche wird fallen,
Wenn du, o Gott, der Fürsten Fürst,
Das Recht den mächtigen Vasallen,
Der Erde Göttern, sprechen wirst.
Du zeichnest denen ihre Gränzen,
Die, geizig nach den Lorbeerkränzen,
Von ihrem Ungestüm nicht ruhn.
Wenn sie bis an die Gränzen wüten,
Vermögen die, die stolz gebiethen,
Dann auch nicht einen Schritt zu thun.

Chor.

Gott, der Monarchen Monarch, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wann von der weinenden Welt der Krieg den Frieden vertrieben,
Wankt des Gewaltigen Gütigkeit nicht.

Gott, die Natur kennt deine Stimme,
Und sie kennt deine Stimme nur.
Nur deiner Lieb und deinem Grimme
Dient die gehorsame Natur.
Wenn dich der Mund des Stummen ehret;
Der Taube diese Lieder höret;
Der Blinde dieß Entzücken sieht;
Der Krüppel hüpft, von Freud entzündet,
Die der Verstorbne mitempfindet:
Wer singt nicht dann in unser Lied?

Chor.

Gott, du thust Wunder allein. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Es wankt, so lange wir sind, auch wenn die Himmel zerstieben,
Des Wunderthätigen Gütigkeit nicht.

Die durch dein Wort entstandnen Himmel
Wogst du in deinen Händen ab:

Eh ihrem mächtigen Gewimmel
Noch dein Entschluß die Ordnung gab;
Der du, eh du die Erde schmücktest,
Das Meer in seinen Abgrund drücktest,
Das noch die Erde ganz umgoß.
Von dir ward ihr der Lenz gegeben,
Und grünend fühlte sie das Leben,
Das, Gott, aus deinem Munde floß.

Chor.

Du schufst aus Liebe die Welt. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Die Himmel wurden durch dich. Auch wenn sie wieder zerstieben,
Wankt doch des Ewigen Gütigkeit nicht.

Du schufst, dem Tage vorzustehen,
Die Sonne, deren Licht erquickt,
Das sie aus ungeheuern Höhen
Zu uns in Augenblicken schickt.
Wer freut sich nicht, wenn ihre Stralen,
Die Welt mit Farben übermalen,
Bis der Regent der Nacht erscheint;
Bis sich ihr Licht im Monde spiegelt,
Durch den es wieder neubeflügelt
Mit unsern Schatten sich vereint?

Chor.

Du schenkst der Erde das Licht. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Auch wenn die Sonne verlischt, und Mond und Sterne zerstieben,
Wankt doch die Liebe des Gütigen nicht.

Du hilfst. Aegypten hats erfahren,
Da du die Erstgeburten schlugst,
Und selber, mitten durch Gefahren,
Dein Volk auf deinen Händen trugst.
Dein Engel kömmt. Die Stolzen zagen.
Er kömmt. Mit Leichen und mit Klagen
Füllt er Aegyptens Häuser an.
Der, der dein Volk nicht lassen wollte,
Bat itzt, daß es doch eilen sollte.
Es eilt, und du ziehst selbst voran.

Chor.

Dich Gott, der Seufzenden Schutz, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn schon zur Zeit der Gefahr kein Trost uns übrig geblieben,
So wankt die Güte des Retters doch nicht.

Das Schilfmeer steht vor dir zerrissen.
Die Wellen fliehen vor dir her.

Und unversehrt, mit trocknen Füssen,
Ziehn Jakobs Kinder durch das Meer.
Was halfs, daß sich ihr Feind empörte?
Dein Arm, der seinem Grimme wehrte,
Blieb über ihnen ausgestreckt.
Den Pharao mit seinen Großen,
Sein Heer hast du ins Meer gestoßen;
Und mit den Wellen sie bedeckt.

Chor.

Dir, Gott, gehorchet das Meer. Nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn sich die Völker empört, und uns kein Retter geblieben:
So wankt die Güte des Retters doch nicht.

Du führest sie durch weite Wüsten;
Dein trotzig Volk murrt wider dich.
Oft sollte nur dein Zorn sich rüsten,
Und deine Güte rüstet sich.
Kein Mangel drückt es auf der Reise.
Es hungert, und gleich regnet Speise;
Denn du erhöreſt sein Geschrey.
Du läßt aus Felsen Ströme springen.
Der Südwind trägt, auf seinen Schwingen,
Die Speise willig ihm herbey.

Chor.

Zum Wohlthun williger Gott, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn wir, der Blitze nur werth, dich auch durch Murren betrüben:
Wankt des Mildthätigen Gütigkeit nicht.

Du störtest seiner Feinde Freuden,
Und schafftest ihm vor ihnen Ruh.
Du schlugst die Könige der Heiden,
Und starke Helden würgtest du.
Der Heere Strohm kannst du bald hemmen,
Die ganze Länder überschwemmen.
Warum will denn ihr Trotz nicht ruhn?
Du schickst die Blitze, deine Krieger,
Und Seuchen werden ihre Sieger,
Und seht, wo sind die Heere nun?

Chor.

O Gott, du streitbarer Held, nur dich, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wann auch ein mächtiger Held von uns die Ruhe vertrieben,
Wankt doch die Güte des Mächtigern nicht.

Vor denen Heere flüchtig irrten,
Die sind mit Waffen unbekannt;

Und Schwerdter in der Hand der Hirten
Gewannen Ogs und Sihons Land.
Gott stärkte, Jakob, dich zu Siegen.
Gott lehrte deine Hände kriegen.
Du, Israel, warst stark durch ihn.
Die trotzig ihre Waffen nahmen,
Und die auf einem Wege kamen,
Ließ Gott auf sieben Wegen fliehn.

Chor.

Gott nimmt, und schenket den Sieg. Nur ihn, ihn wollen wir lieben.
Ist nicht, ihn lieben, die seeligste Pflicht?
Wann auch das Schrecken bereits den Muth der Heere vertrieben,
Wankt doch des Mächtigen Gütigkeit nicht.

Dich, Juda, drückten schwere Plagen.
Du wurdest deiner Feinde Spott.
Dein Mund gewohnte schon der Klagen;
Er betete mit Angst zu Gott.
Die Feinde lachten der Gebethe,
Bewohnten ruhig deine Städte,
Und Gott schien nicht mehr Gott zu seyn.
Schon schlug dich die Verzweiflung nieder.
Doch schnell gedacht er deiner wieder,
Und kam, dich mächtig zu befreyn.

Chor.

Der Herr errettet gewiß. Nur ihn, ihn wollen wir lieben.
Ist nicht ihn lieben, die seeligste Pflicht?
Wenn schon der Hülfe Verzug uns zur Verzweiflung getrieben,
Wankt doch des Gnädigen Gütigkeit nicht.

O Herr, durch den die Wesen leben!
Nur deiner Güte freun sie sich.
Wann aller Augen sich erheben:
So warten sie allein auf dich.
Du öffnest deine Hand den Bitten,
Mit Fülle sie zu überschütten;
Was lebet, wird von dir gespeist.
Herr, den, von deiner Hand genähret,
Das Schaf durch Blöcken dankbar ehret,
Das sätte Rind durch Brüllen preist!

Chor.

Dich, Gott, Ernährer der Welt, dich nur, dich wollen wir lieben.
Ist nicht, dich lieben, die seeligste Pflicht?
Wann uns der tobende Krieg, entblößt von Hülfe, vertrieben,
Wankt doch die Liebe des Gütigsten nicht.

Wer kann wohl Gottes Güte messen?
Wer ist, den nicht der Schöpfer liebt?
Wer sollte seiner wohl vergessen?
Wir sündigen, und er vergiebt.
Singt Menschen! Denn zu seiner Ehre
Singt die Natur in eure Chöre!
Auf! Danket dem, durch den ihr seyd!
Auf, Menschen, fühlt der Freude Triebe!
Die Allmacht ist zugleich die Liebe,
Der Wesen Herr die Freundlichkeit.

Chor.

Ihn preist die ganze Natur. Nur ihn, ihn lasset uns lieben!
Ist nicht, ihn lieben, die seeligste Pflicht?
Auch nach dem Tode der Zeit, auch wann die Himmel zerstieben,
Wankt des Allmächtigen Gütigkeit nicht.

Die gewisse Hülfe Gottes.

Nach dem 43. Psalme.

Du Gott des Rechtes und der Rache!
Herr, richte mich, und sey mein Schutz!
Und führe du itzt meine Sache,
Und biete meinen Feinden Trutz.
Itzt stürmt die Wut unheilger Rotten,
Die deiner durch Verbrechen spotten,
Unaufgehalten auf mich zu.
Hörst du nicht die Betrüger sprechen:
„Wer steht ihm bey? Wer kann ihn rächen?
Gott, wer errettet mich, als du?

Du kennst die Feinde, die mich hassen!
Und bist doch eisern gegen mich?
Warum werd ich von dir verlassen?
Gott meiner Stärke, zeige dich!
Soll dich mein Seufzen nicht erwecken?
Du schläfst, da mich die Frevler schrecken,
Die sich an meinem Leid erfreun?
Sie drängen mich mit wilder Freude.
Warum, mein Gott, soll ich dem Leide
Zum Raub stets überlassen seyn?

Werd ich dich nicht bald gnädig sehen?
Verbirgst du immer dein Gesicht?

Gott

Gott, sende doch von deinen Höhen
Mir deine Wahrheit und dein Licht;
Laß meinen Gang durch sie regieren,
Und sie mich zu den Berge führen
Wo du dir deinen Sitz erbaut.
Vor seinen heiligen Altären
Will ich den Gott die Völker lehren,
Dem ich mich nicht umsonst vertraut.

Mein Herz singt unter seinem Leide,
Daß Gott der Armen nie vergißt,
Und er, mein Glück und meine Freude,
Nicht unter meinen Feinden ist.
Wenn sie noch heftiger ergrimmen:
Will ich mein Spiel geruhig stimmen,
Und ihren starken Feind erhöhn.
O Gott, mein Gott, dich will ich loben!
Es müssen alle, die itzt toben,
Wenn du nur hauchest, untergehn.

Warum quälst du dich, meine Seele,
Und wirst ein Raub der Traurigkeit?
Ich sündige, wenn ich mich quäle,
Und meinen Gott erzürnt mein Leid.
Sey muthig, denn der Gott der Armen
Wird endlich deiner sich erbarmen,
Wenn du nicht ohne Hoffnung bist.
Laß keine feigen Thränen fließen,
Denn ich, ich werd ihm danken müssen,
Daß er mein Gott und Retter ist.

Betrachtungen über die Großmuth.

Die Großmuth hat das Schickſal aller Tugenden, zu welchen eine beſondre Hoheit der Seele gehört, daß ſie genug Bewunderer, und unter tauſend Bewunderern nur ſelten einen Nachahmer findet. Wie oft hat ſie nicht auf der Bühne die leichtſinnigſten Gemüther zur Aufmerkſamkeit, und von der Aufmerkſamkeit zum Erſtaunen gebracht! Sie hat denen Augen Zähren abgezwungen, welche zu dieſen rührenden Kennzeichen der Menſchlichkeit nicht geſchaffen zu ſeyn ſchienen. Die Stimmen der Menſchen vereinigen ſich, großmüthige Wohlthäter zu erheben, deren einzige Beſchäfftigung dieſe iſt, daß ſie das Elend rechtſchaffner Männer vertilgen. Wir erſtaunen über großmüthige Feinde, welche Beleidigungen mit Wohlthaten vergelten. Dennoch iſt die Anzahl derjenigen ſehr klein, welche durch ſolche Beyſpiele großmüthiger Handlungen angereizt werden, den Eigennutz zu verleugnen, und über ſich ſelbſt zu erröthen, wenn ſich Triebe des Haſſes, oder der Rachbegierde, dieſer Leidenſchaften, welche dem beleidigten menſchlichen Herzen ſo angenehm ſind, in ihnen regen wollen. Man wird die Urſachen bald einſehen, warum ſo wenig Menſchen großmüthig

ſind,

sind, wenn man nur mit der Natur der Großmuth näher bekannt wird.

Die Menschen, welche sich ihren Leidenschaften noch überlassen, sind nicht edel genug, ihr Glück und Vergnügen, in dem Glücke und Vergnügen andrer Menschen zu suchen. Sie kennen kein andres Gesetz, als das Gesetz, sich selbst glücklich zu machen, und die Neigung, diese Pflicht auszuüben, verliert darum viel von ihrem Adel. Es scheint oft, als wenn sie ihre Nebenmenschen liebten; allein ihre Menschenliebe ist nur eine versteckte Eigenliebe. Sie würden alle andre Menschen neben sich hassen, wenn sie nur dieser Haß mehr, als die Menschenliebe, vergnügen könnte. Sie üben die gesellschaftlichen Pflichten so lange aus, so lange die Begierde, sich selbst zu vergnügen, durch die Ausübung derselben befriedigt wird. Diese Pflichten verlieren aber das Ansehen der Pflichten bey ihnen, sobald sie mit einiger Unlust für sie begleitet zu seyn, oder auch nur das Vergnügen andrer Menschen mehr zu befördern scheinen, als das Ihrige. Bloß ihr eignes Vergnügen ist die Absicht ihres Umganges mit andern. Sie thun andern Menschen Gutes, und in der That erweisen sie sich selbst diese Wohlthaten, und ihre Freundschaft gegen andre ist wirklich nur eine Freundschaft gegen sich selbst. So bald ihren Leidenschaften ein Vergnügen aus dem Misvergnügen andrer Menschen zuwachsen kann, so bald müssen alle Empfindungen der Menschenliebe weichen. Wucher, Neid, Argliſt,

Argliſt, Verleumdung, und die feindſeeligſten Beleidigungen, durch welche vernünftige Geſchöpfe noch unter die Thiere hinuntergeſetzt werden, ſcheinen ihnen alsdann ſo viele Tugenden zu ſeyn. Alle Laſter, die das Glück der menſchlichen Geſellſchaft ſtören, kommen daher, daß ſich die Menſchen ſelbſt für Beherrſcher, und die andern Menſchen für Sklaven anſehen, deren Glück und Unglück bloß auf das eigenſinnige Vergnügen ihrer Beherrſcher ankömmt. Dieſe unedle Selbſtliebe iſt die Urſache, warum ſo wenig Menſchen den Namen der Großmüthigen verdienen können.

Die Großmuth iſt eine Menſchenliebe, welche ihr größtes Vergnügen in dem Vergnügen andrer Menſchen findet. Alle Handlungen eines Großmüthigen haben alſo das Glück ihrer Nebenmenſchen zum Endzwecke. Er iſt darum nicht ohne Selbſtliebe, allein er übt die Pflichten, die er ſeiner Erhaltung, und ſeinem Vergnügen ſchuldig iſt, vornehmlich auch darum aus, weil er durch denſelben in den Stand geſetzt wird, andre glücklich zu machen. Ihm gefällt ein jedes Vergnügen, durch welches die Tugend nicht beleidigt wird; allein daſſelbe erhält in ſeinen Augen einen weit gröſſern Werth, wenn er es mit andern theilen kann. Er nimmt ſich mit einer edeln Behutſamkeit in Acht, einen Menſchen zu betrüben. Wird er auch genöthigt, einem Menſchen einigen Verdruß zu verurſachen: So geſchieht es doch nur aus der Abſicht, demſelben durch einen kleinen Verdruß ein wahres und dauer-

haftes Vergnügen zu verschaffen. Er geht so weit, daß er selbst ein Misvergnügen nicht scheuet, und es zu seinem Vergnügen zu machen weis, so bald dasselbe ein Mittel zum Vergnügen andrer Menschen seyn kann. Wie unumschränkt muß man nicht seine Leidenschaften beherrschen können, wenn man so gesinnt seyn will! Und ein Großmüthiger muß so gesinnt seyn.

Soll die Großmuth der Welt so nützlich werden, als sie werden kann: So muß man mit dieser großen Eigenschaft des Herzens einen starken und erleuchteten Verstand verbinden. Wie ein durchdringender Verstand ohne ein edles und großmüthiges Herz oft die größte Verwirrung und Unordnung in der Welt anrichtet: So kann ein rechtschaffner Mann, wenn er einfältig und unwissend ist, der Welt zuweilen eben so schädlich seyn, als er ihr vortheilhaft seyn könnte, wenn die Ausbrüche seines großmüthigen Herzens durch Wissenschaft und Einsicht auf würdige Gegenstände gelenkt würden. Ein Großmüthiger braucht nicht diejenige Schulgelehrsamkeit zu besitzen, durch welche kleine Geister, deren größter Verstand ihr gutes Gedächtniß ist, destomehr aufgebläht werden, je weniger sie von nöthigen Wahrheiten verstehen. Er hat nicht nöthig, dasjenige zu wissen, was vor ihm tausend Menschen gedacht, und oft ungereimt und närrisch gedacht haben. Für ihn ist diejenige Wissenschaft die beste, welche für die menschliche Gesellschaft die brauchbarste ist. Er muß seinen Geist mit Wahrheiten, welche

die

die Bewegungsgründe zu edeln Thaten sind, angefüllet, die Irrthümer, die den Willen verderben, vertrieben, und sich von allen Vorurtheilen, die den Leidenschaften schmeicheln, losgerissen haben. Wie könnte er sonst das allgemeine Glück der Menschen zur vornehmsten Absicht seiner Handlungen machen? Wie könnte er die Sorge dafür so vielen Lüsten, welche mit ihr streiten, vorziehen? Es gehört eine nicht gemeine Stärke der Vernunft dazu, sein Herz so weit zu bringen, daß es die Unlust für keine Unlust hält, welcher er sich doch so oft Preis geben muß, um durch dieselbe die Zufriedenheit seiner Nebenmenschen zu befördern. Muß er sich nicht oft viele Bequemlichkeiten entziehen, um sie andern zu verschaffen, und muß nicht sein Verstand das Misvergnügen, das aus ihrem Verluste entspringt, als ein Vergnügen betrachten können? Wie schwer würde es ihm sonst werden, sich solche Bequemlichkeiten zu versagen! Wie erhaben muß der nicht denken können, welcher die Nichtigkeit der Freude, welche aus den Lobsprüchen des unverständigen Pöbels entsteht, der Wollust, die ihm die Rache verschafft, und den kleinen Werth einer jeden Freude, welche der Menschenliebe hinderlich ist, einsehen soll!

Wie traurig würde ein Großmüthiger werden, wenn niemand vorhanden wäre, dessen Glück die Absicht seiner Handlungen seyn könnte. In seiner betrübten Einsamkeit würde zum wenigsten seine Einbildung eine Welt entstehen lassen, und diese Welt mit Menschen bevölkern, die er alsdann mit

Glücke und Vergnügen überhäufte. Bey dem Mangel der Macht würde er doch, dem Willen nach, dem Urheber der Welt sich zu nähern suchen, welcher sein Daseyn auch andre Wesen auf eine ihnen zuträgliche Weise empfinden läßt. Viele Großmüthige sind schon in ähnlichen Umständen gewesen. Das widrige Glücke darf der Großmuth nur die Mittel nehmen, durch welche sie sich hervorthun kann, so wird sie trauriger werden, als wenn gar keine Welt ausser ihr vorhanden wäre.

Kleanthes ist großmüthig; allein das Glück hindert ihn, seine Großmuth zu beweisen. Er ist weder angesehen, noch reich. Dieser Mangel der Glücksgüter ist ihm nur darum schrecklich, weil er ihn verhindert, die Thränen der Unglücklichen zu stillen, und traurige Augen heiter zu machen. In seinem Elende fühlt er das Elend aller Nothleidenden. Er wünscht sich die Wohlthaten des Glückes; in der That aber nicht für sich, sondern für andre, denen sie fehlen. Er beneidet fast die Reichen, bey welchen die Geschenke des Glückes todte Schätze sind, und erzürnt sich über sie, daß sie ihre Güter nicht zum allgemeinen Glücke der Menschen anwenden. Dieser Neid, und dieser Zorn sind Wirkungen seiner Großmuth. Attalus würde in seinen Gedanken nicht so reich seyn, als er, und er würde sich so angesehen, als ein König, vorkommen, so dürftig und verachtet er immer ist, wenn nur ausser ihm niemand, der den Zorn des Glückes nicht verdient, verachtet und dürftig wäre. Großmüthiger Kleanthes

anthes, wie oft hast du dich an die Stelle derjenigen gewünscht, welche bey dem Besitze von Tonnen Goldes über ihre Armuth klagen, wenn das traurige Gesicht, und die Bitte eines Armen eine Wohlthat von ihnen verlangen! Wie viele bedrängte Wittwen, wie viele arme Waisen hast du in deinen Gedanken schon aus ihrem Elende gerissen! Wie viele liebenswürdige Frauenzimmer, welche man kaum des Anblickes würdiget, weil keine Reichthümer um sie herumglänzen, und Liebhaber herzulocken, hast du in deiner Einbildung mit einer ansehnlichen Mitgift an liebenswürdige Männer ausgestattet! Wie oft hast du dich in Gedanken auf die Richterstühle gesetzt, die Unschuld wider den Stolz der Ungerechten zu beschützen! Wie viele Verdienste hast du auf eben diese Art belohnet! Wie viele rechtschaffne Freunde hast du deines Glückes, das nur in deiner Einbildung gewesen, genießen lassen! Man wird vielleicht wissen wollen, ob Kleanthes seine Großmuth nicht auf eine noch thätigere Art bewiesen habe. Er hat seine Großmuth schon durch die Hülfe andrer Menschen gezeigt. Es war derselben unerträglich, in Umständen zu bleiben, wo sie nicht thätig genug seyn konnte. Er suchte sich also die Freundschaft einiger Leute zu erwerben, welche die Mittel zur Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit besaßen. Dieses konnte ihm so gar schwer nicht werden, weil er von ihnen niemals eine Wohlthat für sich begehrte. Er kam ihnen nicht nur wegen seiner guten Eigenschaften, sondern auch darum schon liebenswürdig vor, weil sie glaubten, daß

ihnen ihre Freundschaft gegen den großmüthigen Kleanth keine Unkosten machen würde. Seine Uneigennützigkeit hat ihm ihr völliges Vertrauen zuwege gebracht, und darauf hat er ihnen seine Großmuth nach und nach mitgetheilt. Sie haben durch ihn ihre Güter zum allgemeinen Besten brauchen lernen; er hat sie gegen das Elend andrer Menschen mitleidig gemacht. Er will, so lange er sich selbst noch genug ist, keine Wohlthaten von ihnen annehmen, damit sie andern desto mehr Gutes thun können. Viele Menschen, welchen von ihrem widrigen Schicksale alles Vergnügen entrissen worden, haben dasselbe durch ihn wieder erlangt, ohne daß sie wissen, daß sie es ihm zu danken haben. Seine Freunde erndten die Lobsprüche und Danksagungen ein, die er durch ihre Wohlthaten erbaut hat. Kleanthes weis dieses, und legt es nunmehr dem Schicksale nicht zur Last, daß es ihn nicht so groß und reich, als seine Freunde, gemacht hat. Er ist mit seiner Einrichtung zufrieden, da es ihm die Gelegenheit verschafft, durch seine Freunde dem menschlichen Geschlechte wohlzuthun. Dieses macht ihm den Mangel der Glücksgüter erträglich, welcher ihm erst so erschrecklich vorkam. Er hat überlegt, daß er vielleicht nicht so edel und großmüthig denken und handeln würde, wenn ihm das Glück von seiner Geburt an Reichthum und Ehre verliehen hätte; daß alsdann seine itzige Großmuth Verschwendung oder Ehrgeiz seyn, oder vielleicht beides noch werden könnte, wenn ihn itzt noch das Glück reich und groß machte. Wie erhaben sind seine

Gedan-

Gedanken! Die Abbildung seiner liebenswürdigen Gemüthsart soll uns lehren, wie man in Umständen, wo die Ausübung der Großmuth fast unmöglich zu seyn scheinet, dennoch Zeugnisse von ihr ablegen könne.

Wenn die Großmuth Gegenstände vor sich hat, auf welche sie wirken kann; wenn ihre edeln Ausbrüche vom widrigen Glücke nicht verhindert werden: So wird sie sich mit allen Pflichten vereinigen, die ein rechtschaffner Mann der menschlichen Gesellschaft schuldig ist. Die menschlichen Tugenden erhalten von der Großmuth den größten Adel, dessen sie fähig sind. Man kann ein ehrlicher Bürger seyn; man kann viel zum gemeinen Besten beytragen; man kann sich durch seine Freygebigkeit, durch seine Freundschaft, durch sein Erbarmen viele Menschen verbindlich machen; man kann so gar seinen Feinden vergeben, ohne noch von der Welt sonderliche Lobsprüche dafür zu verdienen; wenn die Quellen dieser Handlungen nicht die Großmuth, sondern bloß die Eigenliebe ist. Die Welt glaubt, daß diejenigen, welche bloß aus Liebe zu sich selbst tugendhaft sind, genug belohnt werden, wenn sie ihre Absicht, durch ihre Tugenden ihr eignes Glück zu befördern, erreichen. Lobsprüche ist die Welt ihnen nicht schuldig, weil das Glück andrer Menschen nicht die Absicht ihrer Handlungen, sondern nur ein Mittel zu ihrem eignen Vergnügen gewesen ist. Sie würden eben so unbillig handeln, wenn sie für dergleichen Dienste, welche sie der menschlichen Gesellschaft leisten,

die Bewunderungen der Welt verlangten: So unbillig ein Reicher handeln würde, der sich zu seiner Bequemlichkeit einen Pallast aufführen ließe, und den Arbeitern ihren Lohn, der ihnen in der That viele Vortheile verschaffen kann, als eine Wohlthat, anrechnen wollte. Durch die Großmuth allein erhalten alle Tugenden diejenigen Reizungen, womit sie allen Menschen gefallen müssen. Wir wollen dieses von einigen beweisen.

Die Tapferkeit der Helden, ist immer ein Gegenstand der menschlichen Bewunderung gewesen. Sie verdient aber dieselbe nicht, wenn sie nicht mit der Großmuth vereiniget ist. Sie kann so gar verächtlich und der Gegenstand eines allgemeinen Abscheues werden, sobald sie in eine Tollkühnheit, oder in einen unbändigen Ehrgeiz ausartet, und nur auf Feldern, wo tausend Unglückliche, und tausend zerstümmelte Leichen Zeugnisse ihres Menschenhasses sind, ihr größtes Vergnügen findet. Allein wie göttlich ist nicht die Tapferkeit, wenn sie sich von der Großmuth regieren läßt! Sich den Gefahren entgegen stellen, welche man für seine Person vermeiden könnte, um andre aus denselben herauszureissen; sein Leben nicht schonen, um das Leben andern Menschen zu erretten; das Blut der Freunde, und der Feinde sparen, wenn jenen kein Nachtheil daraus zuwächst; in seinen Siegen aufhören, wo die Gefahr der Ueberwinder aufhört, und wo sich das völlige Elend der Besiegten anfangen würde, wenn man seine Siege fortsetzte; den schmeichelnden Ruhm

eines

eines Eroberers verachten, und durch den Frieden Ueberwinder und Ueberwundne glücklich machen; dieses heißt auf eine großmüthige Art ein Held seyn.

Alexander hat seinen Ruhm, den er noch bey wahren Kennern der Verdienste hat, weder seiner Macht, noch seinen Siegen, zu danken. Sein Name würde wegen seines Ehrgeizes, welcher keine Gränzen kannte, und die Vereinigung seines Muthes mit der Billigkeit und Weisheit verhinderte, nicht gar groß seyn, wenn er nicht zuweilen eine starke natürliche Fähigkeit zur Großmuth blicken lassen. Bey Richtern großer Thaten verschwindet das Andenken seiner Siege vor dem Erstaunen über sein Verfahren mit dem überwundnen Porus, da er demselben seinen edeln Trotz bey seiner Niederlage vergab, ihn zur Belohnung dieses Trotzes wieder in sein Reich einsetzte, und die Gränzen desselben noch erweiterte. Dieses Schattenbild von einer Großmuth; denn ich bin zu furchtsam, dieß Verfahren eine wirklich großmüthige Handlung zu nennen; macht, daß wir ihn selbst zu entschuldigen suchen; wenn uns die Grausamkeiten einfallen, die er gegen seine vertrautesten Freunde im Zorne und bey dem Trunke ausgeübt hat.

Die Liebe gegen die Feinde wird durch ihre Vereinigung mit der Großmuth so ehrwürdig, daß viele Weltweisen glauben, der Begriff der Großmuth erschöpfe sich, wenn sie dieselbe durch die Liebe gegen die Feinde

erklären. Die Neigung, sich vor seinen Feinden zu beschützen, sie zu unterdrücken, um von ihnen nicht unterdrückt zu werden, und sich durch das Vergnügen einer gerechten Rache eine Genugthuung dafür zu verschaffen, daß unser Glück durch ihre Beleidigungen gestört worden; diese Neigung, sage ich, ist allen Menschen angebohren. Wie göttlich muß der Geist nicht seyn, der diese Neigung so einschränken kann, daß er bey ihren Ausbrüchen für sein eignes Glück und für das Glück seines Feindes eine gleiche Sorge trägt; daß er, wenn er auch seinen Feind ganz niederschlagen könnte, denselben doch aufrecht erhält, und sich selbst das Vergnügen einer gerechten Rache versagt! Die Geschichte hat uns einige rührende Beyspiele einer so ausserordentlichen Großmuth aufbehalten.

Abrumetum, eine Stadt in Lybien, wurde von den Römern belagert. Als es auf das Aeusserste mit derselben gekommen, flohen zween Sklaven aus der Stadt zu den Belagerern. So bald die Stadt mit Sturm eingenommen worden, eilten die Sklaven in das Haus, aus welchem sie entflohen waren. Aus diesem jagten sie eine Frau, deren Leibeigne sie gewesen, unbarmherzig heraus, und trieben sie vor sich her. Sie schienen damit die Grausamkeit an ihr zu rächen, mit welcher sie ihnen vor der Belagerung der Stadt begegnet hatte. Man fragte sie, was sie mit derselben anfangen wollten. Tödten wollen wir sie, gaben die Leibeignen zur Antwort; sie ist vordem auch grausam genug mit uns umgegangen. Allein die scheinbare Wut dieser Sklaven

gegen

gegen ihre Gebieterinn war nur ein Mittel, sie auf der Stadt vor der Raserey der Eroberer in Sicherheit zu bringen. Sie wollten also lieber für Mörder ihrer Gebieterinn angesehen werden, als die Erhaltung ihres Lebens auf das ungewisse Erbarmen wütender Soldaten ankommen lassen. Kaum aber hatten die Römer, welche auf die Beute begierig waren, ihre Wut befriedigt, und wieder römische Sitten angenommen, als diese edelmüthigen Sklaven ihre Gebieterinn in die Stadt zurückebrachten, und sich wieder zu ihren Leibeignen übergaben, ohne an ihr vormaliges unbarmherziges Verfahren mit ihnen zu denken, und ohne zu untersuchen, ob dieselbe nicht ihre Grausamkeit gegen sie fortsetzen könnte. Ihre Gebieterinn wurde von ihrer großmüthigen Treue so beschämt, und so gerührt, daß sie diese edeln Leibeignen so gleich in ihre völlige Freyheit setzte; die Reizungen der großmüthigen Liebe gegen Feinde bezaubern mich so, daß ich mich nicht enthalten kann, der Welt das Gemälde von einem großmüthen Feinde zu zeigen.

Ktesiphon hat wegen des Glückes, welches eine Belohnung seiner Verdienste ist, viele Feinde. Erst beneideten sie ihn nur, und darauf verwandelte sich ihr Neid in eine tödliche Feindschaft. Sie können ihm sein Glücke nicht nehmen; sie suchen also nur, ihm dasselbe zu verbittern. Sie bestreben sich, seine Verdienste durch ihre Schmähungen zweifelhaft zu machen. Vergebliches Bestreben, da Ktesiphons ganze Rache diese ist, daß er sich alle mögliche Mühe

giebt,

giebt, diejenigen Tugenden öffentlich auszuüben, welche den Lastern, die ihm schuld gegeben worden, entgegen gesetzt sind. Er könnte noch auf eine andre Art den Beschuldigungen seiner Verläumder alle Glaubwürdigkeit entziehen. Seine Feinde sind boßhaft und verwegen genug, ihn solcher Laster zu beschuldigen, welche sie selbst ausüben, um dieselben den Augen der Welt, die noch keine Kenntnis von ihnen hat, desto sichrer zu entziehen. Kteſiphon hat unleugbare Beweise von den Lastern seiner Feinde; er ist aber zu großmüthig, sie vor der Welt zu schanden zu machen. Andre rechtschaffne Männer nehmen sich seiner Unschuld an. Sie wollen die Laster seiner Feinde der Welt anzeigen, um ihre Lästerungen um alle Wahrscheinlichkeit zu bringen, weil die Welt oft so ungerecht ist, daß sie das Böse, welches verdienstvollen Personen nachgesagt wird, mit einer boßhaften Freude anhört. Kteſiphon kömmt in eine Gesellschaft, wo man von seinen Feinden eine Abbildung macht, die ihnen nicht zur Ehre gereicht. Er soll ein Zeuge von der Wahrheit des Gemäldes seyn. Er hört es, und versagt seinen Freunden sein Zeugniß. Er sucht die Schande seiner Feinde vor den Augen dieser rechtschaffnen Männer unsichtbar zu machen. Er sucht an denselben gute Eigenschaften auf, und bestrebt sich diejenigen, welche er an ihnen findet, in ein völliges Licht zu setzen. Er erwiedert also die Schmähungen seiner Feinde mit Lobsprüchen. Kteſiphons Freunde erstaunen über seine Großmuth, und erzählen sie seinen Feinden: Vielleicht, denken sie, werden diese Lästrer über ihre

Lästerun-

Läſterungen erröthen. Allein ſie hören noch nicht auf, ſeine Feinde zu ſeyn. Sie lauern auf alle Gelegenheiten, wo ſie ihm ſchaden können. Er könnte ihre Feindſchaft durch ſeine Gewalt gar bald entkräften. Allein er will durch Großmuth über ſie ſiegen. Er erzeigt ihnen Wohlthaten. Ihre Wut wird aber nur vergröſſert, indem ſie ihn ſo ſehr haſſen, daß ſie ihm nichts verdanken wollen. Kteſiphon fährt fort, ihnen wichtige Dienſte zu leiſten, ſo undankbar ſie auch ſind. Er verbirgt dieſe Dienſte vor der Welt, damit ſeine Feinde vor ihr nicht beſchämt werden ſollen. Dieſer letzte Beweis von ſeiner Großmuth bricht ihren halsſtarrigen Haß. Ueber jenen erſtaunen ſie, und vor dieſem fangen ſie an zu zittern. Sie werfen die Waffen weg, die ſie wider ihn ergriffen, und eilen, ſich mit ihm zu verſöhnen. Sie brechen in tauſend Lobſprüche auf ſeine Großmuth aus. Er aber ſucht den Ruhm, daß ſein Verfahren großmüthig geweſen, beſcheiden von ſich abzulehnen. Er nennt ihre Ausſöhnung mit ihm freywillig und eine Wirkung ihrer Billigkeit, da ſie doch eine nothwendige Folge ſeiner Großmuth iſt. Er macht ihnen aus ihrer Verſöhnung mit ihm ein Verdienſt, und rechnet ſie ihnen, als eine Wohlthat, an, die ſie ihm erweiſen. Da ſie ſeine Großmuth in der Welt ausbreiten wollen, nöthigt er ſie durch großmüthige Bitten, davon zu ſchweigen, und bloß ſeine Freunde zu ſeyn. Kann wohl die großmüthige Liebe gegen ſeine Feinde höher getrieben werden.

Niemand

Niemand verſteht die Kunſt, Wohlthaten zu erzeigen, beſſer, als ein Großmüthiger. Es iſt ſchwer den Namen eines großmüthigen Wohlthäters zu verdienen. Ein Großmüthiger richtet ſeine Wohlthaten ſo ein, daß ſie bey denen, welchen ſie erwieſen werden, nur Vergnügen, und nicht den geringſten Verdruß hervorbringen. Seine Wohlthaten ſind nicht ſolche Wohlthaten, welche zuweilen mehr kränken, als Beleidigungen. Er verſchwendet dieſelben nicht; er theilt ſie mit einer klugen und vorſichtigen Wahl aus, und macht einen billigen Unterſchied unter denen, welchen er Gutes thut, weil es ein Menſch vor dem andern mehr oder weniger verdient. Darum aber ſtellt er nicht allezeit eine ängſtliche Unterſuchung an, ob derjenige, welcher ihm Gelegenheit verſchafft, ſeine Mildthätigkeit auszuüben, ihrer auch ganz würdig iſt. Er kehrt ſich an den Undank nicht, womit oft ſeine Wohlthaten vergolten werden. Er wünſcht nicht, dieſelben von den Undankbaren zurücknehmen zu können. Sind es doch Menſchen geweſen, die ſeine Wohlthaten genoſſen haben. Er gleicht dem gottſeligen Frauenzimmer nicht, das einen Bettler, dem ſie ein Almoſen giebt, erſt lange beten und ſingen läßt, und ihn, wenn er mit dem Singen ein wenig eilt, gleich einem unverſchämten und ruchloſen Sünder ſchilt, der keiner Wohlthat werth iſt. Ein Wohlthäter, welcher erhaben denkt, giebt und verliert ſeine Wohlthaten mit einem großen Geiſte. Seine edle Meynung, daß eine Wohlthat eine Wohlthat zu ſeyn aufhöre, ſo bald man ſie entweder von der

Welt,

Welt, oder von dem, welchem sie erwiesen wird, dafür angesehen haben will, verhindert ihn daran. Er zwingt demjenigen, dem er Gutes thut, niemals Danksagungen ab. Denn er weis, daß die Dankbarkeit erst dann dem Menschen Ehre macht, wenn es in seinem freyen Willen gestanden, undankbar zu seyn. Er zaudert nicht mit seinen Wohlthaten, weil es Nothleidenden oft eine größre Wohlthat ist, wenn man ihnen ihre Bitte, die man ihnen vielleicht nicht gewähren kann, bald abschlägt, als wenn sie wegen der Erfüllung derselben langs zweifelhaft gelassen werden. Die Bitten der Menschen um unsre Hülfe schmeicheln zwar unsrer Eigenliebe; allein ein Großmüthiger versagt sich dieses Vergnügen. Seine Wohlthaten verlöhren in seinen Augen ihren ganzen Werth, wenn sie ihm durch die Bitten der Bedrängten abgenöthigt würden. Er thut den Menschen Gutes, wenn es ihm frey steht, ihnen auch nicht wohlzuthun. Er kömmt also ihren Bitten mit seiner Freygebigkeit noch zuvor. Aus dieser edlen Ursache breitet er auch die Hülfe nicht aus, die er den Nothleidenden erzeigt. Sein Ruhm verliert durch seine bescheidne Verschwiegenheit nichts. Seine Großmuth wird dennoch bekannt, und gefällt darum destomehr, weil sie nicht zu gefallen sucht. Wie liebenswürdig wird nicht ein Wohlthäter, wenn die Großmuth die Quelle seiner Freygebigkeit ist!

Die Großmuth kann die Zärtlichkeit zwoer Personen, welche durch das Band der Ehe mit einander

der verbunden sind, ungemein verschönern. Wenn ich mich über die glückseligen Folgen der Großmuth in der Ehe ausbreiten wollte, zu wie vielen entzückenden Gemälden hätte ich nicht Gelegenheit? Es kommen unzählige Fälle in diesem Stande vor, wo sich die Großmuth in ihrer ganzen Hoheit äussern kann. Ein Beyspiel soll diese Wahrheit beweisen.

Sylvia ist die liebenswürdigste Ehegattinn von der Welt. Es fiel ihrem aufrichtigen Herzen vor ihrer Verbindung mit ihrem Gatten nicht ein, daß die Schwüre der meisten Liebhaber von einer ewigen Zärtlichkeit und Treue, bloße Ceremonien sind, die nach der Trauung aufhören. Sie setzte also in die Schwüre ihres Anbeters kein Mistrauen. Er glaubte in einigen Wochen nach der Hochzeit, schon so bekannt mit ihren Reizungen zu seyn, daß er Recht überley zu haben meynte, sie nicht mehr, als seine Liebste, sondern bloß, als die Aufseherinn über sein Gesinde, anzusehen. Sylvia merkte gar bald, daß er ihr Liebhaber nicht mehr war, nachdem er ihr Mann geworden. Sie liebt ihn so zärtlich, daß sie glaubt, die Schuld seiner Kaltsinnigkeit müsse wohl an ihr liegen. Allein nach langen Untersuchungen findet sie, daß sie unschuldig ist. Was soll sie thun? Soll sie Kaltsinn mit Kaltsinn, Untreue mit Untreue vergelten? Dieses würden ihr die Frauen gerathen haben, die eigentlich nicht ihren Mann, sondern in ihm ihre kleine eitle Person, lieben und ehren. Sylvia hätte Gelegenheit genug,

ungetreu

ungetreu zu werden. Es giebt gefällige Liebhaber genug, die gewiß nicht unhöflich gewesen seyn würden, wenn sie ihnen die Rache gegen ihren Ungetreuen hätte überlassen wollen. Allein sie ist großmüthig. Sie hütet sich, ihn durch ihre Klagen und Vorwürfe noch kaltsinniger zu machen: Denn Klagen und Verweise sind nicht die besten Beweise von der Zärtlichkeit bey einem Ungetreuen. Sie verdoppelt ihre Zärtlichkeit zu bequemer Zeit gegen ihn, und mindert nicht ohne großen Zwang das Feuer derselben, wenn sie merkt, daß ihm ihre Ausbrüche beschwerlich werden könnten. Ihr Ungetreuer geht auch in seinem Kaltsinne nicht so weit, daß er unhöflich würde. Er erweist ihr in Gesellschaften viele Liebkosungen; doch nur in der Absicht, die Schöne, die er itzt anbetet, weil sie seine Frau nicht ist, eifersüchtig auf seine Ehegattinn zu machen. Sylvia nimmt seine Liebkosungen so an, als ob sie aufrichtig wären, und stellt sich so gar an; als ob sie die Absicht seiner Schmeicheleyen nicht erriethe. Seine Untreue gegen sie wird in der Welt bekannt. Man redet öffentlich davon: Sie aber nimmt seine Parthey, vertheidigt ihn, und giebt eine nur allzugewisse Wahrheit für ein ungewisses fliegendes Gerüchte aus. Ihr Ungetreuer wird durch die Untreue seiner andern Schönen bestraft. Er überrascht hierauf seine Sylvia in einer Gesellschaft, ohne daß sie und die Anwesenden seine Gegenwart wissen. Er hört hier, wie heftig sie sich seiner annimmt, und wie sehr sie sich seiner Zärtlichkeit gegen sie rühmt. Diese Großmuth öff-

net ihm die Augen, daß er einsehen lernt, wie viel Reizungen seiner Ehegattinn ihm noch unbekannt sind. Er wird von neuem in sie verliebt, und ist dabey so furchtsam, als ein Liebhaber, der die erste Liebeserklärung wagt. Sylvia ist über seine erneute Zärtlichkeit ganz ausser sich. Sie sieht, daß er ihr seine Untreue gestehen, und sie um Vergebung bitten will. Sie umarmt ihn, und es ist ihr genug, daß sie sein Herz wieder besitzt. Sie verwehrt ihm durch tausend artige Schmeicheleyen, und liebkosende Kunstgriffe ihrer Zärtlichkeit das Bekenntniß seiner Reue. Er schwört ihr von neuem eine ewige Treue, und er hat seitdem seine Schwüre nicht wieder gebrochen. Wie wenig Frauenzimmer würden Sylvien ähnlich werden, wenn ihre Großmuth eine gleiche Probe aushalten sollte. Doch ich muß ihnen Recht wiederfahren lassen. Ich weis nicht, was ich ihnen antworten sollte, wenn sie mich fragten, ob viele Männer edel genug seyn würden, von einer solchen Großmuth gerührt zu werden.

Ich glaube nicht, daß meine Leser durch mehr Abbildungen der verschiedenen Gestalten von der Großmuth würden ermüdet werden. Was für ein weites Feld stünde mir offen, wenn ich mich noch in Betrachtungen der großmüthigen Dankbarkeit einlassen, und zu den Gemälden eines großmüthigen Freundes, eines großmüthigen Liebhabers, und eines großmüthigen Gesellschafters nur die vornehmsten Züge zeichnen wollte! Allein die Beschreibungen der verschiednen Großmüthigen, die ich in

meine

meine erſte Betrachtung der Großmuth eingeflochten habe, werden ihnen Anlaß genug geben, dieſe Tugend zu bewundern. Dieſe werden ſie gewiß überführen, daß die Großmuth alle menſchlichen Tugenden durch ihre Vereinigung mit ihnen noch liebenswürdiger mache, als ſie ihrer Natur nach ſchon ſind.

* * * * * * * * * * * * *

Die Schmerzen der Liebe.

Dich ſing ich itzt, gewaltge Liebe!
Nicht mehr mit dem zufriednen Triebe,
Der vormals in mein Lied ſich ſchlich!
Itzt will ich deine Schmerzen ſingen,
Und ſanft ſoll nicht dieß Lied mehr klingen;
Denn die Begeiſtrung ſpricht durch mich.
Hör itzt ein ſtärker Ach, Cythere!
Als das, ſo ſonſt den Wald durchirrt,
In das die Taube, dir zur Ehre,
Ihr buhleriſches Ach gegirrt.

O! Könnt es dießmal mir gelingen,
Dich vom Olymp herabzuſingen,
Wie oft der Sappho dieß gelang!
Ihr Lied floß nur aus ihrem Herzen,
Sie ſang der Liebe ſüſſe Schmerzen:
Mein Herz empfindet, was ſie ſang!
Dich ſang Horaz auf heilgen Höhen,
Du hörteſt und beſuchteſt ihn,
Und lieſſeſt Cypern wüſte ſtehen,
Und ſeinen Weihrauch fruchtlos glühn.

Du herrſcheſt überall, o Liebe!
Dein Trieb verſchlingt die ſchlechtern Triebe,
Und wer nur fühlet, fühlet dich.
Der Löwe, ganz von dir erfüllet,
Brüllt Liebesklagen, wann er brüllet,
Und du biſt in ihm fürchterlich.
Dein ewiges Gebot empfinden
Die wilden Wunder in dem Meer.
Sie brauſen aus den kalten Schlünden,
Und fröhlich taumeln ſie daher.

Du haſt den Helden, die nur ſiegten,
Wann ſie um neue Lorbeer kriegten,
Die lange Rennbahn oft verkürzt.
Nur deiner Marter zu entgehen,
Hat ſich von Leukas ſteilen Höhen
Der Jüngling in das Meer geſtürzt
Du haſt für Griechenlandes Schöne
Die Völker wider ſich empört,
Und durch der Griechen tapfre Söhne
Das ſtolze Pergama zerſtört.

Laß den nur meine Schmerzen fühlen,
Der unverletzt mit dir zu ſpielen,
Und dann dich ſtolz zu fliehn begehrt.
O! Zeig ihm Chloen! Laß ihn leiden!
Nein! Denn er iſt nicht deiner Freuden,
Und auch nicht deiner Schmerzen werth!
Ich ſah ſie! Liebe! Welch Entzücken!
Ihr öffnete ſich meine Bruſt.
Da floß in mich aus ihren Blicken
Der Schmerzen Anfang, deine Luſt!

Noch kannt ich nicht die fremden Triebe,
Und schwur bey mir: Es ist nicht Liebe!
Itzt, mächtge Göttinn, strafst du mich!
Ich kenne schon die stärkern Triebe.
Was ich empfinde, das ist Liebe!
An meiner Pein erkenn ich dich!
Mein Herz haßt jede falsche Freude,
Die mich von Chloens Bildniß reißt,
Und sucht mehr Lust in seinem Leide,
Als ihm die ganze Welt verheißt.

Vergebens kömmt der Frühling wieder,
Vergebens rufen tausend Lieder
Mich von dem Gram zur Fröhlichkeit.
Sie könnten meinen Gram verjagen?
Mein Ohr hört überall nur Klagen,
Und was ich höre, nährt mein Leid.
Vergebens winken mir die Freunde,
Und reizen mich durch Spiel und Wein.
Ihr Wein und sie sind meine Feinde,
Und lieber will ich traurig seyn.

Die du mir erst mein Herz entführet,
Und itzt, nicht durch mein Leid gerühret,
Mit Sorgfalt mich zu fliehen scheinst,
Ja, die du itzt vielleicht mit Küssen
Dein widerstrebendes Gewissen
Mir ungetreu zu machen meynst!
O du mein einziges Ergetzen,
Wenn du mir untreu worden bist . . !
Ach, meine Chloe, mit Entsetzen
Denk ich, daß es nur möglich ist!

Soll ich, nur einmal dich zu sehen,
Umsonst mich nach dir müde gehen,
Dort, wo ich sonst dich oft erschlich?
Vergebens hoff ich, dich zu finden,
Und hundertmal frag ich die Linden:
Verbirgt hier meine Chloe sich?
Ihr, meiner Lieb und Unruh Zeugen,
Bewegt euch nicht mein traurig Ach?
Ich frage sie umsonst; sie schweigen,
Und Echo fragt mir spöttisch nach.

O Himmel, seufz ich, und ergrimme.
Der Seufzer fürchterliche Stimme
Erzählt der Gegend meine Pein.
Ich flieh, von Lieb und Zorn bezwungen.
So flieht, von einem Pfeil durchdrungen,
Ein Reh, tief in den Wald hinein.
Es setzt durch Thäler, über Höhen
Mit unentschloßnem Ungestüm,
Sucht seinen Schmerzen zu entgehen,
Und seine Schmerzen fliehn mit ihm.

Wie Trunkne, sonder Führer, wanken,
Irr ich, voll trauriger Gedanken,
Zu einem raschen Wasserfall.
Die Wasser stürzen brausend nieder,
Und brausen noch im Nachhall wieder,
Und sie nur hört man überall.
Sie stören nicht mein lautes Stöhnen,
Ich merk auf ihr Getöse nicht,
Und klage, bis die Macht der Thränen
Die langen Klagen unterbricht.

O Chloe,

O Chloe, fang ich an zu klagen,
Ich mag es nicht zu denken wagen,
Mein ganzes Herz empöret sich.
Ich wünsch es nimmermehr zu wissen.
Doch soll ich nichts befürchten müssen?
Liebst du mich noch, was fliehst du mich?
Alkandern wirst du wohl nicht fliehen!
Ach! Chloe! Fällt dir das nicht schwer?
Mir den Alkander vorzuziehen?
Verdien ich dich nicht mehr, als er?

Getreuer wird dich keiner lieben.
Ach, widme meinen heissen Trieben
Nur halb so viel von Zärtlichkeit.
Wie lange hab ich dich bestritten,
Wie lange mußt ich fruchtlos bitten?
Noch niemals hat es mich gereut.
Und, kannst du das Verbrechen wagen,
Dem Treusten ungetreu zu seyn:
So will ich dich und mich beklagen,
Doch meine Liebe nie bereun.

Weist du noch, wie es mich entzückte,
Als es zuletzt der Treue glückte,
Und mein Bestand dir wohlgefiel?
Wie oftmals hast du mir geschworen:
Für dich allein bin ich geboren!
Traut ich auch diesem Schwur zu viel?
Nein, Chloe, nimmer kann ichs glauben,
Du kannst mich nicht betriegen! Nein!
Wer könnte wohl dein Herz mir rauben?
Du sagtest ja, es wäre mein.

Mein Unglück wär ihm schon gelungen?
Er rühmt, ich sey von ihm verdrungen,
Und frohlockt boshaft über mich.
Kannst du auch seiner List entrinnen?
Durch Schmeicheln wird er dich gewinnen,
Und schmeichelnd hintergeht er dich.
Kannst du dich nicht von ihm befreyen?
Verfolgt er dich? Du kannst ja fliehn.
Erzürn ihn! Brauchst du ihn zu scheuen?
Die Untreu fürchte nur; nicht ihn!

Warum kann ich dich nirgends finden?
Sind dir denn unsre treuen Linden,
Und jener Bach nicht mehr bekannt,
Wo, unter mehr als tausend Küssen,
Von meiner Liebe hingerissen,
Dein Herz mit meinem sich verband?
Sie hörten alle das Versprechen,
Das keiner sonst gehört, als ich.
Glaubst du, du kannst es heimlich brechen?
Ich weis, sie zeugen wider dich.

Mein Bildniß leichter zu verlieren,
Läßst du dich täglich von ihm führen,
Und täglich sieht dich seine Flur.
Schon redet von euch das Gerüchte.
Betriegt es mich? Mach es zunichte.
Ein Wort von dir verlang ich nur.
Verdien ich es durch mein Vergehen?
Ich leid es gern, belehre mich.
Allein, du willst mich nicht mehr sehen,
Und meine Lieb erzürnet dich!

Schon wirft die Nacht auf unſre Matten
Das Schrecken mit dem ſchwarzen Schatten,
Vom Lichte ſchimmert nicht ein Stral.
Noch ſitz ich Armer hier, und klage;
Denn mit der Nacht und mit dem Tage
Verdoppelt ſich nur meine Qval.
Sie nur hat mich hieher gejaget,
Sie zürnt aus mir auf das Geſchick.
Und, wenn ſie hier mich gnug geplaget,
Jagt ſie mich auch zuletzt zurück.

Mich ſchrecket das Geſchwätz der Weſte,
Das Liſpeln ſanftbewegter Aeſte;
Der Bach rauſcht für mich fürchterlich.
Die Furcht ſchafft traurige Geſtalten,
Die ſtets die Angſt in mir erhalten,
Bis in mein Haus verfolgt ſie mich.
Voll Schwermuth werf ich hier mich nieder,
Von meinem langen Seufzen matt.
Schnell ſchwingt der Schlafgott ſein Gefieder,
Und fliegt von meiner Lagerſtatt.

Es läßt ſchon auf der Berge Höhen
Des Morgens früher Stral ſich ſehen:
Kaum ſinkt mein ſchweres Aug itzt zu.
O Liebe, kannſt du Mitleid tragen,
So hör itzt auf, mich mehr zu plagen,
Und gönne mir die kurze Ruh!
Mein Schmerz fängt wieder an zu wüten?
Machſt du mir auch den Schlaf zur Pein?
Du kannſt zwar meinem Schlaf gebieten:
Mein Tag und meine Nacht ſind dein.

Was? Chloen soll ich wieder finden?
Ich seh sie, nicht mehr bey den Linden,
Nicht mehr so munter, nicht so schön.
Ich seh sie in Alkanders Armen!
Ich seh ihn frostig sie umarmen,
Und vornehmlächelnd von ihr gehn.
Sie seufzet? Nach dem Ungetreuen?
O! Seufzte sie noch itzt nach mir!
Könnt ihr Vergehn sie noch gereuen!
Wie gern, wie gern vergäb ichs ihr!

Mein Damon, klagt sie, und erröthet,
Der Gram, der dieses Herze tödtet,
Bestraft mich gnug, und rächet dich.
Ich wagt es, dich nicht treu zu lieben?
Von welcher Raserey getrieben,
Vergaß ich meine Pflicht und mich?
Dein edles Herz hab ich betrogen.
Wie billig ist des Schicksals Schluß,
Daß der, den ich dir vorgezogen,
Dich an mir Falschen rächen muß!

Hier muß ich, als gefangen, schmachten,
Mich meines Unglücks würdig achten,
Und wünschen: Litt ich ohne Schuld!
Gern wollt ich mehr, als dieß ertragen.
Itzt muß ich mich allein verklagen,
Ich bin zu strafbar zur Geduld.
Doch, Damon, solltest du nur wissen,
Wie lang ich ihm erst widerstand,
Was schon bey seinen ersten Küssen
Mein banges Herz für Reu empfand!

Betäubt

Betäubt von seinen Schmeicheleyen,
Wollt ich vergebens mich zerstreuen,
Und mir entflog manch heimlich Ach!
Dich um mein Herz ganz zu betriegen,
War er, und alle sein Vergnügen,
Die Zeit, und alles viel zu schwach.
Itzt fühl ich wieder mein Vergehen,
Und Lieb und Pflicht erwacht in mir.
O, solltest du mich leiden sehen!
Nur Mitleid fühltest du in dir.

Sie schweigt, und schlägt die Augen nieder,
Sie sieht mich, und erröthet wieder,
Und fraget furchtsam, ob ichs bin?
Was darf ich länger überlegen?
Mit Freuden eil ich ihr entgegen,
Und reich ihr froh die Arme hin.
Schon hoff ich, bald sie zu befreyen.
Was stößt mich stets von ihr zurück?
Schnell, als durch schwarze Zaubereyen,
Entführt sie mir ein Augenblick.

Auf ewig ist sie mir entrissen?
Grausame Liebe, laß mich wissen,
Wohin sie sich von mir verlohr!
Was? Dort soll ich sie wieder sehen?
Auf eines Berges steilen Höhen
Erblick ich sie, und klimm empor.
Ich muß mit Nacht und Nebel streiten,
Und unter mir seh ich mein Grab.
Die ungetreuen Füsse gleiten,
Ein jäher Fall stürzt mich hinab.

Mit Schrecken wach ich auf, und bebe,
Und grämte mich, daß ich noch lebe,
Und mich mein Leid noch nicht verzehrt.
Ach, ich erwach, aufs neu zu leiden!
O Liebe, werd ich deiner Freuden
Durch so viel Marter noch nicht werth?
Doch quäl auch meine künftgen Jahre,
Sey grausamer, als du itzt bist,
Wenn ich auch sterbend nur erfahre,
Daß Chloe treu geblieben ist!

* * * * * * * * * * * * *

An Herrn G * * r.

Dieß Lied ist nicht ein Lied, das stolz nach Ehre strebt,
Damit mein schlechter Nam einmal mich überlebt,
Und mich die Enkel nennen hören.
Ein Tag, den mir und dir ein edler Müssiggang
Vergnügt verscherzen hilft, gilt mehr, als ein Gesang,
Und seine zweifelhaften Ehren.
Freund, das armseelge Lob der ungerechten Zeit
Belohnt nicht meine Müh, verdient nicht meinen Neid
Mit seiner ganzen Ewigkeit.

Ich streng umsonst mich an, und weis nicht, ob mein Lied,
Die Frucht so mancher Nacht, dem Untergang entflieht.
Denn wer soll es der Nachwelt bringen?

Der

Der Leſer Pöbel zwar gewinn ich leicht für mich,
Und mancher Patriot ſteht da, mich feyerlich
In die Vergeſſenheit zu ſingen.
Doch, wenn mein edler Stolz dieß Lob für Schande hält,
Und Kenner reizen will, und Kennern auch gefällt,
Lieſt mich deswegen auch die Welt?

Nach langer Finſterniß ſchenkt ich der Welt den Tag,
Sagt Stentor, und itzt herrſcht in Deutſchland der Geſchmack,
Und herrſcht nach richtigen Geſetzen!
Du hörſt es, Freund, warum haſt du mich denn verführt,
Den Beyfall des Geſchmacks, der ſtolz bey uns regiert,
Nur der Verachtung werth zu ſchätzen?
Wer wird nun meinem Ruhm die Ewigkeit verleihn?
Wirſt du wohl dem Geſchmack an Macht gewachſen ſeyn,
Und ſo viel Stimmen überſchreyn?

Allein wenn endlich mir mein kühner Flug gelingt,
Und der Unſterblichkeit mich bald entgegen bringt,
Freund, wirſt denn du nur mich begleiten?
Gilt denn Suffen nichts mehr, der nur die Sylben zählt,
Deß harter Vers den Geiſt nicht ſpeiſt, die Ohren quält?
Verſtummen Strephons wilde Saiten?

Er

Er singt: Ihr Himmel, jauchzt, und brause du, o Meer!
Er ruft: Ihr Hügel flieht! Die Hügel fliehn: Und er
Welzt sich im Staube hin und her.

Den Weg zur Ewigkeit gieng Opitz uns voran,
Und durch die Wüsteney macht er sich eine Bahn,
Und wartet, daß wir folgen sollen.
Vertrieb sein Lied auch wohl die Reimer spätrer Zeit?
Wir loben ihn, sie auch. Er wird die Ewigkeit
Doch nicht allein erfüllen wollen.
Umsonst straft die Kritik die Stümper, die sich blähn,
Sie breiten nur sich aus, und werden bös, und schmähn;
Denn dieß Geschmeiß kann nicht vergehn.

Zum Pindus schwang mich oft ein frühversuchter Flug.
Freund, sang ich beyfallswerth, so sang ich schon genug,
Und mag nicht mehr mit Strephon singen.
Verführe mich nicht mehr, entreiß mir nicht die Ruh.
Noch winket uns der Lenz von jenen Fluren zu:
Auf! Bald wird ihn die Zeit verdringen!
Wir wollen uns erfreun, eh uns der Tag entrinnt,
Und, wenn ein Hagedorn das Herz uns abgewinnt
Vergessen, daß noch Stümper sind.

* * * * * * * * * * * * *

Von den Beſchwerden über die Einrichtung der Welt.

An unſern Nebenmenſchen entdecken wir ſehr leicht, daß ſie die Beſtimmung ihrer meiſten Begriffe den Leidenſchaften überlaſſen, und dadurch ihrem eignen Glücke hinderlich ſind. Entdeckten wir alle Schwachheiten an uns eben ſo leicht, als an andern: So würden wir uns von unſerm Glücke nicht ſo weit verlieren. Wenn wir die Tugend wollen kennen lernen: So wählen wir die Leidenſchaften zu unſern Lehrmeiſtern in derſelben, und wir nehmen ihren Unterricht mit einem blinden Gehorſame an, da ihr Lehrgebäude von der Tugend nur von auſſen dem richtigen Lehrgebäude davon ähnlich ſieht, und auſſerdem ſo beſchaffen iſt, wie wir es verlangen. Die Leidenſchaften ſind meiſtens die Schöpfer unſers Gottes. Sie bilden den wahren, den vollkommenſten Gott um, machen einen ſchwachen Menſchen aus ihm, und behalten von ſeinen Eigenſchaften allein diejenigen, die ſich mit ihren Wünſchen vertragen. Viele Chriſten glauben noch in ihrem Gotte einen Jupiter, ob ſie ihn gleich nicht ſo nennen. Sie meynen, er ſey mit kleinen Allmoſen, Gebethen und Stiftungen eben ſo zu beſtechen,

stechen, wie jener mit Hekatomben und Gelübden zu gewinnen war. Sie lassen ihrem Gotte die Vollkommenheiten, die zu seinem Daseyn und Verstande gehören. Sie lassen ihm seine Ewigkeit, seine Allmacht, und seine Allwissenheit, weil sie diese Eigenschaften selbst gern besäßen. Aber die Vollkommenheiten des Willens vergessen, oder verändern sie, weil sie vor seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit zittern, und weil diese Tugenden zu beschwerlich sind, als daß sie selbst wünschen sollten, etwas anders, als den Schein davon, zu besitzen.

Wie oft machen wir nicht auch unsre Leidenschaften zu Baumeistern einer neuen Welt! So bald diese Welt in unsern Gedanken fertig ist: So halten wir sie mit der wirklichen Welt zusammen. Gleichwohl könnten wir zum voraus wissen, daß beide Entwürfe der Welt nicht mit einander übereinstimmen würden, da wir nicht Gott sind, und also die Schöpfung einer Welt uns nicht zukömmt. Finden wir nur die geringste Verschiedenheit zwischen ihnen: So fodern wir Gott vor unsern Richterstuhl, daß er uns wegen dieser Verschiedenheit Rechenschaft ablegen soll. So weit geht unsre Eigenliebe, daß wir unsre eignen Erfindungen den weisen Rathschlüssen Gottes vorziehen. Es fällt uns leichter, zu glauben, daß das weiseste Wesen geirrt, als daß wir uns betrogen haben, da wir doch durch unsre täglichen Irrthümer einmal gelernt haben sollten, daß uns ein Irrthum nichts unmögliches sey.

Diese

Diese philosophischen Projectmacher sind den politischen Projectmachern ganz ähnlich. Diese glauben durch einige scheinbare Fehler, welche sie in der Regierung der Staaten bemerkt haben wollen, so gleich einen Beruf zu erhalten, denselben abzuhelfen. Sie machen sogleich Anstalt, ihrem Berufe nachzukommen, ohne die ganze Einrichtung der Staaten übersehen zu haben, und folglich ohne zu wissen, ob es auch Fehler sind, oder, wenn sie auch recht geurtheilt haben, ob diese Fehler nicht durch ein viel reichlicheres Gutes, welches aus ihnen fließt, nothwendig gemacht werden. Jene lassen sich durch einige Uebel und scheinbare Unvollkommenheiten so gleich zu der Kühnheit verleiten, die Einrichtung der Welt zu tadeln, und nach ihrem Sinne umzugiessen. Gleichwohl sehen sie den ganzen Zusammenhang der Dinge nicht ein, und werden, so lange sie Menschen sind, ihn auch niemals einsehen; folglich sind sie auch die Richter nicht, die aussprechen können, was für Uebel sich in einer Welt nicht vermeiden lassen, und was Unvollkommenheiten in derselben sind. Statt daß sie aus der gegenwärtigen Beschaffenheit der Welt schliessen sollten, daß dasjenige, was ihnen Mängel zu seyn scheinen, keine wirklichen Mängel sind: So schliessen sie daraus, daß die Welt um dieser Mängel willen nicht gut eingerichtet ist.

Was für seltsame Anschläge würden wir zu sehen bekommen, wenn sie ihre Gedanken aufschreiben sollten!

Der Schwermüthige, der über die unschuldigen Freuden derjenigen sich entrüstet, deren Blut nicht verderbt ist, und der gar nicht weis, warum Gott der einreissenden Ruchlosigkeit nicht steuert, würde eine Welt bauen, in der der Anlaß zur Verführung nicht so häufig wäre; in der man wohl fasten müßte, wenn man auch nicht wollte; und in der an finstern Hölen ein Ueberfluß wäre. Die Menschen fänden sodann ihre Wohnungen schon gebaut, und könnten ihre Eitelkeit nicht entschuldigen, wenn sie die Meere durchschifften, und die Erde durchgrüben, um zu Aufführung prächtiger Lasten von Gold und Marmor die Materialien zusammen zu hohlen. Die Verfertiger der Geisseln würden in seiner Welt beynah die einzigen Künstler seyn. Er würde den Winter verlängern, und so viel Auen, als er nur könnte, in sandigte Wüsten verwandeln. Die Weinstöcke würde er ausrotten, und an deren statt einige Wasserquellen mehr erschaffen. So zahlreich seine Welt auch seyn möchte: So würde sie doch eine Welt voll Einsiedler seyn. Was für ein reicher Anlaß zu Seufzern und Thränen! Was für eine schöne Gelegenheit sich in seiner Tugend zu üben!

Der Zärtling, dem es so grausam scheint, daß kein Vergnügen ohne Arbeit ist, würde allen seinen Witz anstrengen, sich den Genuß der Freuden leicht zu machen. Wie lang würde sein Lenz nicht seyn! Den Wäldern nähme er die reissenden Thiere, und besetzte sie dafür allein mit Nachtigallen.

Sein

Sein Himmel dürfte niemals stürmisch seyn. In seiner Welt würde man keine Wüsten, keine Sittenlehrer, und ja keine Gotteshäuser finden. Man kann sich leicht einbilden, daß er sich vor dem Tode fürchtet, und daß folglich seine Menschen nicht sterben würden. Mit wie viel Köchen, Confectbeckern und Weinschenken würde sein Erdboden nicht besetzt werden! Vielleicht würde Lucian seine wahre Historie für ihn nicht unwahrscheinlich genug haben machen können, und es wäre sehr leicht möglich, daß wir Flüsse von Wein und Seen von Milch bekämen. Die Bewohner seiner Welt würden eine lustige Schmausgesellschaft, und den Bewohnern der elysäischen Felder nicht unähnlich seyn, wo, nach eben dieses Lucians Beschreibung, die Weste aufwarten, die Wälder musikalisch rauschen, und die Becher sich von sich selbst einschenken. Er sieht vor grosser Freude über seine Erfindungen nicht ein, daß er seinen Ergetzungen, die er so sehr liebt, solchergestalt die ganze Anmuth nehmen würde, wenn er so viel Vergnügen, und so wenig Arbeit in seine Welt brächte.

Ohngefähr so würden die Plane dieser Unzufriednen zur Erschaffung der Welt alle aussehen. Gleich den politischen Projectmachern, die das Lächerliche der Anschläge, welche nicht nach ihrem Sinne sind, sehr bald einsehen, würden auch diese mit einander schlecht zufrieden seyn. Indem der Schwermüthige über des Wollüstigen Einfälle seufzen würde: So würde der Wollüstige bey des Schwermüthi-

gen Anschlägen sich des Lachens nicht enthalten können.

Die Zufälle in der Welt erwecken die meisten Klagen über die Einrichtung derselben. Würden wir aber so viele Klagen darüber hören; wenn das Vertrauen zu unsern Einfällen seltner wäre?

Cleon strebt nach der Heirath der reichen und schönen Caroline. Was er auch ausdenkt, dieses vermeynte Glück zu erlangen: So gehen doch seine Anschläge alle zurücke. Er klagt über sein Schicksal. Gott hat ihn zu lauter Unglück versehen, und ist gegen seine Tugend ungerecht. Einige Zeit darauf findet er in dem tugendhaften Herzen einer eben so reichen und schönen Frau ein unaussprechliches Glück. Aus den schlechten Tagen des liebenswürdigen Mannes, den Caroline noch nach diesem zur Ehe bekommen, sieht er; sein ganzes Unglück habe darinnen bestanden, daß ihm die Heirath mit einer schönen Furie fehlgeschlagen, und dafür das Glück einer vergnügten Ehe zu Theile geworden sey. Aus dieser Begebenheit sollte er seine Klagen wider Gott mäßigen lernen. Gleichwohl beseufzet er wieder sein Schicksal, da er eine gefährliche Ehrenstelle nicht erlangen kann. Er beneidet Aristen, der ihm vorgezogen wird, doch an Arists Falle, der ohne desselben Verschulden bald erfolgt, sieht er, daß das vielleicht wieder sein Unglück gewesen wäre, was er sich gewünschet hat.

Der

Der Eigennutz.

Der durch die Macht und Kunst der Lieder
Mich der Vergessenheit entreißt,
Der Gott stürzt sich in mich hernieder,
Und stürmt durch den bestürzten Geist.
Voll göttlicher Begeisterungen,
Von seiner heilgen Wut gedrungen,
Red ich, als Richter, Welt, mit dir.
Es fürchte sich der Laster Rotte,
Und ängstige sich vor dem Spotte,
Denn er lehrt itzt die Welt aus mir.
Als mich zuerst der Gott der Dichter
Aus dem verworfnen Staub erhob,
Sprach er: Die Nachwelt sey dein Richter,
Ihr Urtheil über dich dein Lob.
Doch werde stets der Tugend Rächer
Und sey das Schrecken der Verbrecher,
Und göttlich donnre wider sie.
Wenn du singst, soll der Erdkreis hören,
Doch, wenn du singst, sollst du ihn lehren,
Sonst hör er, und die Nachwelt nie.
In stets veränderten Gestalten
Macht sich der Welt die Boßheit werth,
Sie macht, sich mächtig zu erhalten,
Daß man sie als ein Glück begehrt.
Sie schleichet sich in alle Triebe,
Und mengt sich in die Eigenliebe,
Und ihre Brut ist Eigennutz.
Den Feind der Welt seh ich noch siegen?
Ihm biet ich itzt in edeln Kriegen
Mit meinen starken Lehren Trutz.

Gott schuf dieß prächtige Gebäude
Zur Eintracht und Gefälligkeit,
Zum Sitz gesellschaftlicher Freude,
Zur Wohnung der Zufriedenheit.
Die Menschen sollten Menschen seegnen,
Einander lachend nur begegnen,
Und weinend andrer Unglück sehn:
Sie sollten, willig zum Erbarmen,
Sie dann noch zärtlicher umarmen
Und eilen, ihnen beyzustehn.

O wenn doch aller Menschen Ehre
Die Neigung andre zu erfreun,
Die Zärtlichkeit, und Liebe wäre,
Welch Glück wär es, ein Mensch zu seyn!
Wenn sie einander froh umfiengen,
Und nie durch Tücke hintergiengen,
Durch Neid und Falschheit nie entstellt;
Wenn niemals andre Thränen flössen,
Als welche Lust und Dank vergössen,
Wie göttlich wäre dann die Welt!

Doch itzt seh ich den Haß gebieten,
Der Lieb und Zärtlichkeit verbannt,
Und Menschen wider Menschen wüten,
Die der Begierden Glut entbrannt.
Die Wohnungen des Glücks sind Wüsten,
Weil sich die Menschen grausam rüsten,
Ihr Glück an andrer Qvaal zu sehn.
Sie sinnen nur auf Haß und Tücke,
Zufrieden gnug mit ihrem Glücke,
Wenn sie mit andern untergehn.

Liebkosend schleichen sie als Freunde
In andrer Menschen Herz sich ein,
Um dann, als unerkannte Feinde,
Den Freunden tödtlicher zu seyn.
Vom Eigennutze fortgerissen,
Vergießen sie oft unter Küssen
Mit wilder Lust des Freundes Blut.
Kein Werth der Freundschaft kann sie rühren,
Der Grimm in aufgebrachten Thieren
Ist edler, als der Menschen Wut.

Wenn sie des Feindes Qvaal begehren,
So scheun sie selbst nicht ihre Qvaal.
Verwehrt den Augen nicht die Zähren,
Ihr Redlichen, du kleine Zahl!
O wüßtet ihr nur meine Schmerzen,
Und säht, wie im beklemmten Herzen
Ihr Eifer, Zorn, und Abscheu kocht:
Wenn, euch zum Trotz, und ohne Rächer,
Ein übermüthiger Verbrecher
Auf die geraubten Schätze pocht!

Wenn nie des Geizes Hände seegnen,
Der nicht einmal sich glücklich preist,
Der, wenn die Armen ihm begegnen,
Sie ohne Hülf an Gott verweist;
Der sie, wenn endlich ihre Bitten
Ihm eine Wohlthat abgestritten,
Mit grausamen Verweisen qvält;
Der es bereut, beglückt zu haben,
Wenn sie nicht seine kleinen Gaben
Der ganzen Erde vorgezählt!

Ich weine, wenn ihr voll Erbarmen,
Ihr Redlichen, zu helfen eilt,
Und, selbst nicht reich, doch mit den Armen,
Was ihr besitzet, freudig theilt;
Wenn ihr, weil ihr nicht helfen könnet,
Das Glück, das euch dieß nicht vergönnet,
Durch Bitten seine Pflichten lehrt;
Und, wenn der Himmel euch beglücket,
Ihm ähnlich werdet, sie entzücket,
Und dann kein Lob dafür begehrt:

Ich weine, wenn der Stolz der Reichen
Von Armen seine Größe lernt,
Und, fühllos bey des Elends Zeichen,
Von ihnen froh sein Aug entfernt!
Wenn er, weil sie im Elend schmachten,
Die Kühnheit hat sie zu verachten,
Und lachend denkt: Sie sind mein Spott!
Wenn er, damit sie danken müssen,
Bedrängten Gaben hingeschmissen,
Und zu sich sagt: Ich bin ihr Gott!

Gott, der den Bau der Welt erschaffen
Und ihn aus Güte nur erhält,
Verwüstete mit seinen Waffen,
Den starken Donnern, itzt die Welt:
Der Menschen Bosheit nicht zu sehen,
Ließ er den Erdkreis untergehen;
Vielleicht läg er auch schon zerstört:
Wenn nicht bey euch noch Tugend wäre,
Und wenn ihr, ihr der Menschen Ehre,
Ihr Redlichen, ihr Schutz nicht wärt!

Der Eigennutz gab den Tyrannen
Den Scepter in die wilde Hand;
Gab ihnen Geissseln, zu verbannen,
Was seine Herrschaft nicht erkannt.
Er tobte; doch da war kein Rächer.
Itzt huben trotzige Verbrecher
Ihr übermüthig Haupt empor.
Der Damm der Rechte ward durchbrochen,
Von Frevlern ward das Recht gesprochen,
Die er zu Räthen sich erkohr!

Sich an das Laster zu gewöhnen,
Ward itzt der Mensch der Frevler Knecht.
Umsonst arbeiteten die Thränen
Bedrängter Waisen um ihr Recht.
Die Wittwen schrien umsonst nach Rache:
Die Billigkeit führet ihre Sache;
Der Frevler Sache führt ihr Glück.
Sie flohen trostlos von dem Throne,
Die Wittwen stieß mit bittrem Hohne
Der Fuß den Tyrannen zurück.

Es sank und stieg des Richters Wage
Itzt nach des Eigennutzes Rath.
Das Recht war eines Reichen Klage,
Und Armuth ward zur Missethat.
Die Reichen lachten der Gesetze;
Denn sie verliessen sich auf Schätze,
Und auf den Geiz der Tyranney.
Die Wahrheit floh seitdem von Thronen;
Denn tobende Pygmalionen
Vergötterte die Schmeicheley.

Nun tödten Menschen in den Kriegen,
Seitdem der Eigennutz gebot;
Und Schwerdter wurden aus den Pflügen,
Und in den Schwerdtern war der Tod.
Nun stritten Brüder wider Brüder;
Die Söhne schlugen Väter nieder;
Der Säugling wurde nicht verschont.
Wie viele Städte sind itzt Wüsten,
Wo Eulen neben Drachen nisten,
Und Menschen ehedem gewohnt!

Mit unzählbaren wilden Heeren
Zufriedner Nachbarn Eigenthum
Zu überziehn, und zu zerstören,
War der Erdbrer liebster Ruhm.
Die Länder glücklich zu regieren,
Und durch die Huld zu triumphiren,
War ihnen nicht mehr Ruhm genug.
Dann rühmten sie sich ihrer Ehre,
Wenn sie als Mörder ganzer Heere
Der Ruf zu allen Völkern trug.

Ließ Gott, ihr Wütriche der Erden,
Zum Würgen euch zu Herrschern weihn?
Als Mörder fürchterlich zu werden,
Braucht ihr nicht Könige zu seyn.
Zum Blutvergießen und zum Plündern,
Zu so verworfnen Ueberwindern
Sind Räuber auf der Welt genug.
Doch ihr verdient mehr Siegeslieder:
Ein Räuber schlug nur einen nieder,
Wenn euer Grimm oft tausend schlug.

Ihr

Itzt wünscht ich mir, vom Zorn bewogen,
Der Rächer dieser Wut zu seyn.
Ich stürzte gleich die Siegesbogen
Herrschsüchtiger Erobrer ein.
Mit welchem Grimme wollt ich eilen,
Und nach gestürzten Ehrensäulen
Die Mäler ihrer Schand erhöhn.
Die Fürsten sollten dann erzittern.
Der Abscheu sollt ihr Herz erschüttern,
Wenn sie der Mörder Schande sähn!

Selbst du, Natur, kannst keinen zähmen,
Den erst der Eigennutz erhitzt.
Er wird sich lieber deiner schämen,
Eh er vor diesem Feind dich schützt.
Du suchst umsonst ihn zu beleben.
Er wird nicht menschlich seyn, und beben.
Er schließt vor dir die Augen zu.
Der Eigennutz, der ihn regieret,
Dein Feind dringt durch, und triumphiret,
Und herrschet mächtiger, als du.

Ist Rom durch ihn nicht groß geworden,
Das iedes Volk durchplündert hat?
Befestigte sich nicht durch Morden
Die erst auf Blut erbaute Stadt?
Sie war ein Sitz von Missethätern.
Ihr Römer, von so edeln Vätern
Erhieltet ihr die erste Macht.
Sie waren Schänder fremder Weiber,
Und wer war euer Gott? Ein Räuber,
Der seinen Bruder umgebracht.

Wer bebte nicht von ihren Würgern,
Als ihres besten Königs Tod
Den für Geschenke feilen Würgern
Der rasende Tarquin gebot?
Sein Leichnam wurde hingeschmissen.
Er sah sein Blut mit Freuden fließen,
Beraubt von Menschheit und Natur.
Vergebens rief der Menschheit Stimme,
Als Tullia mit frohem Grimme
Selbst über ihren Vater fuhr.

Der Eigennutz gebeut selbst Fürsten.
Heißt sie um sein geraubtes Gold
Nach Menschenblut begierig dürsten,
Und nimmt Monarchen selbst in Sold.
Er macht, daß ihre Schwerdter kriegen,
Wenn gleich ein Held in seinen Siegen
Noch mehr verliert, als er gewinnt.
Er stürzt Monarchen von den Thronen,
Und schenket andern ihre Kronen,
Weil sie ihm treure Sklaven sind.

Rom ward vom Joche der Tarquinen
Durch deinen Arm, o Brutus, frey.
Auf kurze Zeit entfloh mit ihnen
Geiz, Unrecht, und Verrätherey.
Da sah man euch, ihr Laster, trauern,
Da ward um Roms erlöste Mauern
Ein Feld der Helden ganzes Glück.
Da rief man Helden von den Pflügen,
Und Helden eilten nach den Siegen
Großmüthig an den Pflug zurück.

Die

Die Nachwelt wird der Nachwelt melden:
Ihr Feld trug ihren Unterhalt,
Und du erhieltst durch arme Helden,
Rom, deine schrecklichste Gewalt.
Der Völker Ueberwinder lachten,
Wenn ihnen Feinde Schätze brachten,
Und warfen sie verächtlich hin.
Da sprach ein Held zu den Samniten:
Seyd reich; doch ich will euch gebieten,
So arm ich euer Herr auch bin.

Rom stund im fürchterlichsten Wetter
Doch unbewegt und unzerstört,
Als seiner Bürger irrdne Götter
Noch kein unheilig Gold entehrt.
Und ewig wär es groß geblieben;
Doch es fieng an, das Gold zu lieben,
Und ließ vom Geize sich entweihn.
Der Väter Hütten wurden Schlösser,
Des Adels Stolz ward immer grösser,
Und schämte sich nun, arm zu seyn.

Die stolzen Bändiger der Erden
Bezwangen dich, Jugurtha, nicht.
Dein Gold ließ dich zum Sieger werden,
Und sie vergaßen ihre Pflicht.
Du kamst nach Rom, als ein Verbrecher,
Und scheuteſt nicht den Rath als Rächer.
Der Rath trat selbst in deinen Sold.
Rom, sprachst du, ist zu überwinden,
Wenn sich nur reiche Käufer finden,
Und es ist allen feil für Gold.

Und doch blieb Rom für die Barbaren
Zur Zeit noch fürchterlich genug.
Denn ihre starken Götter waren
Gewalt und Meineid und Betrug.
Die Herrschaft ward dem Rath entrissen.
Die Welt, die vielen dienen müssen,
Lernt einem unterthan zu seyn.
Und einer gab der Welt Gesetze;
Die Macht erkauften ihm die Schätze,
Und Schätze setzten Kaiser ein.

Ein Eichbaum, der mit seinem Gipfel
In finstre Wolken sich versteckt,
Und von der Mitte biß zum Wipfel
Aus seinem Stamme Bäume streckt;
Dem noch, als Gott, geräuchert worden,
Trotzt ieden wilden Sturm aus Norden,
Der ihn nicht einmal regen kann,
Trotzt, wenn die Zeit, die er auch spottet,
Die Wurzeln halb schon ausgerottet;
Denn seine Last erhält ihn dann.

So fielen, durch kein Recht gestützet,
Roms Seulen zwar schon überall;
Rom stund durch seine Last beschützet,
Und trotzte doch noch seinen Fall.
Zu sicher trotzt es die Gefahren;
Bis endlich Heere von Barbaren
Den allzusichern Trotz verkürzt.
Sie wüteten von allen Seiten
Der Römer Herrschaft zu bestreiten,
Und Rom ward schrecklich umgestürzt.

Ihr Völker bebt, die ihr die Bande
Des Eigennutzes schimpflich tragt,
Und, fühllos gegen eure Schande,
Von ihm euch zu befreyn, nicht wagt.
Ihr werdet gern zu seinen Knechten,
Und lernt für eure Feinde fechten,
Und tretet froh in ihren Sold.
Wann eilt ihr, eure Schmach zu rächen,
Da eure stolzen Nachbarn sprechen:
Der Erdkreis ist uns feil für Gold?

* * * * * * * * * * * * *

Der Tod.

Nach des Horaz 14. Ode des 2. Buchs.

Freund! Freund! Die Jahre fliehn hin, vom strengen Schicksal beflügelt,
Und keine Tugend verzögert die Flucht,
Das Alter, das dich verfolgt, und seine traurigen Runzeln,
Und den noch niemals gebändigten Tod.

Du würgst dem Pluto umsonst dreyhundert heilige Stiere,
So oft ein Tag dir auf ewig entrinnt.
Durch Hekatomben wird nicht der Fürst des Abgrunds versöhnet,
Der stets sein Auge den Zähren verschließt:

Der in dem Höllenfluß dich, dreyfacher Geryon, bändigt,
Und deine frevelnde Mordlust bestraft,
Und den, deß scheußlicher Leib neun Morgen Landes bedecket,
Den unenthaltsamen Tityus zähmt.

Wir müssen alle zum Styx, wir, das Geschlechte der Erde,
Die uns mit ihren Geschenken ernährt.
Wir müssen alle zum Styx, der, welcher Ländern gebietet,
Und der, der mühsam den Acker umpflügt.

Vergebens fliehn wir den Krieg, und seine blutigen Schlachten,
Und das Getümmel der stürmischen See,
Und den gefährlichen Sud, den Vater würgender Seuchen,
Womit der Herbst unser Leben bedroht!

Wir müssen dennoch hinab, und zu dem schwarzen Kocytus,
Der stets von Thränen Verzweifelnder schwillt,
Den Abgrund langsam durchirrt, und durch die heulenden Ufer
Die trägen Wogen nur kümmerlich weltzt.

Wir müssen dennoch hinab, zu den berufnen Beliden,
Die Zeus mit ewigen Martern bestraft,

Zum

Zum Sisyphus, der sich umsonst den widerstrebenden Felsen
Auf steile Höhen zu welzen bestrebt.

Wir müssen alle davon, aus diesem Wohnplatz der Freude,
Aus dem der Tod zu gewaltsam uns stößt,
Aus unserm stolzen Pallast, und aus den Armen des Weibes,
Das mit vergeblichen Thränen uns ruft.

Von allen Bäumen, o Freund, die du mit Sorgfalt erzogen,
In deren Schatten du oftmals gescherzt,
Folgt ihrem flüchtigen Herrn, der kaum zu herrschen begonnte,
Nur die Cypresse, der Bote des Grabs.

Ein beßrer Erbe wird dann die theuren Weine verschwenden,
Die du mit mächtigen Schlössern verwahrst,
Und mit dem herrlichen Most die stolzen Boden beflecken,
Den auch ein Priester so köstlich nicht trinkt.

* * * * * * * * * * * * * *

Der blanduſiſche Qvell.

Die 13. Ode des dritten Buchs aus dem Horaz.

O du kriſtallener Qvell, der über glänzende Kieſel
Sich in Blanduſiens Auen ergießt,
Und Wein zur Gabe verdient! Ein Bock begrüſſet dich morgen,
Mit mannigfaltigen Blumen umhängt.

Er fühlt an ſchwellender Stirn die jungen Hörner ſich härten,
Und wählt bedächtig ein Weibchen, und ficht
Mit Nebenbuhlern. Umſonſt! Der Freund der gaukelnden Heerde
Vermiſcht dein kühles Gewäſſer mit Blut.

Dich trifft kein zorniger Stral, vom hellen Krebſe geſchleudert.
Du ſtillſt der flüchtigen Heerde den Durſt,
Und lohnſt mit gütigem Froſt den Stier, der, mühe gedienet,
Dem ſaaterwartenden Acker entſteigt.

Der Enkel zählet auch dich zu den unsterblichen Quellen,
Weil ich die trotzige Tanne gerühmt,
Die der halbnackende Fels auf grünem Rücken erduldet,
Bey welchem murmelnd dein Silberbach springt.

* * * * * * * * * * * * *

An Herrn R * * ke.

Im Schooß der sichern Ruh, das Weinglas in der Hand,
Vom Bacchus wohl versorgt, der uns zur Seite stand,
Freund, dachten wir an nichts, als unser Glas zu leeren.
Und, wenn wir es geleert, so fiel uns Phyllis ein;
Doch hiebey dachten wir auch wieder an den Wein,
Und füllten unser Glas, und tranken ihr zu Ehren.

Die Lust erleichterte dem Weine sein Bemühn,
Sie flattert um ihn her, und schlich sich selbst in ihn,
Und, zum gewissern Sieg, floß sie mit ihm zum Herzen.
Vom Herzen schickten sie den Augen Geist und Glut,
Der Stirne Heiterkeit, den röthern Wangen Blut,
Und dem beredtern Mund ein flüchtigs Heer von Scherzen.

Der Scherze muntres Volk, der Lieder jauchzend Chor
Beschäfftigten den Geist, behüteten das Ohr

Vor der Geschäffte Lärm, die sich die Menschen schaffen,
Freymäurer selbst erfreun sich nicht so ungestört;
Der Spott stund vor der Thür erschrecklich und bewehrt,
Verdruß und Narren sahn und flohen seine Waffen.

Doch ach! Ihn floh nur nicht der Streiter wilder Gott.
Er kömmt. Sein nahes Dräun schreckt selbst den tapfern Spott,
Der sonst, vom Kriege fern, wohl selbst dem Kriege dräute.
Ach! Können Geisseln wohl dem Schwerdte widerstehn?
Die Narren freuen sich, die ihn entwaffnet sehn;
Unwillig flieht der Spott; und wir sind ihre Beute.

Sie fallen auf uns zu, und drohen freundschaftlich,
Uns trostreich beyzustehn, und sie verschwören sich,
Das Unglück, das uns trifft, stets mit uns zu empfinden.
Wir denken: Ach! Wer weis, ob nicht mit uns das Schwerdt,
Das ihr vielleicht gereizt, gelinder noch verfährt?
Ob Thoren seinen Grimm nicht gar noch mehr entzünden?

Den Krieg verkündigt uns sein Herold, und sein Sohn.
Der Wein in uns verfliegt, und unser Herz, ihr Thron,

Wird von der Luſt und ihm dem Schrecken übergeben.
In einem Augenblick nimmt er davon Beſitz,
Macht Stirn und Wangen blaß, umwölkt der Augen Blitz,
Nimmt alle Glieder ein; und alle Glieder beben.

Der Scherze Volk verſtummt; das Chor der Lieder ſchweigt.
Sie fliehn der Ruhe nach, und der, die ſie gezeugt;
Und den verlaßnen Mund, erfüllen bange Klagen.
Nur Bacchus bleibt voll Muths; er, den der Streit vergnügt,
Der Held, der ſieggewohnt oft ſelbſt den Krieg beſiegt,
Hofft über ihn auch itzt den Sieg davon zu tragen.

Mit ſchrecklichem Getös tritt drauf der Krieg herein,
Er kömmt; er ſieht uns an; und ſeine Blicke dräun;
Er winkt uns; und ſein Wink befiehlt uns, fortzugehen.
Wir fliehn, und ſind noch froh, daß er uns dieß nicht wehrt.
Nur laſſen wir das Glas, das wir erſt halbgeleert,
Ungern und mit Verdruß ihm halbgeleeret ſtehen.

Uns zum Verderben iſt ſogar ſein alter Feind,
Der ihm, im Wüten gleicht, der Froſt mit ihm vereint,
Und trachtet, die Natur, ihm helfend, zu verheeren:
Vor ſeinem ſtrengen Hauch erſterben Wald und Flur;

Die scheuen Vögel fliehn; es trauret die Natur;
Was seiner Wut entgeht, das soll das Schwerdt verzehren.

Nun ist er selbst geflohn, der Krieg, der uns verbannt!
Ich weis nicht, ob vielleicht ihn Bacchus überwand;
Dieß weis ich, daß er uns nicht allen Wein vertrunken.
Den Boden färbt schon Wein, den sonsten Blut entstellt;
Und mancher sinket da, vom Weine gern gefällt,
Wo sonst, vom Krieg erwürgt, ungern ein Heer gesunken.

Der Weinstock, welchem Frost und Krieger nicht mehr bräun,
Hebt freudig sich empor, und schwillt vom künftgen Wein,
Und er verspricht uns, bald den langen Durst zu stillen.
Der Schutzgott unsers Rheins trotzt der Zerstörung Wut.
In Wein verwandelt er selbst seiner Feinde Blut,
Und ewig wird sein Most die deutschen Becher füllen.

Freund, sieh! Dort kömmt der Lenz; der leichten Weste Heer,
Der Liebesgötter Schwarm schwebt gaukelnd um ihn her.
Sie triumphiren schon der nahen Siege wegen.
Der Frost sieht oft zurück, und kämpft, doch nur im Fliehn.
Ein heitrer Blick vom Lenz macht Wald und Wiese grün.
Er lächelt; alles hüpft, und lächelt ihm entgegen.

Kennst

Kennst du die Schönen, Freund, dort an des Frülings Hand?
Göttinnen, o vergebt! Bald hätt ich euch verkannt;
Wir haben eurer ja so lang entbehren müssen.
Sie sind es, Lust und Ruh! Der Lenz ist ganz entzückt;
Sieh, wie verliebt er sie mit seinen Blumen schmückt;
Wie zärtlich er sie küßt, und sie ihn wieder küssen.

Um künftig durch dieß Paar noch mächtiger zu seyn,
Räumt er ihm einen Theil von seiner Herrschaft ein;
Und unter ihnen wird ein neuer Bund geschlossen.
Das Volk der Lust, und das, so für den Frühling kriegt,
Scherz, Lied, und Liebesgott, und Zephyr sind vergnügt,
Und werden schon vertraut, und selber Bundsgenossen!

Dort schärft ein Liebesgott den Pfeil für einen Scherz;
Der Scherz versteckt sich, und zielet auf ein Herz;
Er übt sich noch, doch bald wird er im Ernste zielen.
Dort seufzt ein Liebesgott den Liedern zärtlich vor.
Die Seufzer bringt ein West in sichrer Schönen Ohr,
Indem er schlau sich stellt, als woll er sie nur kühlen.

Der Wald, der sicher hier sein Haupt zum Himmel streckt,
Wird schneller grün, und lebt. Hier laurt der West versteckt.
Hier liegt im Hinterhalt ein Schwarm von Liebesgöttern.
Kühn fliegt aus seiner Kluft dem Lenz, der Lust und Ruh

Der Vögel Volk, wie sonst der frühen Sonne, zu,
Besingt sein Glück und sie, und danket seinen Rettern.

Die freudige Natur zeigt ihre ganze Macht,
Erschöpfet ihren Schatz, und ihre ganze Pracht
Bringt sie zum Opfer dar, und unterwirft sich ihnen.
Zum Danke mehrt der Lenz der Erde Fruchtbarkeit,
Und sein geliebtes Paar verspricht ihr Sicherheit;
Sie jauchzt, und lädt uns ein, bereit, auch uns zu dienen.

Wie gern verlernet itzt der muntre Wiederhall
Der Sterbenden Geheul, der Trommeln rauhen Schall,
Die Donner einer Schlacht, die lange gnug ihn übten.
Er wiederholt zur Lust den jauchzenden Gesang,
Und hört sich selber gern; er lernt der Flöten Klang,
Und von den Klagen nur die Klagen der Verliebten.

Dort tanzt das Schäfervolk, von aller Unruh frey.
Der Frühling und sein Bund verstärken ihre Reih,
Und tanzen frölich mit nach ihren Schäferflöten.
Ihr Fuß belebt und weckt die Blumen, die verzagt
Vor Krieg und Winter sich noch nicht hervorgewagt;
Und künftig soll sie nie des Krieges Fuß zertreten.

Bald räth die Müdigkeit, vom Tanzen auszuruhn.
Ihr folgt die Freude selbst; und alle sinken nun
Noch jauchzend auf die Flur, die Klee und Blumen decken.
Schnell drängt ein junges Volk von Bäumen mancher Art

Sich

Sich aus der Erde Schooß, paart sich, und wächst gepaart
Zu dichten Lauben auf, sie kühlend zu verstecken.

Wir sind verrathen, Freund! Flieh nicht, wir sind beglückt!
Die Lust hat wider uns der Scherze Volk geschickt;
Es sucht uns streifend auf, und hat uns ausgespüret.
Dieß ist der erste Sieg, der diesem Schwarm gelingt.
Er lacht uns boshaft an, indem er uns umringt,
Und zu der Freude Thron uns stolz gefangen führet.

Die Freude kennt uns noch, giebt lächelnd uns die Hand,
Und da sie uns aufs neu zu Lieblingen ernannt,
Empfiehlt sie uns der Ruh, die zärtlich uns umfasset.
Hier finden wir ja auch der Reben starken Gott,
Sieh! Es begleitet uns auch schon der tapfre Spott,
Der neue Geisseln schwingt. Bebt, Thoren, und erblasset!

Freund! Wir sind wieder da, wo wir uns sonst erfreut,
Wir haben Wein genug, vergessen Furcht und Streit,
Und denken itzt an nichts, als unser Glas zu leeren.
Wenn wir es sonst geleert, so fiel uns Phyllis ein.
Gut! Hiebey denken wir auch wieder an den Wein,
Und füllen unser Glas, und trinken ihr zu Ehren.

* * * * * * * * * * * * *

An Amorn.

Amor, Vater süsser Lieder,
Du, mein Phöbus, kehre wieder!
Oder meine Muse fliehet
Welche nur für Amorn glühet.
Kehre wieder in mein Herze!
Komm doch mit dem schlauen Scherze!
Komm, und laß zugleich Lyäen
Dir zur Seite lachend gehen;
Komm mit einem holden Kinde,
Das mein kaltes Herz entzünde,
Und durch feuervolle Küsse
Zum Horaz mich küssen müsse.
Willst du, Gott der Zärtlichkeiten;
Laß auch Schmerzen dich begleiten!
Ich will lieber deine Schmerzen;
Als nicht küssen, und nicht scherzen.

* * * * * * * * * * * * *

Gebrauch der Schönheit.

An Phyllis.

Was fliehst du stets die Küsse?
Sind Schönen schön geschaffen,
Stets ungeküßt zu bleiben?
Wie junge Bäume grünen,

Damit

Damit nicht Nachtigallen
Auf ihnen ſingend wohnen;
Wie Büſche Schatten werfen,
Die Schäfer nicht zu reizen,
In ihrem Schutz zu ſchlummern;
Wie Roſen uns entzücken,
Damit wir ſie nicht brechen,
Und ſie auf keinem Buſen,
Stolz auf ihr Schickſal, ſterben;
So, Phyllis, ſind die Schönen
So ſchön geſchaffen worden,
Stets ungeküßt zu bleiben.

* * * * * * * * * * * * *

Die ungeküßten Schönen.

Du ſchöne Feindinn aller Küſſe!
Meynſt du, du ſeyſt ſo ſchön geworden,
Zu Küſſen alle Welt zu reizen,
Und ſie doch allen zu verſagen.
Was ſind doch ungeküßte Schönen?
Sie gleichen ungeſehnen Tulpen,
Und ungehörten Nachtigallen;
Sie gleichen ungetrunknen Weinen
Und von dir ungebrochnen Nelken,
Und von dir ungefühlten Weſten.
Sieh, das ſind ungeküßte Schönen.
Geh in dich, Phyllis! Lerne küſſen!
Und mache gleich bey mir den Anfang!

* * * * * * * * * * * * * *

Die Runzeln.

Vergebens sucht ihr, finstre Sorgen,
Auf meiner Stirn euch abzuzeichnen,
Und euern Lieblingen den Wuchrern,
Mich durch die Runzeln gleich zu machen.
Die Runzeln zeigen, wie sie rechnen;
Ich aber rechne nicht, und lache.
Doch wann ihr mich auch überraschet:
So runzelt ihr die Stirn vergebens.
Wißt, Sorgen, ich hab eine Phyllis,
Die weis die Stirne glatt zu küssen.

* * * * * * * * * * * * * *

Mein Geschmack.

Heraklit gleicht stumpfen Greisen,
Seufzt, und weinet sich zum Weisen;
Doch man weint sich ja nicht froh.
Gram ist gar nicht meine Sache.
Er mag weinen. Ich, ich lache;
Mein Geschmack ist einmal so.

Cleon spricht: In jungen Jahren
Lerne rechnen, lerne sparen;
Doch man spart sich ja nicht froh.
Mir raubt Geiz nicht meine Ruhe.
Er mag sparen. Ich verthue.
Mein Geschmack ist einmal so.

Orgon kömmt auf die Gedanken,
Alle Menschen fromm zu zanken,
Doch man zankt sich ja nicht froh.
Mag er doch die Welt verklagen!
Ich will mich mit ihr vertragen.
Mein Geschmack ist einmal so.

Damis ist nach Ehre lüstern,
Lernt, und blättert in Registern;
Doch man lernt sich ja nicht froh
Solcher Fleiß ist überflüssig.
Er mag sitzen. Ich geh müssig.
Mein Geschmack ist einmal so.

Burmann spricht bey seinen Todten:
Wer gelehrt ist, schreibet Noten!
Doch man schreibt sich ja nicht froh.
Er mag ewig Noten schreiben.
Ich will mir die Zeit vertreiben.
Mein Geschmack ist einmal so.

Ein Cleanth spricht: Abstrahiret!
Denket! Denket! Demonstriret!
Doch man denkt sich ja nicht froh.
Schade für die magern Schlüsse.
Er mag denken. Ich, ich küsse.
Mein Geschmack ist einmal so.

Suarez, den nur Grillen locken,
Liest sich krumm, gelehrt, und trocken.
Doch so liest man sich nicht froh.
Er liebt Logiken, ich Scherze;
Er liest Scotos, ich Properze.
Mein Geschmack ist einmal so.

Man muß sich des Weins enthalten!
Ruft ein Arzt voll griechscher Falten;
Doch man durstet sich nicht froh.
Herrisch winkt er; doch er winke!
Er mag dursten. Ich, ich trinke.
Mein Geschmack ist einmal so.

Ruhm, spricht Hektor, zu erwerben,
Muß man für die Freyheit sterben;
Doch man stirbt sich ja nicht froh.
Hektors Ruhm sey zehnmal gröſſer!
Mir gefällt das Leben besser.
Mein Geschmack ist einmal so.

* * * * * * * * * * * * *

Der Geschmack andrer.

Muffel singt zu ganzen Tagen,
Doch bey seines Nachbars Plagen
Lacht der alte Schadenfroh.
Tadelt ihn! Die Stirn bleibt heiter,
Und er lacht, und betet weiter.
Sein Geschmack ist einmal so.

Idas hüpft zum Frauenzimmer,
Hüpfet weg, und wechselt immer,
Und wählt wieder, die er floh.
Iris glaubt, ihn treu zu machen;
Morgen wird er ihren lachen.
Sein Geschmack ist einmal so.

Mädchen, warnt Cäcil Cleonen;
Sieh mir nicht nach Mannspersonen!
Doch er warne, bitt, und droh!
Sie, sie schielt mit freyen Mienen;
Noch indem er warnt, nach ihnen.
Ihr Geschmack ist einmal so.

Abas keicht, und geht gebücket,
Wenn er Mädchen kaum erblicket:
Brennt sein Herz gleich lichterloh.
Von Cathrinen abgewiesen,
Schleicht er an dem Stock zu Liesen;
Sein Geschmack ist einmal so.

Zur Erregung unsrer Thränen,
Flicket Bav in alle Scenen
O und Ach, und Ach und O.
Lieber läßt er sich beschämen,
Als sein O und Ach sich nehmen.
Sein Geschmack ist einmal so.

Baldus gähnt bey Molieren,
Ungerührt liest er Voltairen,
Und schläft ein beym Marivaux.
Acten, Documente, Rügen,
Urthel liest er mit Vergnügen.
Sein Geschmack ist einmal so.

Hört! Amphimedon erzählet;
Dieß Jahr ward Ovid vermählet,
Jenes Jahr starb Cicero.
Beide läßt er ungelesen,
Weis er nur, wer sie gewesen.
Sein Geschmack ist einmal so.

Lykas wäre längst vergessen,
Schrieb er nicht noch alle Messen
Einen Band in Folio.
Wie soll er die Zeit vertreiben?
Nicht zu schlafen muß er schreiben.
Sein Geschmack ist einmal so.

Possen werden Deutsche rühren;
Strafte sie gleich mit Satiren
Ein verwegner Desfreaux.
Die bey einem Haller gähnen;
Werden sich nach Stoppen sehnen.
Ihr Geschmack ist einmal so.

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Dritter Band, viertes Stück.

Bremen und Leipzig,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1746.

Schreiben
über die Zärtlichkeit in der Freundschaft,
an Herrn L**

Dein Herz ist menschlich, Freund, zur Zärtlichkeit gemacht;
Beherrsche dich, und nimm dieß edle Herz in Acht.
Ich kenn es, wie mein Herz. Zu stolz für schlechtre Triebe,
Ergiebt es sich allein der freundschaftlichen Liebe.

Wann schenkt der Himmel mir die Stunden noch einmal,
Da ich, bey dir zu seyn, mich andern Freunden stahl,
Und mit dir auf das Feld, den Lenz zu suchen, eilte,
Und mit dir mein Vertraun und meine Freude theilte.
Wie oft umarmt ich dich, und sprach, von Lust entzückt:
Nichts macht die Welt so sehr, als Zärtlichkeit, beglückt!

Damals betrog ich mich. Freund, unsre Zeit von Eisen
Ist sehr an Menschen arm, obgleich sehr reich an Weisen.

Wo ist der, dessen Herz, von edler Liebe voll,
Kein Glück begehrt, das er mit keinem theilen soll?
Der nichts von allem dem, was ihm der Himmel schenket,
So klein schätzt, daß er nicht damit zu nützen denket;
Der oft, daß alle nicht mit ihm beglückt sind, weint;
Der nichts so theuer hält, als einen treuen Freund,
Ihn lang und schmachtend sucht, und, wenn er einen findet,
Dem Himmel freudig dankt, und sich mit ihm verbindet;
Der Freundschaft nie verkauft, doch, wenn er einmal liebt,
Sein Herz nur für ein Herz, das seiner werth ist, giebt,
Und dann an seinem Freund auch einen Blick, auch Mienen,
Und alles schätzen kann, und alles will verdienen;
Der es für Strafe hält, und sich, als schuldig, quält,
Wenn in des andern Brust ein Schmerz sich ihm verheelt,
Wenn er voll Mitleid nicht des Freundes Leiden hören,
Wenn ers nicht lindern soll, zum wenigsten durch Zähren.

Freund, so sollt iedes Herz, so soll das unsre seyn;
Großmüthig in der Lieb, und in der Absicht rein.
Wer aber fühlt in sich dergleichen edle Triebe?
Der, der sie noch nicht fühlt, ist nicht geschickt zur Liebe.
Und wer wird es denn seyn? Such allenthalben nach.
Uns ruft zwar die Natur; doch ist ihr Ruf zu schwach,
Und endlich muß es uns, nach langer Arbeit, glücken,
Die Zärtlichkeit in uns hochmüthig zu ersticken.

Wie würdig wäre sie des Frühlings unsrer Zeit,
Wo noch der Durst nach Gold, der Ehrgeiz, und der Neid,
Der spätern Jahre Tod, nicht unser Herz empöret,
Das, noch nicht reif zum Gram, der Freude nur gehöret,
Und das, eh ihm die Zeit der Kräfte Reichthum nimmt,
Zu allem fähig ist, wozu es sich bestimmt!
Was hilft ohn einen Freund dem Jüngling seine Jugend,
Der auf dem Scheideweg des Lasters und der Tugend
Lang unentschlossen steht, und, wenn er endlich wählt,
Bald auf der öden Bahn, die er allein geht, fehlt?
Willfährig wird er stets der Tugend viel versprechen,
Doch heimlich trachtet er den leichten Schwur zu brechen.
Der aber ist beglückt, dem sich ein Freund ergiebt,
Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend liebt,
Und muthig die Gefahr der Reise mit ihm theilet,
Ihn anspornt, wenn er steht, ihm folget, wenn er eilet,

Ihn aufweckt, wenn er schläft und ihn Gefahr bedräut,
Und seine Pflicht ihn lehrt, eh er sie noch entweiht.

Der Jüngling fühlt es selbst, er kennt der Freundschaft Würde.
Ein Leben ohne Freund hält er für eine Bürde.
Er theilt gern andrer Lust, freut sich nicht gern allein,
Und sucht Gefährten auf, und findet sie beym Wein.
Wer mittrinkt, ist sein Freund, von dem nimmt er Gesetze,
Und seine Tage sind ein fröhliches Geschwätze.
Wie glücklich! Doch vielleicht noch fremd in seiner Pflicht,
Sucht er nur seine Lust, und zärtlich ist er nicht.
Du weists, die Zärtlichkeit, das Vorrecht edler Herzen,
Lehrt uns mehr, als den Tag leichtsinnig hin zu scherzen;
Mehr, als Umarmungen der wilden Trunkenheit,
Die man den Morgen drauf vergißt, wo nicht bereut.

Jedoch, ich fordre wohl zu früh von ihm die Tugend?
Wer ihm den Leichtsinn nimmt, der nimmt ihm seine Jugend.
Wer weis', ob sein Verstand, der itzt zur Weisheit reift,
Das Scheingut nicht verwirft, und nach dem bessern greift?
Nur wenig Jahre noch, so dämpft die Zeit sein Feuer,
Dann wird er zärtlich seyn, und, wann er liebt, getreuer.

Freund,

Freund, über unsern Geist hat stets die Zeit viel Kraft,
Sie macht uns oftmals klug, doch nicht auch tugendhaft.
Eh wir der Eitelkeit noch denken zu entsagen:
Wird schon ihr Ungestüm uns von den Tafeln jagen,
Wo uns die Fröhlichkeit noch volle Becher bringt,
Und bis um Mitternacht mit uns von Phyllis singt.
Wir sehn schon rings um uns die Lüfte von uns fliehen,
Wir rufen ihnen nach, wir wollen noch verziehen.
Doch stößt die Zeit uns fort, wir sehn betrübt zurück,
Und bald verschwinden sie auf ewig unserm Blick,
Wir halten es für Schimpf, was gut ist, zu entbehren,
Und wir verachten das, was wir vielleicht begehren.
Hochmüthig wünschen wir uns einen bessern Tand,
Fliehn doch dem schlechtern zu, und heissen es Verstand.
Wir lassen itzt so leicht nicht unser Herz mehr rühren,
Und zur Vertraulichkeit wird man es nicht verführen.
Wir machen uns sehr bald von diesem Leichtsinn frey,
Sind männlich und gesetzt, und uns allein getreu.

Was meynst du, wird dieß Herz wohl zärtlich gnug empfinden,
Um nur in andrer Glück sein eignes Glück zu finden?
Nein, und wenn auch in ihm oft die Natur erwacht,
Und seinen Kaltsinn straft; des Eigennutzes Macht
Empört sich; die Natur erschrickt vor seinem Grimme,
Und unser taubes Herz hört nicht mehr ihre Stimme.
In hundert Dinge flicht der eitle Mensch sich ein,
Daß er nicht Zeit behält, ein Menschenfreund zu seyn.

Ein grosser Theil, und zwar der schlechteste von allen,
Begehrt nur reich zu seyn, und sucht nicht zu gefallen.
Von Klugen insgeheim, vom Pöbel laut belacht,
Ehrt er nur sich, und glaubt, man geb auf ihn nur Acht,
Und müsse, wollte man nach seinem Werth ihn schätzen,
Die Fürsten unter ihn, wenn sie nicht reich sind, setzen.
Er suchet keinen Freund, trifft er von ungefähr
Nicht einen Wuchrer an, der reicher ist, als er.
Vor dem beugt er sich tief, daß er sein Gönner werde,
Vor iedem tausend Mark stets tiefer, bis zur Erde.
Zu dem schleicht er sich hin, wo er ihn nur erblickt,
Bemerkt sein kleinstes Wort, antwortet ihm gebückt,
Und zeigt ihm lächelnd an, daß er schon lange wisse,
Wie reich er sey, wie sehr man ihn verehren müsse.
Ja, glücklich gnug, wenn er sein Sklave werden kann,
Beut er ihm hundertmal sein ganzes Armuth an,
Er ladet ihn zu sich, daß er ihn wieder lade,
Und schätzt, wenn er erscheint, es sich für eine Gnade.
Doch bald stößt von dem Rang, den er dem Gönner gab,
Durch hundert Thaler mehr ein Reichrer ihn herab.

Gefällt dir so ein Freund? Du wirst schon einen finden.
Denn du bist reich genug, dir Narren zu verbinden.
Doch suche nicht ein Herz, das sonst nichts liebt, als dich,
Und deiner Zärtlichkeit nichts grösers schenkt, als sich.

Freund, was man davon schwatzt, das schmückt nur unsre Reime,
Fällt prächtig in das Ohr. Ein Kluger nennt es Träume.
Verlaß einmal den Wahn. Er bringt dir doch nichts ein.
Sey deines Reichthums werth, lern unempfindlich seyn.
Es wird in unsrer Stadt dir nicht an Mustern fehlen;
Dank sey dem Eigennutz! Du darfst nicht lange wählen,
Nur flieh die Wenigen, die, deinem Vater gleich,
Noch Menschenfreunde sind, und etwas mehr, als reich,
Ja, die so wenig was für sich allein besitzen,
Als wär es ihr Beruf, der ganzen Welt zu nützen.
Sey höflich, lobe sie, dieß ist schon Lohn genug,
Und kostet dich auch nichts. Du aber selbst sey klug.

Lern erstlich nichts so sehr, als reich zu seyn, begehren,
Wer reich ist, braucht sonst nichts, und kann der Freund entbehren.
Doch wisse, dieses Glück ist itzt nicht allgemein,
Und ieder ist dein Feind, der auch wünscht reich zu seyn.
Hier, wo mit deinem Wunsch der andern Wünsche streiten,
Laß dich die Menschlichkeit zur Großmuth nie verleiten.
Nimm allen, was du kannst, und sammle nur für dich.
Ein weiser Mann spricht nie: Ich habe gnug für mich.
Dieß lern, und steh sodann froh deinem Glück entgegen,
Denn mit der Armen Gut nimmst du dir einen Segen.
So leb und frage nie dich selbst: Werd ich geliebt?
Und stirb getrost, obgleich dein Tod kein Herz betrübt.

Es wird an deinem Sarg kein Waise trostlos weinen,
Daß ihn sein Vater stirbt. Doch du versorgst die Deinen.

Ich sehs, ein edler Zorn nimmt deine Stirn schon ein,
Unmenschen siehst du reich, und schämst dich reich zu seyn.
Freund, schäme dich nur nicht. Dir ist ein Herz gegeben,
Dich über iedes Glück großmüthig zu erheben.
Zeig uns, daß Tugend noch mit Gütern sich vereint,
Lieb edle Freunde stets, sey selbst ein edler Freund,
Und laß dich nie die Pracht des reichen Pöbels blenden,
Dein Herz, das er nicht schätzt, der Freundschaft zu entwenden.

Weit über ihn erhöht, und nur der Wahrheit treu,
Denkt dort ein Philosoph, und forscht, was Tugend sey.
Freund, er wird doch den Werth der güldnen Freundschaft ehren,
Er selbst wird zärtlich seyn, und uns es werden lehren.

Sein richtiger Verstand entkräftet ieden Schein,
Und wagt sich in das Meer der Wahrheit kühn hinein.
Vor ihm verstecket sich umsonst der Dinge Wesen:
Er weis, wie iedes ward, wozu es Gott erlesen,
Warum er unsrer Welt vor tausend andern rief,
Als alles in der Nacht der Möglichkeit noch schlief.
Er hat den dunklen Weg der Schöpfung ausgespähet,
Und weis, wie iede Welt um ihren Stern sich drehet,

Nach

Nach welchen Regeln sich des Körpers Triebwerk leukt,
Wie, von ihm ungestört, in ihm die Seele denkt,
Sich selbst Begriffe giebt, verbindet oder trennet,
Und nach Gesetzen schließt, die sie oft selbst nicht kennet,
Wie etwas in sie wirkt, und Lust zeugt oder Schmerz,
Das alles weis er längst. Das ungetreue Herz
Sucht sich vor seinem Blick vergebens zu verstecken.
Er spürt die Winkel aus, und weis es zu entdecken.
Er weis, wie stets ein Trieb den andern Trieb erzeugt,
Wie vor dem mächtigern der schwächre furchtsam schweigt,
Wie man ihn klug regiert, daß er sich nicht verirret,
Und unsre Neigungen kein innrer Zwist verwirret.
Von Joch der Leidenschaft weis er sich zu befreyn,
Und itzt fängt er schon an, ein halber Gott zu seyn.
Verlangst du, daß er sich von seiner Höh entferne,
Ein Mensch sey, gleichwie du, und zärtlich fühlen lerne?
Er ist uns andern nur ein Lehrer, nicht ein Freund.
Denn wer ist werth, daß er mit ihm sein Herz vereint?
Was soll er bey sich selbst sich weniger verweilen,
Nach schlechtem Pöbel sehn, und dessen Schicksal theilen?

Dieß ist der, den auch nicht der Dichter rühren wird,
Der, wenn er sich einmal ins Trauerspiel verirrt,
Beym Anfang voll Verdruß schon nach dem Ende gähnet,
Sich hundertmal heraus, und zur Algeber sehnet.
Voltaire wagt umsonst sich mit ihm in den Streit,
Und suchet wider ihn Pflicht, Liebe, Dankbarkeit,

Gott

Gott, und Religion, und Großmuth zu vereinen?
Er wird nicht weibisch seyn, und mit Alziren weinen.
Gleich einem, welcher itzt sein Todesurtheil hört,
Klopft dir vielleicht dein Herz. Von der Natur empört,
Erhebt das Schrecken oft in dir bestürzte Hände.
Kaum wünscht Alvarez selbst unruhiger das Ende.
Die Angst herrscht unterm Volk, Nur er sitzt, wie ein Stein,
Und, weil er fühllos ist, dünkt er sich groß zu seyn.
Was Thränen aus uns preßt, kann nicht den Weisen rühren,
Und daß er weinen soll, muß man ihm demonstriren.

Was kannst du hoffen, Freund, wenn Weisheit auch verführt?
Soll der nicht irre gehn, den nur der Wahn regiert?
Willst du vielleicht für dich beym Pöbel Freunde finden,
Und seinen Unbestand, dir treu zu werden, binden?

Freund, des Gelehrtem Stolz war immer lächerlich.
Er sieht von seiner Höh, und alles unter sich.
Sonst ist nichts weis, als er, die andern sind nur Wesen,
Die der, so sie erschuf, stets blind zu seyn, erlesen.
Die Wahrheit, die er suche, hüllt er in seinen Tand,
Und Einfalt der Natur heißt bey ihm Unverstand.
Doch hätt er so viel Muth, von sich sich zu entfernen:
Er könnte, glaub es mir, noch von dem Pöbel lernen.

Gott schuf den Menschen nur, des Menschen Freund zu seyn,
Und prägte dieß Gesetz selbst iedem Herzen ein.

Wir

Wir fühlens; muß man es durch Fragen erſt verwirren,
Und durch das Labyrinth von Lehrgebäuden irren?

In Hütten, welche nie der Groſſen Neid entdeckt,
Weil ſie die Dürftigkeit vor ihrem Blick verſteckt,
Die mit des Weiſen Wahn der Himmel noch verſchonet,
Und wo Zufriedenheit gern bey der Armuth wohnet,
Dort findeſt du vielleicht das Glück der güldnen Zeit,
Mehr als Umarmungen; Treu und Vertraulichkeit.
Dort, dort vereinen ſich vielleicht getreure Herzen,
Mit ſich vergnügt zu ſeyn, und freundſchaftlich zu ſcherzen,
Und durch ein mäſſigs Glück, das unſer Geiz nicht ſchätzt,
Wird dort nicht der allein, der es beſitzt, ergetzt.
Man fühlt noch die Natur, und ſtört nicht ihre Triebe,
Und einen kleinen Dienſt bezahlet man mit Liebe.
Dort, dort empfindet noch die Freundſchaft fremde Noth,
Und theilt mit Dürftigen ein gern vermißtes Brod,
Und weint bey ihrem Dank, und ſucht nicht Ruhm zu finden,
Und glaubt nicht wohlzuthun, noch Gott ſich zu verbinden.

Freund als zuerſt das Thor des Abgrunds offen ſtand,
Und ſeiner Laſter Schwarm den Weg zur Erde fand,
Da lieſſen ſie voll Trotz verſchmähte Hütten liegen,
Und eilten ungeſtüm, Paläſten zuzufliegen.

Sie

Sie stürzten sich auf sie, wie ein entdämmtes Meer,
Und fast blieb kein Palast von wilden Lastern leer.
Sie sehn von ihrem Sieg die Welt bereits bezwungen,
Und nun entbrennt ihr Durst nach mehr Eroberungen.
Der Schwarm, der wider sich zu wüten schon beginnt,
Fällt Hütten an, und zürnt, daß es nur Hütten sind.
Ihr friedlichs Volk erschrickt; soll es sich fruchtlos wehren,
Und wieder Siegende zum Streite sich empören?
Es will nicht länger mehr ein Spott der Grossen seyn,
Und nimmt, obgleich mit Furcht, bald ihre Laster ein.
Betrübt floh itzt von ihm die Lust an andrer Freude,
Und wich dem Eigennutz und seinem Sohn, dem Neide.
Doch später lasterhaft, und nicht, wie wir, geübt.
Haßt es zu schüchtern noch, was es vordem geliebt.
Es ist nicht schlau genug, sein Herz ganz zu verführen,
Und oftmals läßt es sich noch von der Freundschaft rühren.

Auf, mein geliebter L***! Trotz unsrer wilden Zeit,
Sey doch dein liebster Ruhm der Ruhm der Menschlichkeit.
Es sind nur wenig mehr, die edel lieben können;
Freund, von den Wenigen soll nichts uns beide trennen.
Wir würden zärtlich seyn, das traut mein Stolz uns zu,
Und wär es auf der Welt kein Mensch, als ich und du.
Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn mir mein Herz bezeugt, daß ich geliebet werde.
Wie sehr werd ich entzückt, wenn es oft zu mir spricht:
Du bist zwar fern von ihm, doch er vergißt dich nicht!

Wie oft seh ich im Geist dich auf den Fluren gehen,
Wo unsre Freundschaft sonst der Himmel angesehen.
Hier sagst du, hier gieng sonst mein Damon neben mir!
Du seufzest, und es seufzt der Weste Volk mit dir,
Das, wenn es freundschaftlich uns hier zur Seite schwebte,
Durch unsre Lust vergnügt, uns zu gefallen strebte.

O Freund, daß heute nicht der frohe Tag erscheint,
Der zu Umarmungen von neuem uns vereint?
Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn mir mein Herz bezeugt, daß ich geliebet werde.

* * * * * * * * * * * * *

Geheime Nachricht
von
D. Jonathan Swifts
letztem Willen.

Mylord,

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr, daß unser Swift 12000. Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die Meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung, und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihr Körper nicht ungesund, und ihr Geblüte nicht verderbt wäre; Allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter sie wohl gekannt haben müssen, beschäfftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats, und den Händen der Aerzte und Barbierer überließ. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen; Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendsten Krankheiten haben.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Großbrittannien; und er hatte Lords und Schreiber in seiner Kur. Durch eine vieljährige Erfahrung, war ihm bekannt, daß es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit

mit welchem vornehme Leute am meiſten geplagt ſind, Leute von geringerm Stande aber nur ſelten, oder doch wenigſtens nicht ſo heftig befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm ſehr vortheilhafte Vorſchläge, daß er ſich zu Weſtmünſter niederlaſſen, und ſeine Kuren daſelbſt treiben ſollte. Er hat es aber allemal auszuſchlagen geſucht, weil er glaubte, er ſey dieſer weitläuftigen Arbeit nicht gewachſen, und die Menge der Narren ſey daſelbſt viel zu zahlreich, als daß er ſie in die Kur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am beſten, weil daſelbſt gleich ſo viel Narren waren, als er beſtreiten konnte. Indeſſen war er doch ſo billig, daß er Weſtmünſter und London von Haus aus mit Recepten verſorgte.

Er ſtarb in ſeinem neun und achtzigſten Jahre, und doch wünſchte er ſich ſelbſt, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriff war, mit etlichen angeſehnen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Dieſe liebreiche Vorſorge gegen ſeine Mitbürger verließ ihn auch auf dem Todbette nicht. **Simon Tuck**, ſein Beichtvater, den das Mädgen der Mylady **Wedle** und ſein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatten, fragte ihn nur wenig Stunden vor ſeinem Tode: Ob er freudig ſtürbe? Nicht recht freudig, antwortete ihm der ſterbende Swift, ich wünſchte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich euch kenne, und weis, daß ihr meiner Kur vor andern bedürft.

Alle diese Umstände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daß Sie geglaubt haben, Swift habe sein Tollhaus für hypochondrische Narren gestiftet. Seiner Vorsorge werden sich sowohl in Irrland als Großbrittanien ganz andre Narren zu erfreuen haben. Narren, welche sich dieses am wenigsten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig gestorben ist.

Sie können sich hiervon noch besser überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß sich Schwift in seinem Testamente auf ein Codicill berufen hat, welches man versiegelt in seinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Personen, welche Swift vor andern würdig hält, in seinem neuen Tollhause zu wohnen. Er hat das Parlament ersucht, sein Testament zur Vollziehung zu bringen. Man ist itzt damit beschäfftigt, und ich hoffe Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinen letzten Willen, daß mein Tollhaus mit nach benannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nicolaus Earring, mein Küster, würde es sehr

sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daß er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden, und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müßte ihm denn die Gräfinn Yarmouth zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daß sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König George wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn: So ist er fast willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden ins Ohr, daß er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränckte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechtswegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte, die doch bey den Jacobiten in einem größern Ansehn stünden. Dem ungeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quäcker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Huth vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischofe schwört er bey seiner Seele, daß er ein Jacobite sey, weil dieser ihm unlängst Nicolaus, und nicht, Herr Nicolaus, gerufen. Mit einem Wort, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider sind,

oder ihm nicht mit so viel Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramt fordern zu können glaubt. Um deßwillen verlange ich, daß er in mein Tollhaus kommen soll, und, um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Nicolaus den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord **Lavat** verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilt würden, so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Vorältern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Willhelm Conqvestors Zeiten schon hochgebohrne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, iederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlands geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daß er seit dem Tode der Königinn Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Billen stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiß; man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich auch seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In

der

der Verfassung anderer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen, als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der deutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut brittisch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streite ein Ende. Ich, rief er, ich aber lobe mir die Herren Cantons! Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für ein alte adliche Familie in Deutschland. Diese grosse Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daß ich befürchte, er sey im Stande, sich, bey der nächsten Gelegenheit zu einer Bande mißvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente große Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Großbrittannien die Vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen; die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern; So sehe ich nicht, wie der Lord **Pallbrow** verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herumzugehen. Das ist ihm nicht genug, daß er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pachter. Er macht sich so gar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und, wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten,

und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzig tausend Pfund Einkünfte hat, und die **Mylady Pallbrow** sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert und bey Hofe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er steht im Begriffe, sich noch den dritten aus Deutschland zu verschreiben, weil er glaubt, ein Deutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jacob Pudding, welche Leute er sehr hochhält, recht von Natur gemacht. Wann er recht groß thun will: So versichert er mit den theuersten Schwüren, daß er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender, und den Crafsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Schaftsbury für einen mürrischen Schulfuchs, und die ganze großbrittannische Nation für pedantisch, weil sie zugelassen hat, daß der Versmacher Dryden in der Abtey Westmünster begraben worden sey. Wenn Lord **Pallbrow** noch zwey Jahr in seiner Dummheit hingeht; So ist nichts gewisser, wenigstens nichts wahrscheinlicher, als daß noch gar ein Freygeist aus ihm wird. Er soll also ins Tollhaus, und zwar so bald, als nur möglich.

Ihre Hochwürden, der Bischof **O-Carry**, verdienet auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, seine Gemeine werde ihn nicht sehr vermissen, weil

weil ſie ihn ſehr ſelten, als Biſchof, zu ſehen bekömmt. Sein Caplan hat alle biſchöfliche Bemühungen; Ihro Hochwürden aber laſſen ſich aus Beſcheidenheit nur an der Beſoldung und den Accidentien begnügen. Er ſchachert wie ein portugieſiſcher Jude. Er aſſecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er ſitze in ſeiner Studierſtube, ſo ſteht er auf dem Boden, und ſieht ſich nach dem Winde um. Er leiht ſeine Capitalien mit groſſer Vorſicht, und mit weit beſſerm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börſe thun kann. Ich bin ſeinetwegen oft in Sorgen geweſen, weil ich weis, daß auch der vorſichtigſte Wucherer unglücklich ſeyn kann. Es würde ein ſehr wichtiger Punkt in unſrer Kirchenhiſtorie werden, wenn ihn einmal ein Wechſelgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen ſollte, oder wenn dieſer hochwürdige Mann Bankerott machte, und in den Schuldthurm geſperrt würde. Die armen Mitgefangenen ſollten mich dauern, denn ich traue ihm zu, daß er die Allmoſenbüchſe ſehr ungleich theilen, und allemal wenigſtens den zehnten Theil für ſich, als Biſchof, behalten werde. Man ſchaffe alſo dieſen Wucherer ins Tollhaus, und wenn es möglich iſt, auch denjenigen, welcher ihn zum Biſchofe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daß ſich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daß man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin ſehr übel damit zufrieden, daß man ihn geſtört hat. Er

hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können; so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist troz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muß gewaltig darunter leiden; denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der größten Ernsthaftigkeit auseinander renkten. Der Kopf preßte sich zurücke, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehn, als die Unterkehle des lächerlichen Lords **Plackney**, unterstüzte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfältig, da sie wohl wußte, daß dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllet wär. Seine Augen, welche seit etlichen Monathen mit nichts beschäfftigt gewesen waren als auf der Schaubühne mit unsrer artigen Tänzerinn, der Jungfer **Poper** zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmine geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer

unschul-

unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was vor Gewalt dieser auf einmal hervorbrach. Zusehends schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten. Meister **King** hat sich bey ihm am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniß geben, daß er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weis. Ein solcher prächtiger Bauch, will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von sich selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig mit halben Worten. Bey den Reden andrer, hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Policey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und die Schwäche des Vaterlands. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weis er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemei-

nen gewesen, und Subsidien bewilliget haben. Wer ihm zu schmeicheln weis, den versichert er seines Schutzes, und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Kröpfe anrührten. Dieses wird gnug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daß Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daß es noch heuer geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich Willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiedenen unserer Bürger wiederfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle diese Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wußte, daß er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die Partheyen verdammt, und loszählt, ihr Mann aber ist weiter nichts, als ihr unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andre Frauenspersonen den Vortritt behaupten. Nur sie ist Ursache,

sache, daß der brave Kaufmann Car - - et, in den schweren Proceß verwickelt wurde, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, nicht etwan, weil seine Sache ungerecht war, sondern weil seine Frau sich an der Frau Nowtell gröblich versündigt, und in der Kirche am Altar den Rang über sie frevelhafter Weise genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daß die geistlichen Aemter in unsrer Stadt seit einigen Jahren mit so elenden Leuten besetzt worden. Aber nunmehr begreif ich es wohl, da ich weis, daß die Frau Nowtell der göttliche Beruf ist, und diese Stellen besetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundinn ist, hat das ius praesentandi; die Frau Nowtell vocirt sie; der Rath muß sie besolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daß sie in der Predigt gähnen, und schlafen dürfen. Dieses ist noch der Rest ihrer natürlichen Freyheit, dessen sie sich auch sehr wohl zu bedienen wissen. Alles dieses hat mich bewogen, meinen gefaßten Entschluß zu ändern. Die Frau Nowtell soll die ihrem unschuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhause bekommen, ihr Mann aber, der durch diesen Verlust seiner Frau außer Stand gesetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohl thun, wenn er sein Amt von sich selbst niederlegt, sich zur Ruhe begiebt, seine Küche und Wirthschaft besorgt, und bey müssigen Stunden seine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthause in Pflichten stehenden Personen meine Werke der christlichen Liebe ausüben könnte; so fallen mir unter den Sekretären, Schreibern, und Einnehmern eine so große Menge kleiner Narren, mittlern Standes ein, daß ich nicht weis, bey wem ich anfangen soll. Meine 12000. Pfund Sterlings reichen warlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen. Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hoffnung, daß dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, **Partridge** starb mir zu früh; ich hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiß nicht vergessen: Aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter Partridgen, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daß ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewißheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate, und in den Familien geschehen sollen; so wenig werden sie sich träumen lassen, daß ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daß er in absteigender Linie von dem weisen Partridge herkömmt, der soll ohne

Weit-

Weitläuftigkeit aufgenommen werden, und, wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daß man keinen von diesen Partridgen übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S.

Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu häufig anwachsen; So mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr **Dewlapp Esq.** hat einen so wunderbaren Charakter, daß ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daß er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der liederlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntniß von der Religion oder andern Wissenschaften zu erlangen. Itzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebenen Zeddel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange noch seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit, denn er ist nicht im

Stand

Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoß zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte: So sieht man den Herrn **Dewlapp** in seiner völligen Größe. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdenn schlimmer als sein Caplan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist, denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft von Witz über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt, und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weis er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr **Dewlapp** weis gar nichts, und daher kömmt es auch, daß er nicht weis, was er aus der Seeligkeit machen soll, und weil er das nicht weis, so schließt er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daß die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weissen Frau, und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchen man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daß ich gar nicht Ursache hätte ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herumgehen lassen, ohne zu befürchten, daß er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daß er reich ist, und diesen Fehler mißbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen

etwas

etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daß sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehn Jahren wider die Religion herausgekommen sind. Man hat immer nicht gewußt, wie es doch zugehe, daß in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang, und Verstand sey; Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daß es des unwissenden, und trunknen Ritters **Dewlapps** Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Druck befördert worden. Damit dieser Schwärmerey gesteuert werde, so verlang ich, daß Herr **Dewlapp Esq.** unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird: So hoffe ich, daß er die Religion unangetastet lassen wird. Er wird bey einem mässigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dünkt mich, für ihn, und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daß der dritte Theil seiner Einkünfte zur Beköstigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehr weiter nicht nöthig haben, ihr Brod damit zu verdienen.

James Draper weis aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behau-

behaupten, daß dem Manne und nicht der Frau die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus dem Possess werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt: So sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehn. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daß sie vielmals darben muß. Sie erträgt diesen Mangel mit der größten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäßigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verstoßung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daß seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffener Mann nicht folgen; denn er verlöhre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die liederlichste Gesellschaft, zu zeigen, daß nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und giebt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückseelige

seelige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich ankleidet, und die ganze Nacht durchsäuft. Er wird krank nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft behauptet. Ist **Diaper** nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meynen. Er soll ins Tollhaus!

Der junge **Thomas Swallow** wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daß er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehen Jahr, aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Großvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daß selbst die Niederländer darüber spotteten, ja, was das erschrecklichste war, so ließ er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge **Swallow**, ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daß man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen: So würde ich es bey unsern Kindern nicht verantworten können. Unsre Enkel würden noch am glücklichsten seyn; denn bis zu ihnen dürfte von

seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuließe, daß durch unsern jungen Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! Es scheint, daß das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen, was ist gewisser zu befürchten, als daß man denselben gar an Ketten schliessen und ihm die Hände auf dem Rücken zusammen fesseln müßte, damit er nicht schreiben könnte? Da der Großvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrifft: Was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, daß er die elenden Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse so gar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist misvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen, wie ein Kunstrichter von funfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern **Math. Pidgeon**, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, **Hugh-Pounces**, anzufangen wäre: So zweifle ich nicht, er würde

würde mir mit der größten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daß sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht, zu läugnen, daß **Pounces** ein Narr sey, wenn ich sehe, daß er alle erfinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und das Vermögen dem jungen **Pidgeon** zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschliessen, ihn in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger seyn, wenn ich diese Stelle unserm leichtsinnigen Jünglinge einräume. Es ist in der Philosophie noch eine große Streitfrage, welcher von beiden der größte Narr sey: derjenige, welcher bey seinem mistrauischen Alter, als ein reicher Geizhals, verhungert; oder ein unbesonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers sterbe. Wenigstens ist jener dem gemeinen Wesen nicht so sehr zur Last, da im Gegentheile die Obrigkeit sich genöthigt sieht, diesen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hospitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher sich von seinem Geldkasten niemals zu weit entfernt, ist gewissermaaßen schon eingesperrt. Warum soll ich ihn in meinem Tollhause verschließen? Ich will also, man bringe den jungen **Math. Pidgeon** dahin. Hier soll er bleiben, bis er dreyßig Jahr alt ist. Müssig darf er nicht gehen;

denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Interessrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daß er arbeitet und rechnet, so wird man ihn im dreyßigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey lassen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daß ich ihm einem guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen; der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codicille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schloße, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummet. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daß dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalme verlohr, denn das

andäch-

andächtige Gespenst murmelte eben den Schluß desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaß verschüttete, und um deswillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Kridly eine Wittwe) die Miethen um die Hälfte des Preises gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn, wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Vierthel der Stadt, in welchem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böse hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebethen, wenn sie aufsteht, und sieht, daß noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über mit Schwefel und Peche vertilget hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug, und ich hoffe gewiß, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden; So wird sie

denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Interessrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daß er arbeitet und rechnet, so wird man ihn im dreyßigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey lassen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiß, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daß ich ihm einem guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen; der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codicille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schloße, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummet. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daß dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalme verlohr, denn das

andäch-

andächtige Gespenst murmelte eben den Schluß desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaß verschüttete, und um deswillen von den bußfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daß seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Kntdly eine Wittwe) die Miethen um die Hälfte des Preises gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn, wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt und glaubt es ganz gewiß, daß der langmüthige Himmel, bloß aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in welchem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daß die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böse hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebethen, wenn sie aufsteht, und sieht, daß noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daß er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über mit Schwefel und Peche vertilget hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug, und ich hoffe gewiß, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden; So wird sie

sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlement, sich dieser Heiligen mit allermöglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische, oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen. So soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperret werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen statt haben. Man wird Achtung geben, daß ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weis, daß sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irrdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr **Dewlapp Esq.** und die andächtige **Sara Knidly** zusammen gesperrt würden, und durch die Einsamkeit in Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersäufen müßte man die junge Brut! Den Augenblick müßte man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist, und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrlose das arme

Land

Land nicht mit einer ſo widernatürlichen Misgeburth.

Ich weis nicht, woher der muthwillige Knabe, Jacob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu ſtiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, dieſen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezognen Mine in mein Zimmer, und verſicherte mich auf eine recht vertraute Art, daß er mir hierinnen ſehr nützlich ſeyn könnte, wenn ich ſeinen Rath annehmen wollte. Vor ſeinen Augen, ſagte er, könnten ſich die Thorheiten der Menſchen nicht verſtecken. Er kenne ſie alle, er verfolge ſie aufs ſchärfſte, und die Liebe zur Wahrheit ſey bey ihm ſo ſtark, daß er ſich ſelbſt nicht ſchonen würde, wenn er etwas lächerliches oder thörichtes an ſich wahrnehmen ſollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er ſagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte mir bey meiner Stiftung dieſe Leute ja vor allen andern beſtens empfohlen ſeyn laſſen. Ich fand auf dieſer Rolle zehn Perſonen, und erſtaunte, als ich ſahe, daß gleich die erſten fünfe davon Geiſtliche waren, deren Lehren ſo vernünftig ſind und deren Lebensart ſo erbaulich iſt, daß ſie wohl verdienten, ſelbſt in den Augen der Narren und unſrer kleinen Religionsſpötter ehrwürdig zu ſeyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daß er dieſe Männer des Tollhauſes würdig hielte; ich fragte ihn um die Urſache. Die Antwort aber,

die ich erhielt, war ein lautes unverschämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüßte, daß diese fünf Männer Geistliche wären, und daß die Geistlichen . . . Ich fiel ihm so gleich in die Rede, weil ich merkte, daß er sich anschickte, diesem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Last zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Personen weltlichen Stands nicht einmal wahrgenommen werden. Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschliessen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau, und abergläubische Betschwester zu heirathen, welche durch ihre verdrießlichen Lehren und altväterischen Klagen über den großmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nennte, schon längst verdient hätte, die siebende Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte: So dürfen drey seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daß er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und, ich weis nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daß sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als dieser

Spötter

Spötter vertragen konnte, angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schließe dieses unter andern daraus, daß er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daß die Jugend die Bosheit nicht entschuldige, daß ein Jüngling, welcher frech gnug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und daß die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente, denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Milz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich, und er würde nicht aufhören zu sagen, daß sie Narren wären, so lange es noch iemanden gäbe, der die Wahrheit hören wollte. Man kann glauben, daß ich über die Verwegenheit dieses jungen Menschen ganz erstaunt war, und weil er versprach mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen sollte, so hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verstellten Gelassenheit zu versichern, daß ich mir seinen Eifer zu Nutze machen, und solche Veranstaltungen treffen wollte, daß des Vaterlands Bestes beobachtet, und er die billigste Belohnung dafür erlangen sollte. Ich habe ihm einen versiegelten Brief gegeben, welchen er, nach meinem Tode, den Vorstehern des Testaments selbst einhändigen soll. Ich ersuche also diese Herren, demjenigen aufs genauste und sonder Verzug

nachzukommen, was sie in diesem versiegelten Schreiben veranstaltet finden werden.

Weil ich nicht weis, wie lang ich leben möchte, und ob es nicht gar geschehen könnte, daß ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte: So will ich zu Vermeidung aller Schwürigkeiten hier einige Recruten zu meinem Tollhause vorschlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen, man wird sie so gleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: **Johann Gale, Lady Flower, O-Säfety, Carl Brackfest, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caspar Wickstaff, William Knall** und der Moralist **Richard Kinsman.**

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irrländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten. Für die Deutschen soll man einen besondren Flügel bauen, und die Sachsen, sollen als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anspruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Pro Memoria aufgezeichnet. Das Parlement wird für diese guten Leute sorgen, doch unbeschadet den Narren unsers lieben Vaterlands.

Dieses ist mein letzter Wille, und das Parlement wird dahin sehen, daß derselbe aufs genaueste erfüllet werde.

werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen dieſe Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, iſt dieſes, daß ich als ein Patriot wünſche, daß niemals ein Narr auf ihren Wollſäcken ſitzen möge. Ein guter Wunſch, der vielleicht ſo gar unmöglich nicht iſt, als er wohl ſcheint! Dublin am $\frac{17}{18}$ Brachmonath 1745.

(L.S.)

D. Jonathan Swift,
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abſchrift von dem Swiftiſchen Codicille. Sie können ſich darauf verlaſſen; ich habe ſie ſelbſt gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlement bemüht war, ſich des letzten Seegens unſers Swifts theilhaftig zu machen, und dieſes Codicill in allen ſeinen Clauſuln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erſte, was man that, war dieſes, daß man ſich der angezeigten Narren zu bemächtigen ſuchte. Die Lords **Lavat** und **Pambrow** ſtellten ſich abſcheulich ungeberdig, und der erſte würde ſich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden geſucht hätte, daß in dieſes Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hätte.

Dieſes

Dieses einzige beruhigte ihn gewissermaaßen, denn er hoffte, auf solche Art eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft zu finden. Der Bischoff O-Carry wollte Feuer vom Himmel fallen lassen, weil das Parlement so ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antastete. Aber eben hieraus sahe man, daß Swift recht gehabt hatte, und Ihro Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küster, Herr Nicolaus, machte nicht viel Umstände, so bald er nur vernahm, daß er den Rang über den Bischoff haben sollte. Herr Something, so sehr er auch anfangs erschrack, faßte sich doch, da man ihm versprach, daß er der Policey im Hause vorstehen, und mit der Frau Nowell wechselsweise das Regiment führen solte. Diese Frau spie Feuer, als man sie abhohlen wollte. Zu ihrer Beruhigung ist ihr versprochen worden, daß sie die Erlaubniß haben sollte, nach Ableben des Küsters und Bischofs zween andre Candidaten zu vociren. Des Dewlapp Esq. konnte man sich leicht bemächtigen, denn man gieng nach Tische zu ihm, da er besoffen war, und schlief. Man will für gewiß sagen, daß er seitdem beständig geschlafen, wenigstens thut er so träumend, wie ein Mensch, der im ersten Schlafe gestört wird, und daran mag wohl seine gute natürliche Dummheit und der Mangel des Weins Schuld seyn. Seine Kostgänger scheinen sich zu beruhigen, da sie hören, daß sie von dem dritten Theile seines Vermögens unterhalten werden sollen. Es ist große Hoffnung da, daß sie wieder klug werden dürften.

Der

Der eine hat sich schon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tische ein paar Blätter liest, und sich wundert, wie er spricht, daß in diesem Buche so viel vernünftige Sachen stehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte. James Diapee hat appellirt, und behält sich vor, seine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwischen hat man ihn doch eingesperrt; aber seine arme Frau ist ganz trostlos. Der junge Thom. Swallow saß eben an seinem Pulte, und machte ein Sinngedicht unter sein Conterfey, welches er vor den ersten Band seiner künftigen Werke setzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in sein Gefängniß, und dieses schien, ihn sehr kräftig zu trösten. Math. Pidgeons schrie über seinen alten geizigen Oheim, dem er sein Unglück zuschrieb. Er hat recht flehentlich gebethen, ihm alle Mahlzeiten wenigstens nur eine Flasche Pontack zu geben. Es ist ihm aber abgeschlagen worden, er müßte sie denn mit seiner Handarbeit verdienen lernen. Nichts war lustiger als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf sie eben über ihrer Andacht an. So bald sie hörte, was man wollte, schmiß sie dem Notarius mit dem Gebethbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauste ihm die Perücke. Dem Stockmeister kratzte sie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlementsschreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit, und in der Thüre stund, übergab sie dem Teufel. Aber alles half nichts, sie mußte fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieses, daß der Himmel nicht, ihr zu

Ehren,

Ehren, mit Donner darein schlug. Itzt sitzt sie, und bethet, und singt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiß noch so weit zu bringen, daß den Herren des Parlements die Zungen im Halse verhorren sollen; denn der Herr, spricht sie, verläßt die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gasse Freudenfeuer angezündet, und es ist so lebhaft darinnen, als sonst niemals. Der Preis der Miethen steigt, nur in ihrem Hause getraut sich noch niemand zu wohnen. So bald der muthwillige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, daß man sein Testament öffnete: So meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief, in der gewissen Hoffnung eine reiche Belohnung seines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlement wird von mir Endesunter„zeichneten ersucht, sich der Person des Jacob „Halley, der ihnen dieses Schreiben versiegelt ein„händigen wird, zu versichern. Man wird aus „meinem Codicille gesehen haben, wie groß die Bos„heit dieses Jünglings schon itzt ist, und ich über„lasse der weisen Einsicht des Parlements, zu urthei„len, wie schädlich derselbe künftig dem Vaterlan„de seyn könnte, wenn er fortfahren sollte, diejenigen „für Narren zu halten, welche die Hochachtung des „ganzen Landes verdienen. Und es ist zu befürch„ten, daß er nimmermehr zu bessern seyn werde, da „er seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit,

„und

„und seine schmähsüchtige Wuth für satyrischen „Witz hält. Seine Raserey, welche er bey seinen „Aeltern und Vorgesetzten anfängt, wird bis an „den Thron des Königs dringen, und eher nicht „aufhören, bis sie das Heiligste der Religion be„fleckt hat. Er ist nicht würdig, in mein Tollhaus „zu kommen. Ich ordne, daß man ihn in das allge„meine Zuchthaus zu denen Uebelthätern bringe, wel„che mit ihm die Geißel verdient haben. Ich be„stimme hierzu zweyhundert Pfund, welche nach „dem Tode dieses Unsinnigen dem Zuchthause heim„fallen sollen. Ich verordne solches, kraft dieses, als „meinen letzten Willen.

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten herausstreichen; aber man ließ ihn nicht weiter reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlement hat in willens, ihm einen Beißkorb machen zu lassen. Beynahe hätte ich vergessen, zu sagen, daß man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfündig gemacht hat. Der eine ist ein Barbier in der St. James Straße, bey welchen man einen Stammbaum des Prätendenten mit politischen Anmerkungen, und einer Schutzschrift für den Ritter St. George gefunden hat. Diese Schrift mag ziemlich gefährlich seyn, aber sie ist so verwirrt abgefaßt, daß man sie nicht verstehen kann.

Der

Der zweyte ist ein cassirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, seine Person in Begleitung zweener holländischer Officiere gleich im Anfange des Treffens in Sicherheit zu bringen, und um deßwillen vom Regimente gejagt worden ist. Er hatte einen Plan von der Schlacht bey Dettingen bey sich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben sollte, daß sie nicht gerades Wegs selbst vor Versailles rücken, und solches überrumpeln können. Der dritte ist ein Schuster, welcher eine Prophezeihung verkauft, daß im Jahr 1746. das päbstliche Reich untergehen, Ludwig der funfzehende von Husaren gefangen, der Schah Nadyr in Paris einfallen, und das Leder so theuer werden sollte, als es seit der Königinn Elisabeth Zeiten nicht gewesen.

Mit Aufsuchung der Narrenrecruten wird es schon etwas mehr Mühe und Vorsicht kosten. Man hält inzwischen diesen Artikel des Codicills so geheim, als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Johann Gale ist, und es steht ein Preis von zehn Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Lady Flower hat es seine gute Richtigkeit. O. Syfery wird genau beobachtet. John Sun, der wider sein Vermuthen

muthen etwas vom Codicille erfahren, und hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein paar grosse schwarze Augen, und die Meynungen der Richter sind schon getheilet. Dem Gerichtsschreiber hat bey dem letzten Verhöre ihr Busen gefallen. Man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heirathete sie blos wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween **Caspar Wickstaffs**. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher gemeint sey. Der eine wohnt bey Williams Caffeehause, der andre auf der Fleet-Strasse. Man hat den ersten in Verdacht, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel gutes vorsagen, und alle Jahr ein paarmal wünschen müssen, daß der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren sind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein paar Autores.

Das Parlement hat zu Erbauung eines Tollhauses einen schönen Platz ausgelesen, welcher unweit des Hafens gelegen, und zeither der Tummelplatz unsrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer gewesen ist. Die Wahl ist gut; denn auf solche Art bleibt dieser Platz gewissermaßen noch ferner, was er gewesen ist. Für eine gewisse Art Reimer, die sich unter einander geistvolle Poeten nennen, wird

noch ein schmaler Gang am Hafen ledig und unbebaut gelassen. Er soll aber mit einer Planke verwahrt werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meynen, daß es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urtheilen, scheint es eben nicht, daß sie sehr tiefsinnig seyn müssen. Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riß ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Deutschen bestimmet ist. Um sich bey diesem Volke ein grösseres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Aufführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdingt, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Deutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlements geht noch weiter. Es ist ein Project gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hoffet, eine grosse Anzahl dieses Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen deutschen Höfen unter der Hand auszuwirken gesucht, daß ein ieder ihrer Unterthanen, besonders derer Gelehrten, welche das Ansehn haben wollen, weit klüger zu seyn, als andere, zehn und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats kriegen solle, daß er ein grosser, berühmter, vernünftiger, und gründlichgelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt, und an die Meßcatalogen gebun-

gebunden werden, und niemand soll alsdann, bey schwerer Strafe, befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlement sieht es zwar zum voraus, daß die größten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daß sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daß die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Rechte. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermassen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine so ungeheure Menge französischer Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Mylord,

Dero

Dublin
am $\frac{10}{21}$ Merz
1746.

gehorsamster Diener,
Richard D' Urfey. Esq.

N. S.

Sie werden entschuldigen, Mylord, daß ich ihnen das Pro memoria nicht mit beygelegt habe,

worinnen Swift diejenigen Deutschen genennet, die er für würdig hält, in sein Tollhaus zu kommen. Es ist etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu stark werden.

* * * * * * * * * * * * *

Der Erlöser.

Wie du mit Donnern, deinen Heeren,
Dich rüstest, Völker zu zerstören,
Wenn sie sich trotzig aufgelehnt;
Und wie der Erde Säulen zittern,
Wenn deine Blitze sie erschüttern,
Die du zur Rache schon gewöhnt;
Wie Berge rauchen und zerschmelzen,
Wenn Eifer und Gerechtigkeit
Die Wetter in den Wolken wälzen,
Weil Frevler dein Gesetz entweiht;

Wie du, Vertilger der Verbrecher,
Vordem die Feuer, deine Rächer,
Bewaffnet, und den Grimm gelehrt;
Wie sie in Fluten sich ergossen,
Und über Sodom hergeflossen,
Und seinen Trotz in Nichts verkehrt;
Wie, Gott der Fürsten und der Götter,
Ein ganzes Heer in einer Nacht
Dein Engel, deines Volkes Retter,
Erwürget, und zur Flucht gebracht:

So

So rühmen strafende Propheten,
Die Laster in uns zu ertödten,
Herr, deine Rache, deine Macht.
Sie donnern, wenn sie dich erheben;
Die Frevler ängsten sich, und beben,
Daß sie so einen Gott verlacht.
Doch mein Gesang soll nicht betrüben,
Nicht schrecken, sondern nur erfreun;
Er soll dein Eifer, uns zu lieben,
Dein väterlichs Erbarmen seyn.

Gott sprach mit richterlicher Stimme:
Berechtigt gnug zum strengsten Grimme,
Räch ich am Menschen mein Gebot.
Den Staub schuf ich zum Herrn der Erden?
Er wagt es ein Rebell zu werden,
Und scheut nicht den gedrohten Tod?
Der freche Mensch will sein Verderben,
Und ich vollstreck an ihm mein Drohn.
Er will den Tod; er soll auch sterben,
Und meine Rache fühlt er schon.

So sprach der Vater zu dem Sohne,
Der neben ihm, auf einem Throne,
Auch Gott, gleich seinem Vater, ist.
Du trägst, wie er, der Welten Heere,
Der du der Glanz von seiner Ehre,
Sein Ebenbild, und ewig bist!
Du sprachst zu ihm: Dein ist die Rache;
Doch, Vater, auch die Huld ist dein.
Ich spreche für der Menschen Sache;
Laß mich der Frevler Heiland seyn.

Der Mensch soll sterben? Laß ihn leben!
Ich will mich dir zum Opfer geben.
Bestrafe sie; doch nur in mir.
Ich bin bereit, sie zu versühnen,
Verfahre nicht im Zorn mit ihnen;
Gott, dieß begehrt dein Sohn von dir.
Sey gnädig, Vater! Ich will sterben.
Für sie werd ich ein Mensch, ein Knecht.
So retten wir sie vom Verderben,
Und du bleibst gnädig und gerecht.

Du, unsers Todes Ueberwinder,
Bist Gott, und wir sind Staub, und Sünder.
Was sind wir, daß du an uns denkst?
Wir haben dein Gesetz verachtet,
Und sind vor dir so werth geachtet,
Daß du um unsern Tod dich kränkst?
Du warst berechtigt, uns zu hassen,
Denn dein Gebot war unser Spott.
Doch liebst du uns? Wer kann dieß fassen?
Nur der, der selbst die Lieb ist, Gott.

Die Engel, welche vor ihm stehen,
Sein Antlitz sehn, und ihn erhöhen,
Erbebten, da Gott zornig sprach.
Doch sie erjauchzten da vor Freuden,
Als Gottes Sohn sprach: Ich will leiden,
Und büssen, was der Mensch verbrach.
Die Hölle, deren Rachen eilte,
Der Menschen Untergang zu seyn,
Erschrack, und ihr Beherrscher heulte,
Und unser Glück ward seine Pein.

Die Väter hofften voll Verlangen,
Und schmachteten, den zu empfangen,
Den ihnen Gott zum Retter gab.
Gott, seufzten sie, wenn du doch kämest,
Und unser Elend von uns nähmest!
Zerreiß die Himmel, fahr herab!
Wenn wird doch dem der Kopf zertreten,
Der zu dem Aufruhr uns bewog?
Sie rangen, ihn herabzubeten;
Sie beteten; doch Gott verzog.

Der Zepter ward dem Volk entrissen,
Dem tausend Heiden dienen müssen,
Das Gott zu seinem Volk ersah.
Schon deckt es von den sieben Hügeln
Der Adler Roms mit seinen Flügeln,
Und das versprochne Heil war nah.
Der Krieg und seiner Wut Genossen
Durchstürmten fast die ganze Welt.
Doch plötzlich ward sein Thor verschlossen;
Der Friede kam, und unser Held.

Der, welcher, wie er will, die Kronen
Monarchen nimmt, und auf die Thronen
Verschmähte Sklaven oft gebracht;
Der, wenn Beherrscher ihn vergessen,
Sie dann gezwungen, Gras zu fressen,
Und sie den Thieren gleich gemacht;
Der, wenn sie widerspenstig werden,
Den stolzen Trotz durch Würmer hemmt;
Der kömmt itzt, und der Kreis der Erden
Weis nicht, daß sein Beherrscher kömmt.

Der Herr erscheint von seinem Sitze;
Doch seine Herolde, die Blitze,
Gehn, da er kömmt, itzt nicht voran.
Die seines Zornes Ankunft melden,
Die Donner, seine starken Helden,
Bereiten ihm itzt nicht die Bahn.
Vor ihm her brausen keine Wetter,
Die seiner Pracht Begleiter sind.
Er kömmt itzt, als der Menschen Retter,
Als einer armen Jungfrau Kind.

Der, dem zum Throne Himmel werden,
Dem Gott den weiten Kreis der Erden,
Zum Schemel seiner Füsse gab,
Der (Welcher Geist kann dieß ermessen?)
Scheint seine Grösse zu vergessen,
Und kömmt in einen Stall herab.
Er wählt nicht zum Geburtsort Schlösser,
Der Fürsten Herrlichkeit zum Spott.
Er wird nicht in Pallästen grösser,
Und Gott ist auch in Hütten Gott.

Als Gott zum Heile sich gerüstet:
Erscheinen die, die es gelüstet,
In dieß Geheimniß einzuschaun.
Da preisen sie in Millionen
Den Gott der Hütten und der Thronen;
Denn er will das Zerbrochne baun.
Da jauchzen sie in frohen Chören,
Du Nacht, der Nächte gröste Nacht.
Sie singen, unsern Gott zu ehren,
Der uns das Heil zurück gebracht.

Ihr Fürsten, die ihr stolz gebietet,
Und wider eure Reiche wütet,
Zu zeigen, daß ihr Herren seyd;
Die ihr das Niedrige verachtet;
Vor Gott seyd ihr, wie Nichts, geachtet.
Lernt eurer Hoheit Nichtigkeit!
Der Menschen Heiland ist erschienen.
Euch kündigt ihn kein Engel an;
Doch den Geringsten, die euch dienen,
Wird Gottes Ankunft kund gethan.

Die Welt war von der Nacht umflossen.
Die Nacht ward hell; denn Engel schossen
Gleich Blitzen aus der Höh herab.
Die Hirten stürzten bey den Heerden
Erstaunt und schreckenvoll zur Erden,
Als sie der Glanz des Herrn umgab.
Entsetzt euch nicht, hört auf zu beben,
Und jauchzet über euer Glück!
Der Engel sprach. Schnell kam das Leben
Von seiner Flucht in sie zurück.

Welch Wort drang dann zu ihren Ohren!
Euch, Menschen, ist ein Kind gebohren,
Das euch das Leben wieder bringt.
Sein Nam ist Vater, Held, und Stärke,
Und Fried und Rath sind seine Werke;
Dieß Kind ists, das den Tod bezwingt.
Jauchzt! Ehre sey Gott in den Höhen,
Und Fried und Heil herrsch auf der Welt!
Nun wird Gott gnädig auf sie sehen,
Weil sie ihm durch sein Kind gefällt.

Die Hirten jauchzten in die Lieder,
Das Lob schallt auf den Feldern wieder:
Gelobt sey unsers Gottes Sohn!
Des Dankes freudiges Getümmel
Drang durch die Wolken in den Himmel,
Und eilte vor des Vaters Thron.
Dann sangen auch die Seraphinen.
Der ganze Himmel ward voll Lob;
Und Lust, und Dank, erschallt aus ihnen
Weil Gott zu ihnen uns erhob.

Gott, sangen sie, Gott triumphiret!
Der Hölle wird ihr Raub entführet!
Dieß Lied durchdrang ihr weites Reich.
Der Fürst des Abgrunds sprang vom Throne,
Hört, rief er, den Gesang vom Sohne:
Tod und Verderben, waffnet euch.
Sein Untergang sey itzt beschlossen,
Eh er die Welt von uns befreyt.
Tyrannen, unsers Grimms Genossen,
Stehn uns zur Hülfe schon bereit.

In Juda herrscht mein Freund, ein Würger
Der eignen Kinder, und der Bürger,
Der Länder königliche Pest.
Den Wütrich lehrt des Freundes Stimme:
„Nur durch die Macht von deinem Grimme,
„Steht dein schon schwankend Reich noch fest.
„Der Zepter ist für dich verlohren,
„Wenn nicht dein Grimm den Streit gewinnt.
„Ein neuer König ist gebohren,
„Doch dieser Herr ist noch ein Kind.

Itzt

Itzt kommen schon entfernte Weisen,
Den neugebornen Herrn zu preisen,
Wo ist der König? Fragen sie.
Der Wütrich zwinget seine Blicke,
Welch Wunder! In Betrug und Tücke
Verwandelte sein Grimm sich nie.
Eilt hin, sprach der Tyraun zu ihnen,
Und betet diesen König an,
Dann zeigt ihn mir, daß ich ihm dienen,
Und vor ihm niederfallen kann.

Wie könnt ein Mensch Gott hintergehen,
Deß Augen alle Welten sehen,
Und heller, als die Sonnen, sind!
Der Wütrich glaubt sein Reich bestärket.
Der sitzt im Himmel, der es merket,
Dem seine Tücke nicht entrinnt:
Die Weisen kommen itzt nicht wieder,
Und in den Wütrich eilt die Wut.
Der Grimm erschüttert seine Glieder,
Und heischet seines Gottes Blut.

Er schickt die Wut in Legionen,
Den kleinsten Säugling nicht zu schonen;
Das Schwerdt zog aus, wie er gebot.
Ein gleiches Schicksal dräuet allen,
Die kaum den Namen, Vater, lallen.
In Bethlehem herrscht Schwerdt und Tod.
Die Menschheit waffnet ihre Krieger,
Der Bitten, und der Seufzer Heer,
Der Grimm bebt erst, und bleibt doch Sieger,
Und todt unüberwunden mehr.

Umsonst ists, daß sich Thränen rüsten.
Das Kind sinkt von der Mutter Brüsten,
Da es dem Schwerdt entgegen lacht.
Ein Kind zeigt auf des Mörders Eisen,
Dem Vater seinen Feind zu weisen,
Und fliehend wird es umgebracht.
Die Mütter schrien; da war kein Retter.
Der Kinder Blut schrie stark zu Gott:
Bist du nicht mehr der Gott der Götter?
Herr, wirst du eines Wütrichs Spott?

Man hört das Schreyn auf den Gebürgen,
Da diese Henker weiter würgen.
Das Schwerdt frißt fort, und hält nicht ein.
Die Angst sucht in beraubten Müttern
Den Grimm durch Flüche zu erbittern,
Wünscht auch des Schwerdtes Raub zu seyn.
Kein Trost bezwingt den Harm der Herzen;
Der Tag ist ihnen nicht mehr werth.
Der Mütter Seelen sind ganz Schmerzen,
Denn ihre Kinder schlug das Schwerdt.

Ihr Blut war des Tyrannen Freude.
Fahr endlich, Schwerdt, in deine Scheide!
Ihr Henker, werdet einmal matt!
Das Schwerdt vernimmt gleich Gottes Stimme,
Gehorcht, und ruht, von seinem Grimme,
Und ist einmal vom Blute satt.
Der Wütrich jauchzte; doch vergebens,
Weil unser Heiland sicher war.
Denn früh entwich der Herr des Lebens
Der aufgewiegelten Gefahr.

Tyran-

Tyrannen! Knechte vom Verderben!
Ihr müßt, so sehr ihr trotzet, sterben.
Ihr Götter, seyd uns Menschen gleich.
Der Wütrich starb; der Kinder Seelen
Erschienen um ihn, ihn zu qvälen.
Was half ihm Macht und Königreich?
Er starb, und Juda ward voll Freuden.
Sein Tod war seiner Bürger Glück.
Gott floh, um auch als Kind zu leiden,
Und kam errettet itzt zurück.

Des Abgrunds mächtiger Verwüster,
Der Heiland, unser Hoherpriester
Wächst auf, und zeigt bald, wer er ist.
Du hast dein Amt schon angetreten,
Der du der Größte der Propheten,
Und des Erlösers Herold bist.
Du rufst: Was ungleich ist, macht eben!
Denn bald bricht euer Gott herein.
Die Thäler sollen sich erheben,
Und Berg und Hügel niedrig seyn.

Du predigst, und das Heil der Erden
Kömmt, und verlangt, getauft zu werden,
Weil Gott ihn zum Erlöser gab.
Er steigt, nur um der Menschen willen,
Was prophezeiht war, zu erfüllen,
Selbst in des Jordans Flut hinab.
Du ehrest ihn, und suchst durch Bitten
Dich dem Gebote zu entziehn.
Doch deine Demuth ist bestritten.
Er will. Du folgst, und taufest ihn.

Der Himmel theilt ſich, wie vom Blitze;
Der Geiſt erſcheint von ſeinem Sitze,
Und ſchwebet über ſeinem Haupt.
Der Vater rufet, ihn zu ehren:
Dieß iſt mein Sohn! Den ſollt ihr hören!
Und was er lehren wird, dem glaubt!
Ein Schauer füllt der Völker Menge!
Sie ſinket hin, und betet an,
Weil mit ſo göttlichem Gepränge
Kein Menſch ſich taufen laſſen kann.

Du Fürſt der Hölle, komm zu ſtreiten!
Laß alle Laſter dich begleiten,
Wenn dich ein Laſter ſchützen kann!
Sey mächtig, ſtärke dich, und kriege,
Und zieh itzt, zum gewiſſern Siege,
Die Liſt, wie einen Panzer, an!
Die Menſchen kannſt du leicht berücken;
Verſuch itzt deines Gottes Sohn!
Du kömmſt? Dein Streit will dir nicht glücken?
Du biſt ſo groß, und biſt geflohn?

Verſuch ihn, zeig ihm doch die Thronen,
Die Fürſtenthümer, und die Kronen.
Der Erde Schätze ſind ja dein.
Du Läſtrer, Vater aller Lügen!
Ohnmächtiger, mit deinen Kriegen,
Erſtreiteſt du nur gröſſre Pein.
Ohnmächtiger, du kannſt ihn haſſen;
Allein du ſiegſt nicht durch Betrug.
Von Engeln war der Herr verlaſſen,
Allein Gott iſt ſich ſelbſt genug.

Er lehrt. Die in des Todes Schatten
Und in der Nacht getappet hatten,
Sehn itzt erstaunt ein neues Licht.
Die, welche seine Rede hören,
Entsetzen sich vor seinen Lehren.
So lehrten Mosis Jünger nicht.
Sein Wort ist mächtig, und ein Regen,
Der das verdorrte Land durchfleußt;
Und auch ein Hammer, der mit Schlägen
Die Felsen selbst, wie Glas, zerschmeißt.

Der Herr durchschaut der Menschen Seelen,
Da sich in ihre tiefsten Hölen
Die Bosheit flüchtet, und versteckt.
Er ist der Herzen strenger Richter;
Das Herz der frömmsten Bösewichter
Liegt vor ihm frey, und aufgedeckt.
Er lehrt, die Sünder zu betrüben.
Thu Busse, ruft er, glaub an mich,
Und lerne Gott und Menschen lieben;
Gott über alles; sie, wie dich.

Du sollst nicht Haß mit Haß vergelten.
Die Feinde liebe, wenn sie schelten!
Und wenn sie fluchen, seegne sie!
Er lehret zu der Gottheit Ehre.
Das arme Volk folgt seiner Lehre;
Die stolzen Schriftgelehrten nie.
Sein Wort entlarvt die Pharisäer,
Und ihren Greul, die Heucheley.
Er überweist die Sadducäer,
Beschämet sie, und lehret frey.

Er lehrt. Ihm geht das Heil zur Seiten.
Des Heilands große Thaten breiten
Sein Lob in alle Länder aus.
Der Lahme fleht um seinen Seegen,
Fühlt neue Kraft, kömmt ihm entgegen,
Eilt, dankt ihm, hüpft, und läuft voraus.
Der Taube jauchzt, als von den Worten
Der Schall ihm in die Ohren fließt,
Weil ihre noch nie offnen Pforten
Des Wunderthäters Hand entschließt.

Der Tag und Nacht in Finsternissen,
Du Gott des Lichtes, trauren müssen,
Und nie gesehn, wie groß du bist;
Den heißt dein Sohn den Tag empfinden.
Der Blindheit dicke Hüllen schwinden,
Er weis erstaunt kaum, ob er ist.
Er faßt mit nimmer satten Blicken
Der Himmel und der Sonne Pracht.
Wie herrlich, ruft er im Entzücken,
Muß der nicht seyn, der sie gemacht!

Von Stummen wird der Herr erhoben.
Sie reden, ihn, als Gott, zu loben,
Der ihrer Zungen Band zertheilt.
Er spricht, so fliehn entfernte Seuchen.
Der Kranken Leben will entweichen,
Und kömmt erfreut zurückgeeilt.
Sein Anblick kann sie fröhlich machen;
Sein Wort ist zur Genesung gnug.
Das Grab schließt traurig seinen Rachen,
Dem sie die Seuch entgegen trug.

Wer lebet nicht durch dein Erbarmen?
Hier hungert, Herr, ein Volk von Armen,
Das dich für seinen Heiland hält.
In wenig Brode kannst du Seegen
Für mehr denn Legionen legen;
Denn du erschufst ja selbst die Welt.
Du kannst wohl diese Menge speisen,
Die deiner Hand entgegen sehn.
Ja, Herr, ich höre sie dich preisen;
Du dankest nur, so wars geschehn.

Wer hofft auf dich, du Freund des Lebens,
Du, unser Bruder, ie vergebens?
Doch, wer verdient die Liebe wohl?
Wo bist du? Thränen seh ich fliessen,
Die sich aus deinem Aug ergiessen?
Was macht dich von Erbarmen voll?
Der Tod hat ihn von uns genommen;
Hör ich gebeugte Schwestern schreyn.
Es starb dein Freund! Wärst du gekommen:
Er würde nicht gestorben seyn.

Des Heilands Geist ergrimmt. Sie weinen.
Laß, Vater, sagt er, itzt erscheinen;
Ich seyn es, welchen du gesandt.
Dir dank ich, daß du mich erhöret,
Mich, deinen Sohn, vor denen ehrest,
Die, wer ich bin, noch nicht erkannt.
Er schweigt, und rufet in die Höle:
Freund lebe wieder, und steh auf!
Den Leib bewegt so gleich die Seele,
Und der Verstorbne kömmt herauf.

Der Erde Mund könnt euch verschlingen,
Doch itzt will er euch nicht bezwingen.
Wen sucht ihr? fragt er. Sucht ihr mich?
Er will vor ihnen herrlich werden,
Sein Wort stürzt sie so gleich zur Erden.
Ihr starker Trotz demüthigt sich.
Sie stehen auf; er fragt sie wieder:
Wen sucht ihr? Jesum suchet ihr?
Ich bins! Sie fallen wieder nieder,
Und beben zaghaft, Herr, vor dir!

Du folgst dem Schwarm unüberwunden.
Der tolle Schwarm reißt dich gebunden
Vor ihrer Aeltesten Gericht.
Die Zeugen dingen sie zusammen;
Denn sie sind Richter, und verdammen
Die Unschuld ohne Kläger nicht.
Er ist kein Sünder, und muß leiden!
Ihn schmähet der geringste Knecht.
Sie übergeben ihn den Heiden,
Die beugen, ehr als sie, das Recht.

Er sterbe! Rufen sie im Grimme.
Den Grimm vermehrt des Heiden Stimme,
Als er sie fragt: Was er gethan?
Sie schreyn: Verdient er nicht zu sterben;
Wir suchten ihn nicht zu verderben,
Und klagten ihn gewiß nicht an.
Er will; wir sollen uns empören;
Er setzet sich zum König ein;
Wir sollen nicht den Kaiser ehren,
Und ihm nicht mehr gehorsam seyn.

Doch alle Tyranney der Lügen
Kann hier die Unschuld nicht besiegen;
Sie wüte noch so ungestüm.
Der Heide findet kein Verbrechen;
Er fragt gerecht: Was soll ich rächen?
Ich finde keine Schuld an ihm.
Er läßt durch Geisseln ihn zerfleischen;
Vielleicht bezwingt der Anblick sie.
Doch sie, die sein Verderben heischen,
Besänftigt das Erbarmen nie.

Des Abgrunds Knechte triumphiren.
Der Heide läßt zum Tod ihn führen,
Und straft ihn Missethätern gleich.
Verschmäht, zergeisselt, und zerschlagen,
Muß er sein eignes Kreuz noch tragen.
Nun jauchzt der Höll unseelig's Reich.
Nun ist ihr doch ihr Streich gelungen;
Nun hebt sich über Gott ihr Stolz.
Ihr Heer, verdammte Lästerungen
Verfolgen Gott bis an das Holz.

Hier lacht, und jauchzt der Priester Rotte:
Klag es, du König, deinem Gotte,
Und, lüstets ihn, so helf er nun.
Kannst du von deinem Kreuze steigen:
So wollen wir uns vor dir neigen.
Hilf dir; denn du kannst Wunder thun.
Der seinem Gott allein vertrauet,
Und Gottes Tempel mächtig bricht,
Und in drey Tagen wieder bauet,
Hilft andern, nur sich selber nicht.

Er hängt, wie Waſſer, ausgeſchüttet;
Ihm iſt ſein ganzer Leib zerrüttet,
Und die Gebeine ſind zertrannt.
Mein Gott, mein Gott, willſt du mich haſſen?
Warum bin ich von dir verlaſſen?
Nimm meinen Geiſt in deine Hand!
Doch Vater, zeige dein Erbarmen!
Sieh meine Haſſer gnädig an!
Vergieb es dieſen blinden Armen,
Sie wiſſen nicht, was ſie gethan!

So ſeufzt er noch für ſeine Feinde,
Empfiehlt ſie, ſeinem Gott, als Freunde,
Und ſieht auf ſie, und neigt ſein Haupt.
Gott ſtirbt. Seht! Die Natur erbebet,
Da unſer Heiland nicht mehr lebet,
Den uns des Todes Rachen raubt.
Die Sonne, die den Tod geſehen,
Und nicht ihr Amt mehr führen mag,
Erſchrickt itzt, bleibt voll Kummer ſtehen,
Grämt ſich, und nimmt der Welt den Tag.

Sie will ihn in den Tod begleiten,
Vergißt itzt, mit der Nacht zu ſtreiten,
Die auf den ganzen Erdkreis fällt.
Den Tod empfindet auch die Erde,
Wünſcht, daß ſie aufgelöſet werde,
Und bebt, daß ſie Gott noch erhält.
Die Welt zagt in den Finſterniſſen,
Die ſelbſt die fernſten Reich erſchreckt;
Des Tempels Vorhang iſt zerriſſen,
Das Heiligſte liegt aufgedeckt.

Die Erde bebt. Die Felsen zittern,
Sie zagen, ängsten sich, zersplittern,
Und stürzen ein, und werden Staub.
Nur du, o Hölle, triumphirest,
Weil du den Herrn gefangen führest,
Und hältst begierig deinen Raub.
Nun ward er doch von dir bezwungen;
In deinen Banden bleibet er.
Doch sind die Gräber schon zersprungen;
Die Frommen eilen vor ihm her.

Er selbst ist doch noch nicht erstanden.
Bewahr ihn fest in deinen Banden!
Erhalte des Triumphes Glück!
Laß deinen Raub nicht wieder fahren,
Der Starke muß den Raub bewahren;
Doch wie? Du giebst ihn schon zurück?
Der Heiland ist nicht mehr gebunden;
Der Hölle Macht läßt von ihm ab.
Der Abgrund ist nun überwunden,
Und unser Gott verläßt sein Grab.

Der Tod ist in den Sieg verschlungen;
Du Hölle, die du ihn bezwungen!
Wo ist dein Stachel? Wo dein Sieg?
Versammle deine Schriftgelehrten,
Die ihn vor seinem Tod entehrten,
Und wag itzt einen neuen Krieg.
Zu seiner Hölle tiefsten Schlünden
Entflieht des Abgrunds Fürst, und zagt,
Daß er, ohn ihn zu überwinden,
Den frechen Streit mit ihm gewagt.

Die Hölle kann nicht mehr gebieten.
Ihr Reich ist aus; itzt mag sie wüten!
Ist unser Gott allein doch groß.
Der Herr befreyt mit ihm die Frommen;
Dem Starken ist der Raub genommen,
Und er ließ den Gefangnen los.
Du Hölle, thatest grosse Dinge,
Doch, wo ist deine Herrschaft nun?
Du Volk der Christen, jauchz und singe,
Auch Gott kann grosse Dinge thun.

Des Todes mächtiger Bezwinger
Gedenket liebreich seiner Jünger,
In welchen noch die Angst erbebt.
Sie zweifeln erst, als sie ihn sehen,
Befürchten, sich zu hintergehen,
Und sehn ihn an, ob er auch lebt.
Er sieht mit Zweifeln sie im Streite,
Zeigt liebreich seine Hände hin,
Und sagt: Seht meine Händ und Seite,
Und glaubt mir nun, daß ich es bin.

Wie rühmten sie voll neuer Freude,
Nach dem itzt überwundnen Leide,
Als sie den Heiland leben sahn!
Ihr, sprach er, sollt die Völker lehren,
Als ihren König, mich zu ehren.
Das neue Jahr des Herrn geht an.
Geht hin in alle Welt, und predigt!
Euch weih ich zu Gesandten ein!
Sagt: Die Gefangnen sind entledigt;
Und wer euch glaubt, soll seelig seyn.

Der Herr ist König! Kreis der Erden,
Laß seinen Namen herrlich werden!
Des Heilands Name sey gelobt!
Gott setzet ihn zu seiner Rechten,
Giebt ihm die Könige zu Knechten,
Die als Rebellen erst getobt.
Lobsingt, lobsinget unserm König!
Du, offner Himmel, freue dich!
Das Erbe Jacobs ist zu wenig,
Die Heiden sammlet er zu sich.

Zum Oelberg, wo er erst gelitten,
Und unsern Feind, den Tod, bestritten,
Begleiteten die Jünger ihn.
Ich, sprach er, will mich itzt erheben,
Doch will ich meinen Geist euch geben,
Und meinen Schutz euch nicht entziehn.
Er hub sich langsam zu den Höhen,
Bis eine weisse Wolke kam,
Und denen, die ihm nachgesehen,
Ihn plötzlich aus den Augen nahm.

Ihr Ruf gieng aus in alle Lande:
Zerreißt, zerreißt des Lasters Bande!
Wir predigen den Sohn, den Herrn.
Die Völker kamen dann zu Haufen.
Und liessen sich von ihnen taufen,
Und fluchten ihren Götzen gern.
Es mußten sich Monarchen rüsten,
Und armen Fischern widerstehn.
Auch die Monarchen wurden Christen,
Und lernten endlich Gott erhöhn.

Wer sollte, König aller Heiden,
Dich nicht erhöhn, und nicht, voll Freuden,
Dir danken, daß du uns befreyt?
Du ließest dich für uns ja schlagen.
Wer dankt dir gnug? Und dennoch wagen
Noch Frevler wider dich den Streit?
Gott sieh, wie frech sie deinem Sohne
Mit ihren eitlen Waffen dräun.
Sie stürzten ihn gern von dem Throne,
Und rissen seine Tempel ein.

O Heiland, rüste dich mit Wettern!
Du mußt der Frevler Kopf zerschmettern!
Itzt räche dich an ihrem Schwarm;
Damit kein Mensch den Streit mehr wage,
Damit der Erdkreis beb, und sage:
So mächtig ist des Heilands Arm.
Sie wollen deinen Ruf nicht hören,
Und treiben mit dir ihren Spott.
Doch lieber wirst du sie bekehren;
Ich denk, als Mensch; du denkst, als Gott!

Laßt ab von Frevel, ihr Verbrecher!
Der Herr ist schrecklich, und ein Rächer,
Sein Vater gab ihm alle Macht.
Eilt, eure Bosheit zu beweinen.
Der Tag des Herrn kann bald erscheinen,
Schnell, wie ein Räuber in der Nacht.
Schon hör ich die Posaun erschallen,
Und Sterne seh ich schon vergehn.
Sie schallt, sie schallt, und ruft schon allen,
Aus ihren Gräbern aufzustehn.

Des Heilands Wege sind in Wettern.
Dann ruft ihr Berge zu Errettern;
Bedeckt uns, werdet ihr dann schreyn.
Gott kömmt, Gott kömmt schon, daß er richte;
Die Himmel werden schon zu nichte,
Der Erdkreis schmilzt, und bricht schon ein.
Ihr seht, in welchen ihr gestochen,
Itzt wird des Heilands Arm euch schwer.
Das Urtheil ist euch schon gesprochen,
Gott ist für euch kein Heiland mehr.

Dann schmecken, König aller Frommen,
Die deinen Glauben angenommen,
Wie freundlich ihr Erlöser ist.
Dann trocknest du die heilgen Zähren,
Womit sie deinen Namen ehren,
Wann du allein ihr König bist.
Laß sie dein Antlitz ewig sehen!
Komm! Komm! Und mache sie bald frey.
Laß Erd und Himmel bald vergehen,
Und Erd und Himmel schaffe neu.

* * * * * * * * * * * * *

Von den Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens.

Der Mensch, vom Wahne fortgerissen,
Klagt, ohne was er klagt, zu wissen,
Und sucht sein Unglück, das ihn flieht.

Er

Er glaubt, es habe Gott zum Leben
Die Zeit zu geizig ihm gegeben,
Die er doch nur sich selbst entzieht.

Mit seinem Schöpfer unzufrieden,
Seufzt er: Mir ist kein Glück beschieden,
Weil mir zu ihm die Dauer fehlt.
Die Lust ist gar zu bald verschwunden.
Mir bleibt von durchgelebten Stunden
Kaum ihr Gedächtniß, das mich quält.

Dort geht, noch unbekannt dem Leide,
Der Jüngling mit dem Volk der Freude,
Und nur die Lust erfüllt sein Herz;
Er singt; und stocket unterm Singen.
Die Zeit kömmt, und mit ihren Schwingen
Verscheuchet sie von ihm den Scherz.

Die Zeit eilt mit geschwindem Schritte,
Und hat bey iedem meiner Tritte
Mich näher an das Grab gebracht.
Ich seh des Todes bange Höhle;
Sein Bild schreckt und verwirrt die Seele,
Das ieder Tritt mir heller macht.

Und wenn ich gleich den Tod nicht scheue,
Und meines Lebens mich erfreue;
Wie lange währet sein Genuß?
Die Zeit, bemüht ihn zu verhindern,
Macht Männer wiederum zu Kindern,
Und unser Leben schließt Verdruß.

So

So klagt der Mensch. Zu seiner Schande
Trägt er der Thorheit harte Bande,
Und seufzt nur unter ihrer Last.
Er könnte durch den Kerker dringen,
Und frey seyn, und sein Schicksal zwingen;
Doch, diese Müh ist ihm verhaßt.

Das Laster kömmt, mit falschen Tücken
Den trägen Menschen zu berücken,
Und schnell gelingt ihm ieder Streich.
Es weist auf seine falschen Schätze.
Ihr Menschen folgt mir, ich ergetze.
Nur mein Reich ist der Freude Reich.

Der fürchterliche Feind der Tugend,
Die Wollust, nähert sich der Jugend
Und stiehlt aus ihrer Brust die Ruh.
Es trinkt im Wein die wilde Freude,
Die Heroldinn vom nahen Leide,
Dem Jüngling die Zerstreuung zu.

Ein Schwarm vergeblicher Geschäffte,
Verzehrt des reifern Alters Kräfte,
Vom Ehrgeiz braust sein männlich Blut.
Es achtet keiner weisen Lehre;
Denn seine Tugend ist die Ehre,
Und nur für die besitzt es Muth.

Der Alte will, bey grauen Haaren,
Noch Güter auf die Zukunft spahren,
Und bebend sammlet seine Hand.

Sein Herz, gehärtet von dem Geize,
Bleibt fühllos bey des Mitleids Reize,
Und Zahlen nur kennt sein Verstand.

Gewohnt die Stunden zu verschwenden,
Läßt sie der Mensch sich leicht entwenden,
Und, was sie werth sind, weis er nicht.
Sie sind, bald ein Geschenk an Freunde,
Und bald ein leichter Raub der Feinde,
Und nie ein Eigenthum der Pflicht.

Er eilt, das Leben zu durchstreichen,
Als würd er nie sein End erreichen,
Als wär er Herr der Ewigkeit.
Nur wenn des Alters Last ihm drücket,
Wenn ihm der Tod schon Bothen schicket,
Fühlt er die Kürze seiner Zeit.

Denn sieht er mit verklärten Augen,
Wie wenig die Geschäffte taugen,
In die sein Geist sich sonst versteckt.
Sein Leid verkündigt seine Klage.
Durch das Gesicht verderbter Tage
Wird sein erstaunter Geist erschreckt.

Kehrt noch einmal zu ihm zurücke,
Ihr ungeschätzten Augenblicke,
Die er nur auf ein Nichts verwandt!
Die Nebel sind um ihn verschwunden!
Der Tugend heiligt alle Stunden
Sein itzt erheiterter Verstand!

Was seh ich? Ja! Er ist erhöret;
Der Hand des Todes wird gewehret;
Den offnen Rachen schließt das Grab.
In die bereits erstorbne Glieder
Kömmt schon ein frisches Leben wieder;
Und sichtlich nimmt die Krankheit ab.

Sein erstes Leben wird bereuet,
So lange die Gefahr ihm dräuet,
Und diese Reue wanket nicht.
Die Welt soll ihn nicht mehr verführen,
Und er verbürgt mit starken Schwüren
Sich künftig nur allein der Pflicht.

Jedoch sein Muth beginnt zu wanken,
Es fliehn die heiligen Gedanken.
Warum? Er fühlt, er wird gesund.
Des Arztes Stirn ist ohne Sorgen,
Und macht ihm, heitrer ieden Morgen,
Die nähere Genesung kund.

Ihn den gewohnten Weg zu leiten,
Umgiebt ihn itzt, von allen Seiten,
Der Lüste sonst geliebter Schwarm.
Zwar anfangs wagt er kleine Kriege;
Doch bald, verzweifelnd an dem Siege,
Wirft er sich ihnen in den Arm.

Von seinem vorigen Entschlusse,
Bleibt noch das Bild, ihm zum Verdrusse,
In dem davon entfernten Geist.

Es macht ihm bey dem Laster bange.
Das Leben währt ihm itzt zu lange,
Das seine Thorheit ihm verweist.

Die ihr den Gott der Götter schmähet,
Wenn ihr dem Rauche gleich vergehet,
Den man vergißt, wenn er zerstiebt.
Wie? Ihr verstummet hier, ihr Blöden?
Versuchts doch, uns zu überreden,
Das unser Glück die Zeit nur giebt!

Der Fleiß in nützlichen Geschäfften,
Der edle Wucher mit den Kräften
Bestimmt das menschliche Geschick.
Des Menschen Glück nicht einzuschränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft zu denken,
Und sprach: Mensch, schaffe dir dein Glück!

Doch, sucht beym Pöbel, sucht bey Fürsten!
Wo sind sie, die nach Weisheit dürsten?
Wie ist der Klugen Zahl so klein!
Den Leidenschaften wird gefröhnet;
Du, arme Tugend, wirst gehöhnet;
Und dein soll doch die Herrschaft seyn

Ihr Menschen, lernt doch euch gebiethen!
Seyd frey und laßt die Thoren wüten,
Und nützet jeden Augenblick!
Ihr werdet Gott nicht mehr verklagen,
Und, voll vom Danke, freudig sagen:
Die Zeit ist nicht zu kurz zum Glück.

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Dritter Band, fünftes und sechstes Stück.

Bremen und Leipzig,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1747.

Das Loos in der Lotterie.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Herr Orgon.
Frau Orgon.
Herr Damon.
Frau Damon.
Carolinchen, eine Anverwandtinn der Frau Damon.
Herr Simon.
Herr Anton, Carolinchens Bräutigamm.

Der Schauplatz iſt in Damons Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fr. Damon. Hr. Orgon.

Fr. Damon.

Bringen Sie mir etwan eine gute Nachricht wegen der Berliniſchen Lotterie? Haben Sie die Liſte noch nicht erhalten?

Hr. Orgon. Nein, zur Zeit noch nicht, meine liebe Frau Schwägerinn. Aber ich bekomme ſie

entweder mit der heutigen Post, oder doch mit der morgenden gewiß. Und ich will Ihnen im voraus von Herzen wünschen, daß ihr Loos den größten Gewinnst mag erhalten haben.

Fr. Damon. Sie wünschen mir mehr, als ich verlange. Ich habe nicht in die Lotterie gelegt, um reich zu werden, sondern um andern gutes zu thun, wenn ich etwas gewönne. Sie wissen wohl, daß mein lieber Mann mit meiner Freygebigkeit nicht wohl zufrieden ist, und mich durch seine gar zu große Sparsamkeit ausser den Stand setzet, iemanden Gefälligkeiten zu erzeigen. Wenn ich nun zum Exempel hundert Thaler gewönne: so wollte ich hm die eine Hälfte davon geben, damit er mir erlaubte, die andre Hälfte meiner Schwester Tochter, Carolinchen, zu schenken, welche sich einige gute Bücher und musikalische Sachen dafür kaufen würde. Es ist ein recht artiges und geschicktes Mädchen, die von den meisten Fehlern unsers Geschlechts frey ist.

Hr. Orgon. Ja, ja. Sie mag ein gut Gemüthe haben. Wenn ich Herr über mein Vermögen wäre: So wollte ich ihr selber dienen. Allein unsre beyden Haushaltungen sind einander gleich entgegen gesetzt. Bey Ihnen hat der Mann das Geld allein, und bey mir die Frau.

Fr. Damon. Aber warum geben Sie denn Ihrer Frau Liebste alles, und benehmen sich die Gelegenheit, gegen Ihre Anverwandten und Freunde gefällig und liebreich zu seyn?

Hr. Orgon. Ich habe recht viele Ursachen dazu, wenn Sie es nur wissen sollten, Frau Schwägerinn.

gerinn. Erstlich will es meine Frau haben, daß ich ihr alles Geld geben soll. Und warum sollte ichs nicht thun, da mir nicht viel an dem Gelde liegt? Zum andern, was sollte ich mit dem Gelde anfangen? Die Arten, wodurch man es verthut, sind mir fast alle zu beschwerlich. Ich spiele nicht gern, weil es mühsam ist, und man dabey lange nachsinnen muß. Ich trinke nicht gern, weil ich mich vor dem Kopfweh fürchte. Und in dem Weinkeller sind auch immer so viele Leute. Diese muß ich entweder grüßen, wenn ich hinein komme, oder ich muß gar mit ihnen reden, oder doch zuhören. Und alles dieses beunruhiget mich, denn ich bleibe gar zu gern in meiner Gelassenheit, und laße mir alles gefallen, wobey ich mich leidend verhalten kann.

Fr. Damon. Wobey Sie sich leidend verhalten können? Was soll das eigentlich heissen?

Hr. Orgon. Ich weis es selber nicht recht; aber ich wollte nicht erst lange herum sinnen. Denn was soll man sich eines Wortes, oder Gedankens wegen, lange quälen? Ich bin von dem vielen Reden schon recht müde. Wenn nur meine Frau käme, daß sie an meiner statt mit Ihnen sprechen könnte.

Fr. Damon. Herr Schwager, das ist auch gar zu bequem. Sie werden doch Ihrer Fr. Liebste nicht zumuthen, daß Sie in Ihre Seele reden soll.

Hr. Orgon. Ja, warum soll sie nicht in meinem Namen reden können, da sie mein ganzes

Herz kennt und im Besitze hat? Sie thut es auch gern. Denn sie redt lieber als ich. Und so wenig ich spreche: so läßt sie es doch selten bey dem, was ich sage, bewenden. Sie verbeßert es entweder, oder sie führt es weitläuftiger aus, oder sie zeigt mir das Gegentheil davon. Und dieses lasse ich mir von Herzen gefallen. Denn auf diese Art habe ich keine Mühe. Meine liebe Frau denkt für mich und redt auch für mich.

Fr. Damon. Herr Schwager, Sie sind gar zu treuherzig. Warum sagen Sie mir alles dieses? Ich hätte geglaubt, Sie nähmen es übel wenn man Ihnen nur die Hälfte von denen Eigenschaften beylegte, die Sie sich ganz zueignen.

Hr. Orgon. Ich rede die Wahrheit. Die Verstellung kömmt mir allemal weit beschwerlicher an, als wenn ich sage, wie mirs ums Herze ist. Gesetzt, daß auch meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre: so ist sie doch ruhig; und ein ruhig Leben ist das vernünftigste.

Fr. Damon. Mich deucht, Sie vermengen das gar zu Bequeme mit dem Ruhigen.

Hr. Orgon. Das mag seyn. Ich habe es Ihnen ja schon gestanden, daß mich ein Wort nichts verschlägt. Uber diese mühseelige Pedanterey bin ich lange hinweg. Bedenken Sie nur, ob dieses keine ruhige Lebensart ist, wenn man wenig oder nichts thun darf, und sogar der verdrüßlichen Mühe sich zu entschliessen, überhoben seyn kann.

Fr. Damon. Nun überlege ich erst, wieviel Ihnen mein Lotteriezeddel Mühe gekostet haben

mag.

mag. Urtheilen Sie nur. Erſtlich haben Sie meine Bitte, mir einen zu verſchaffen, anhören müſſen. Dieſes iſt eine Mühe. Dann haben Sie ſich entſchließen müſſen, daß Sie mir ein Loos ausnehmen wollen. Dieſes iſt die andere Mühe. Ferner haben Sie das Geld dafür nach Berlin geſchickt. Dieſes iſt die dritte Mühe. Und wenn ſie heute oder morgen die Liſte von der gezogenen Lotterie von Ihrem Correſpondenten erhalten: ſo habe ich Ihnen die vierte Mühe gemacht. Derjenigen nicht zu gedenken, die ich Ihnen itzt verurſache, da Sie mit mir davon haben reden müſſen.

Hr. Orgon. Sie vergröſſern meinen Dienſt gar zu ſehr. Ich weis doch wohl, daß man einer lieben Freundinn zu Gefallen ſich auch einmal Gewalt anthun muß. Indeſſen bleibe ich dabey, daß ein ruhiges Leben ein vernünftiges Leben iſt. Uberlegen Sie nur, liebe Frau Schwägerinn, wie glücklich man iſt, wenn man niemals daran denken darf, was man thun will, und ſo gar nicht einmal zu wollen braucht. Meine Intereſſen kommen, ohne daß ich daran gedacht habe. Ich denke auch ferner nicht daran, wenn ich ſie habe, denn ich überlaſſe ſie meiner Frau. Wenn meine Frau ſagt: Mein Schatz, wir wollen eſſen, ſo eſſe ich. Wenn ſie ſpricht: Wir wollen Caffee trinken: ſo trinke ich, wenn ſie mir einſchenkt. Kurz, meine Frau lenkt meine Seele, meine Wünſche, mein Geld, wohin ſie will. Und ich erſpare mir auf dieſe Art die gröſte Mühe, die das menſchliche Leben, wo nicht verkürzt, doch gewiß beſchwerlich macht.

Fr. Damon. Aber auf diese Art, Herr Schwager, sind Sie ja, wenn Sie meine Vergleichung nicht übel nehmen wollen, fast nichts in Ihrem Hause, als ein Gängelwagen, der nicht eher laufen kann, als bis man ihn in Bewegung setzet.

Hr. Orgon. Wie ich höre, können Sie auch spotten. Laßen Sie es gut seyn. Ich befinde mich, als ein lebendiger Gängelwagen, sehr wohl, und will es bis an meinen Tod bleiben.

Fr. Damon. Ja, Herr Schwager, ich wollte Ihnen wohl wünschen, da Sie alles in Ihrem Leben für sich thun lassen, daß Sie auch in ihrem Tode iemanden finden möchten, der in Ihrem Namen stürbe. Denn sonst wird sich Ihr ruhiges Leben doch mit einer großen Beschwerung schliessen.

Hr. Orgon. Frau Schwägerinn, Sie werden mich doch nicht deswegen zu Gaste gebeten haben, daß Sie mir von dem Tode vorreden wollen? Ob ich gleich in der Welt nichts groß achte: so schätze ich doch das Leben hoch. Und was mir dasselbe nimmt, daran kann ich nicht denken. Meine Natur ist schon darnach eingerichtet. Wir haben viel geredet. Lassen Sie uns nun etwas ausruhen, sonst möchte ich vor Müdigkeit nicht Caffee trinken können.

Fr. Damon. Soll ich Ihnen etwan ein Küssen holen, wenn Sie sich mit dem Kopfe ein wenig auf den Tisch legen wollen? Doch hier kömmt Ihre Frau Liebste.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon.

Weil Sie es also befohlen haben, Frau Schwester, so stelle ich mich ein: Aber meine erste Bitte ist, daß Sie sich unsertwegen nicht die geringste Ungelegenheit machen. Ein einziges Gerichte und weiter keinen Bissen.

Fr. Damon. Befürchten Sie nichts, liebe Frau Schwester. Sie wißen schon, daß mein Mann kein Freund von grossen Gastereyen ist, und daß er an seinem Geburtstage eben so wenig verschwendet, als zu einer andern Zeit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gehen und ihn herbey rufen.

Dritter Auftritt.

Herr Orgon, Frau Orgon.

Fr. Orgon.

Die Frau Schwägerinn hat sich ja ganz erstaunlich geputzt. Ich hätte sie für eine Hofdame angesehen, wenn sie mir im Dunkeln begegnet wäre. Gewiß, wenn ich argwöhnisch wäre: so könnte ich mir allerhand Gedanken machen, daß ich meinen Mann ganz allein bey einer Frau antreffe, die wohl nicht ohne Ursache ihren völligen Staat angeleget hat.

Hr. Orgon. Hat sich die Frau Schwägerinn so gepuzt, mein liebes Kind? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Fr. Orgon. Sie mögen nun Achtung darauf gegeben haben oder nicht: so sagen Sie mir nur, warum Sie eher hieher gegangen sind, als ich?

Hr. Orgon. Du hast mirs ja geheissen, mein gutes Herze!

Fr. Orgon. Gut! habe ich Ihnen deswegen befohlen, daß Sie sich ganz allein zu der Frau Schwägerinn seßen, und wer weis was für Reden mit ihr führen sollen? Was für sinnreiche und angenehme Sachen haben Sie denn von ihr gehört?

Hr. Orgon. Ich weis kein Wort mehr von unserer ganzen Unterredung. Warum sollte ich mir die Last machen und das behalten, was ich höre? Ich mag mir den Kopf nicht mit vielen Dingen anfüllen und mein Gedächtniß schwächen.

Fr. Orgon. Mit dieser Entschuldigung, so wahr oder erdichtet sie auch ist, werden Sie diesesmal nicht auskommen. Ich frage Sie kurz und gut, ob Sie mich lieben, oder nicht?

Hr. Orgon. Ach ja, mein lieber Schaz.

Fr. Orgon. Nun so befehle ich Ihnen bey dieser Liebe, daß Sie mir sagen, was Sie mit der so schön gepuzten Frau Schwägerinn gesprochen haben.

Hr. Orgon. Ja, wenn ichs nur wüßte. Ich redte, glaube ich, davon mit ihr, daß mir das Reden sauer würde.

Fr. Orgon. Man höre nur, was das für eine boshafte Antwort ist. Wie kommen Sie denn zu dem sinnreichen Einfalle? Ich glaube, die Frau Schwägerinn hat es Ihnen eingegeben, was Sie Ihrer rechtschaffenen Frau antworten sollen. Sie wissen doch wohl, daß ich Ihre Frau bin, oder soll ich Ihnen noch mehr sagen? Ich kündige Ihnen meine Liebe und alles auf, wenn Sie mir nicht den Augenblick sagen, was Sie mit der eingebildeten, närrischen, stolzen, ungeschickten und verführerischen Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Mein Engel, beunruhige mich nicht. Ich glaube, ich schliefe ein, wenn ich lange nachsinnen wollte.

Fr. Orgon. Und wenn sie auf zehn Jahre einschliefen: so muß ich wissen, was Sie mit der Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Itzt besinne ich mich. Wir redten von der Berlinischen Lotterie.

Fr. Orgon. Was ist denn das für ein Geheimniß?

Hr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat mich vor einiger Zeit ersucht, ein Loos in der Berlinischen Lotterie für sie auszunehmen. Nun ist die Lotterie gezogen, und sie möchte gerne wissen, ob sie für ihre vier Thaler etwas gewonnen hätte.

Fr. Orgon. Das ist ja recht artig. Sie bemühen sich für die Frau Schwägerinn, und sagen Ihrer Frau kein Wort davon. Ich darf also nicht wissen, was Sie mit ihr vorhaben? Und Sie befürchten auch nicht, daß es herauskommen wird?

Gewiß ich ärgere mich nicht so sehr, daß Sie ein Verständniß mit dieser Frau haben, als darüber, daß Sie mich für so einfältig halten, daß ich nicht dahinter kommen würde. Wenn Sie so verschlagen sind, warum haben Sie denn das Geheimniß nicht für sich behalten? Ich weis nicht, warum die Männer so einfältig sind, etwas geheim an zu fangen, da sie doch nie geschickt sind, es geheim zu halten.

Hr. Orgon. Laß mich nicht so viel reden, mein Kind, es möchte mir schädlich seyn.

Fr. Orgon. Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden, und etwas heimlich einfädeln sollen: so haben Sie diese Sorge nicht. Ich redliche, rechtschaffene Frau, gehe mit Ihnen so vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn bat mich, ich sollte es Niemanden sagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß sie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Also weis es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Ist das die so vernünftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wunder ihres Geschlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und setzt es in die Lotterie, um Geld zu gewinnen, damit sie Staat davon machen und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvor thun kann. Warum putzt sie sich denn so sehr, wenn sie keine Anbeter sucht? Entschuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Herr

Hr. Orgon. Ich glaube wohl, daß man sie entschuldigen könnte; aber ich mag mich in diese Arbeit nicht einlaßen.

Fr. Orgon. Heißt dieses nicht so viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verläumderinn? Eins von beyden muß wahr seyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn ist das, wofür ich sie ausgebe, oder ich bin eine Verläumderinn. Welches behaupten Sie?

Hr. Orgon. Ich behaupte keines von beyden.

Fr. Orgon. Und ich behaupte, daß ich Recht habe. Wer ist Ihnen lieber? Ihre Frau, oder Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?

Hr. Orgon. Ja, mein Kind. Du hast Recht; sie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn Du es lieber siehst: so sollst Du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe und komm her, und umarme mich.

Fr. Orgon. Sie verdienen diese Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie sehen, daß ich nicht halsstarrig bin: so - - (Sie küßt ihn). Nicht wahr, mein lieber Schatz, Sie hatten Unrecht?

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küßt ihn.) Ist es nicht an dem, daß die Fr. Schwägerinn lange nicht so schön aussieht, als es die Leute machen?

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du bist viel schöner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Fr. Schwägerinn (Sie küßt ihn) lange nicht so verständig

dig, so tugendhaft und artig ist, als man sie in allen Gesellschaften ausschreyt?

Hr. Orgon. Ja, du übertrifft sie in allen. Laß mich nicht so viel reden, sonst wird mir das Küssen zu sauer.

Fr. Orgon. Ach mein englischer Mann. Itzt besinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hause in meinem Putzschranke vergessen habe; und die Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen lassen. Willst du nicht so gut seyn und mirs hohlen? Nicht wahr, du kannst mirs nicht abschlagen? oder ich würde auf den Abend . .

Hr. Orgon. Das wird mir sehr sauer werden. Ich dächte, du gäbst mir vier Groschen zu einer Sänfte, denn sonst entkräfte ich mich zu sehr.

Fr. Orgon. Hier ist das Geld, gehen Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon.

Ich bin von Herzen erfreuet, wertheste Frau Schwägerinn, Sie heute bey mir zu sehen. Nur bitte ich, daß Sie mit einer schlechten Bewirthung vorlieb nehmen, und sichs bey uns gefallen laßen wollen.

Fr. Orgon. Mir ist es das größte Vergnügen, daß ich die Ehre haben soll, diesen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber ist

mir

mir der heutige Tag, weil es Ihr Geburtstag ist, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seelen gratulire und Ihnen zu dem zurückgelegten Halbenhundderte noch ein halbhundert Jahre wünsche.

Hr. Damon. Der Himmel bestätige Ihren Wunsch, geehrteste Frau Schwägerinn, und gebe auch Ihnen, und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles was Sie sich selber wünschen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle schon, daß meine Kräfte abnehmen. Ach die Hausorgen nehmen einen sehr mit! Sie wissen, daß ich mir das Meinige angelegen seyn lasse. Wer wirthschaften und in der Welt ehrlich leben will, hat stets zu sorgen, stets zu thun. Gottlob! daß ich mich keine Mühe dauern, und auch um einen Pfennig keinen Weg verdriessen lasse. Leider ist das Geld schwer verdienet, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl so gar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu sagen, daß niemand wüßte, ob er mit seinem Vermögen auskommen würde, als bis er tod wäre. Es sind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in seiner Nahrung zurück gesetzet werden kann.

Fr. Orgon. Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebste ist meine Herzensfreundinn, ich liebe sie wie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder soll ich es Leichtsinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber — doch eine Freundinn soll nicht von der andern reden. Ach es kostet viel, wenn ein

Frauen-

Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Es ist wahr, mein lieber Mann erlaubt mir alles; ich mag mir schaffen, was ich will. Allein eben weil er so gütig ist: so bin ich desto billiger, und mache keine unnöthigen Ausgaben. Sehen Sie nur, wie schlecht und recht ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch sehr jung thun.

Hr. Damon. Ja, Frau Schwester, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es ist wahr, meine Frau ist schön und jung und tugendhaft; und darum gefällt sie mir; aber sie ist auch galant in Kleidern, gar zu freygebig, und darum gefällt sie mir nicht. Ich schwöre Ihnen zu, daß sie mir niemals besser, als in ihrem Nachtkleide, gefällt, nicht darum, weil es mich wenig kostet, sondern weil es ohne alle Pracht, bald geschafft und nicht leicht verderbt ist. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage versprochen, künftig alle Groschen umzuwenden, ehe sie einen ausgiebt. Und wenn sie recht haushältig wird: so kann ich mir keine beßre Frau wünschen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taschengelde wohl umzugehen wissen.

Hr. Damon. Taschengeld hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfordern.

Fr. Orgon. Nun, wenn das ist: so haben Sie ja nichts zu befürchten. Denn sie wird doch nicht mehr fordern, als sie braucht.

Herr

Hr. Damon. Ja, liebe Fr. Schwägerinn, das ist eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Tochter ihrer seeligen Schwester. Und ob diese gleich nicht oft bey mir seyn darf: so fürchte ich doch, daß sie eins und das andere von meiner Frau geschenkt bekömmt. Doch verwünscht sey der Groschen, um welchen sie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mündel, den Herrn Simon verheyrathen: so bekömmt sie doch einen Mann mit Gelde. Und meine Frau hat alsdann keine Ursache mehr, für sie zu sorgen. Herr Simon und Jfr. Carolinchen werden heute mit uns speisen. Vielleicht können wir unversehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager . . Nein, um des Himmels willen, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Es soll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebste ist meine gar zu gute Freundinn. Sie wird es doch so zu machen wissen, daß sie es an einem andern Orte wieder erspart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Jst dieses das Versprechen, welches sie mir heute gethan? Hat ihr der Teufel wieder eine Gelegenheit zur Verschwendung gegeben? Ich geplagter und unglückseeliger Mann! Eben diejenige Person, die mir am nächsten ist; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat, durch diese soll ich mein sauer erworbenes Vermögen aus einander gehen sehen?

Gewiß ich ärgere mich nicht so sehr, daß Sie ein Verständniß mit dieser Frau haben, als darüber, daß Sie mich für so einfältig halten, daß ich nicht dahinter kommen würde. Wenn Sie so verschlagen sind, warum haben Sie denn das Geheimniß nicht für sich behalten? Ich weis nicht, warum die Männer so einfältig sind, etwas geheim an zu fangen, da sie doch nie geschickt sind, es geheim zu halten.

Hr. Orgon. Laß mich nicht so viel reden, mein Kind, es möchte mir schädlich seyn.

Fr. Orgon. Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden, und etwas heimlich einfädeln sollen: so haben Sie diese Sorge nicht. Ich redliche, rechtschaffene Frau, gehe mit Ihnen so vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn bat mich, ich sollte es Niemanden sagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß sie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Also weis es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Ist das die so vernünftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wunder ihres Geschlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und setzt es in die Lotterie, um Geld zu gewinnen, damit sie Staat davon machen und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvor thun kann. Warum putzt sie sich denn so sehr, wenn sie keine Anbeter sucht? Entschuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Herr

Hr. Orgon. Ich glaube wohl, daß man sie entschuldigen könnte; aber ich mag mich in diese Arbeit nicht einlaßen.

Fr. Orgon. Heißt dieses nicht so viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verläumderinn? Eins von beyden muß wahr seyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn ist das, wofür ich sie ausgebe, oder ich bin eine Verläumderinn. Welches behaupten Sie?

Hr. Orgon. Ich behaupte keines von beyden.

Fr. Orgon. Und ich behaupte, daß ich Recht habe. Wer ist Ihnen lieber? Ihre Frau, oder Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?

Hr. Orgon. Ja, mein Kind. Du hast Recht; sie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn Du es lieber siehst: so sollst Du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe und komm her, und umarme mich.

Fr. Orgon. Sie verdienen diese Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie sehen, daß ich nicht halsstarrig bin: so . . (Sie küßt ihn). Nicht wahr, mein lieber Schatz, Sie hatten Unrecht?

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küßt ihn.) Ist es nicht an dem, daß die Fr. Schwägerinn lange nicht so schön aussieht, als es die Leute machen?

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du bist viel schöner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Fr. Schwägerinn (Sie küßt ihn) lange nicht so verständig,

dig, so tugendhaft und artig ist, als man sie in allen Gesellschaften ausschreyt?

Hr. Orgon. Ja, du übertrifft sie in allen. Laß mich nicht so viel reden, sonst wird mir das Küssen zu sauer.

Fr. Orgon. Ach mein englischer Mann. Itzt besinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hause in meinem Putzschranke vergessen habe; und die Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen lassen. Willst du nicht so gut seyn und mirs hohlen? Nicht wahr, du kannst mirs nicht abschlagen? oder ich würde auf den Abend . .

Hr. Orgon. Das wird mir sehr sauer werden. Ich dächte, du gäbst mir vier Groschen zu einer Sänfte, denn sonst entkräfte ich mich zu sehr.

Fr. Orgon. Hier ist das Geld, gehen Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon.

Ich bin von Herzen erfreuet, wertheste Frau Schwägerinn, Sie heute bey mir zu sehen. Nur bitte ich, daß Sie mit einer schlechten Bewirthung vorlieb nehmen, und sichs bey uns gefallen laßen wollen.

Fr. Orgon. Mir ist es das größte Vergnügen, daß ich die Ehre haben soll, diesen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber ist

mir

mir der heutige Tag, weil es Ihr Geburtstag ist, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seelen gratulire und Ihnen zu dem zurückgelegten Halbenhunderte noch ein halbhundert Jahre wünsche.

Hr. Damon. Der Himmel bestätige Ihren Wunsch, geehrteste Frau Schwägerinn, und gebe auch Ihnen, und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles was Sie sich selber wünschen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle schon, daß meine Kräfte abnehmen. Ach die Hausorgen nehmen einen sehr mit! Sie wissen, daß ich mir das Meinige angelegen seyn lasse. Wer wirthschaften und in der Welt ehrlich leben will, hat stets zu sorgen, stets zu thun. Gottlob! daß ich mich keine Mühe dauern, und auch um einen Pfennig keinen Weg verdriessen lasse. Leider ist das Geld schwer verdienet, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl so gar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu sagen, daß niemand wüßte, ob er mit seinem Vermögen auskommen würde, als bis er tod wäre. Es sind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in seiner Nahrung zurück gesetzet werden kann.

Fr. Orgon. Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebste ist meine Herzensfreundinn, ich liebe sie wie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder soll ich es Leichtsinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber = = doch eine Freundinn soll nicht von der andern reden. Ach es kostet viel, wenn ein

Frauen-

Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Es ist wahr, mein lieber Mann erlaubt mir alles; ich mag mir schaffen, was ich will. Allein eben weil er so gütig ist: so bin ich desto billiger, und mache keine unnöthigen Ausgaben. Sehen Sie nur, wie schlecht und recht ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch sehr jung thun.

Hr. Damon. Ja, Frau Schwester, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es ist wahr, meine Frau ist schön und jung und tugendhaft; und darum gefällt sie mir; aber sie ist auch galant in Kleidern, gar zu freygebig, und darum gefällt sie mir nicht. Ich schwöre Ihnen zu, daß sie mir niemals besser, als in ihrem Nachtkleide, gefällt, nicht darum, weil es mich wenig kostet, sondern weil es ohne alle Pracht, bald geschafft und nicht leicht verderbt ist. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage versprochen, künftig alle Groschen umzuwenden, ehe sie einen ausgiebt. Und wenn sie recht haushältig wird: so kann ich mir keine beßre Frau wünschen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taschengelde wohl umzugehen wissen.

Hr. Damon. Taschengeld hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfordern.

Fr. Orgon. Nun, wenn das ist: so haben Sie ja nichts zu befürchten. Denn sie wird doch nicht mehr fordern, als sie braucht.

Herr

Hr. Damon. Ja, liebe Fr. Schwägerinn, das ist eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Tochter ihrer seeligen Schwester. Und ob diese gleich nicht oft bey mir seyn darf: so fürchte ich doch, daß sie eins und das andere von meiner Frau geschenkt bekömmt. Doch verwünscht sey der Groschen, um welchen sie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mündel, den Herrn Simon verheyrathen: so bekömmt sie doch einen Mann mit Gelde. Und meine Frau hat alsdann keine Ursache mehr, für sie zu sorgen. Herr Simon und Jfr. Carolinchen werden heute mit uns speisen. Vielleicht können wir unversehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager . . Nein, um des Himmels willen, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Es soll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebste ist meine gar zu gute Freundinn. Sie wird es doch so zu machen wissen, daß sie es an einem andern Orte wieder erspart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Jst dieses das Versprechen, welches sie mir heute gethan? Hat ihr der Teufel wieder eine Gelegenheit zur Verschwendung gegeben? Ich geplagter und unglückseeliger Mann! Eben diejenige Person, die mir am nächsten ist; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat, durch diese soll ich mein sauer erworbenes Vermögen aus einander gehen sehen?

Hr. Orgon. Wie können Sie doch gleich so einen üblen Verdacht auf Ihre arme Frau werfen! Sie ist meine Freundinn; und wenn ich gewußt hätte, daß Sie so auffahren würden: so hätte ich kein Wort sagen wollen. Wenn habe ich denn behauptet, daß sie Ihnen Ihr Vermögen durchbringt? Vor solchen Gedanken bewahre mich der Himmel. Wenn sie nun auch etliche Thaler ohne Ihr Wissen in die Lotterie legt, wird denn dadurch Ihre ganze Haushaltung zu Grunde gehen?

Hr. Damon. Wie? meine Frau legt Geld in die Lotterie? Das gottlose Weib! Ich darbe es meinem Leibe, ja meiner Seele ab; und sehe, wie ich es mache, daß ich das Jahr über nur dreymal zur Beichte gehe, damit ich die vierten acht Groschen erspahre. Und meine Frau ist so ruchlos und setzt das Meinige in die Lotterie? Ich möchte vor Aergerniß des Todes seyn. Ich weis es allen meinen Freunden, die mir zu dieser Heyrath gerathen haben, mit dem Teufel Dank. Ich würde ein bettelarmes Mädchen genommen haben, wenn man mir sie nicht so eingelobet hätte! Ist es nicht wahr, daß an armen Leuten selten das Blut gut ist? Wo sind denn nun die grossen Tugenden, die man mir an meiner Frau gerühmt hat? Ein schönes Christenthum, wenn man seinen Ehegatten mit Fleiß in den Schimpf des Armuths, in Hunger und Kummer stürzt! Nur heraus mit der Sprache, Frau Schwägerinn! Nur gleich gestanden! Wie viel hat meine Frau in die Lotterie gelegt? Ich mag nichts mehr von ihr hören und wissen. Ich

übergebe sie der Obrigkeit, dem weltlichen Arme. Ja, ja, ich thue es. Es ist durch ein öffentliches Mandat verboten, daß man ===.

Fr. Orgon. Um des Himmels willen, Herr Schwager, begreifen Sie sich doch!

Hr. Damon. Ja, durch ein öffentliches Mandat ist es verboten, nichts in auswärtige Lotterien zu legen. Ich will die Obrigkeit um Hülfe anflehen. Von Tische und Bette mit einer solchen Frau! Wo kriegt sie denn das Geld her? Werden nicht in Paris alle Hausdiebe ohne Barmherzigkeit wegen acht Groschen gehangen? Und man wollte hier zu Lande nicht einen Mann von einer Frau scheiden, die ihn betrügt? Sie soll ins Zuchthaus. Ich will den Befehl gleich ablösen. Ich veralimentire sie nicht, nun und nimmermehr!

Fr. Orgon. Ist Ihre Hitze bald vorbey? Man muß die Männer nur austoben laßen. Sie sind wie das siedende Wasser, und hören endlich von sich selber auf zu lärmen. Sagen Sie mir, was Sie mit allen den vergeblichen Reden haben wollen? Wenn nun Ihre Frau auch vier Thaler in die Lotterie geleget hat, wollen Sie wohl so albern seyn, und sich bey Ihrem Verluste noch vor Gerichte auslachen lassen?

Hr. Damon. Nein, das will ich nicht thun. Klagen will ich nicht. Sie haben recht, Frau Schwägerinn. Es kömmt nichts heraus, als Sporteln, als Advocatengebühren. Nein, da behüte mich GOtt dafür, daß ich mich mit den Advocaten einlassen sollte. Sie könnten meiner Frau den Eyd

deferiren, und sie könnte sich, um bey mir zu bleiben, zum Teufel schwören, und ...

Fr. Orgon. Nun, nun, Herr Schwager. Nur nicht so verächtlich gesprochen. Sonst kommen wir vor Gerichte. Eines Mannes wegen schwört sich keine Frau in die Hölle. Das sage ich! Verstehen Sie mich?

Hr. Damon. Ja doch! Ich will meine Frau selbst bestrafen. Ich will sie zu mir in mein Hinterstübchen kommen laßen. Ich will die Thüre zuschließen. Sie soll mir eine kniende Abbitte thun. Sie soll acht Tage nicht in meine Schlafkammer kommen, so wahr ich heute meinen Geburtstag begehe.

Fr. Orgon. Herr Schwager, halten Sie mit solchen Reden inne. Das heißt das ganze weibliche Geschlecht, und also auch mich beschimpft. Wenn ihre Frau einfältig genug ist: so können Sie mit ihr machen, was Sie wollen. Aber in meiner Gegenwart müssen Sie mit mehr Ehrerbietung von den Weibern reden, sonst will ich Ihnen zeigen, was eine Frau ist. Wollen Sie Ihre Frau nicht etwan gar schlagen? Ich sollte Ihre Frau seyn, ich wollte Ihnen ...

Herr Damon. Ernst muß in der Ehe seyn. Mein seeliger Vater hat meine seelige Mutter einmal die ganze Treppe hinunter gestoßen, weil sie ihm widersprochen hatte. Meine Frau soll es schon empfinden, ich will gleich gehen und ...

Fr. Orgon. Wo wollen Sie hin? Sind Sie denn so leichtgläubig daß Sie die Sache mit der Lotte-

Lotterie für Ernst halten? Merken Sie nicht, daß ich Sie nur habe auf die Probe stellen wollen, um zu erfahren, ob Sie ein böser Mann sind? So lernt man die lieben Männer kennen. Ihre rechtschaffene Frau hat wohl in Ihrem Leben an keine Lotterie gedacht. Und Sie sind so argwöhnisch, daß Sie das ärgste den Augenblick von ihr glauben. Hätten Sie doch auf meine Minen Achtung gegeben: so würden Sie leicht gesehen haben, daß die ganze Sache eine Erdichtung sey. Aber vor Hitze haben Sie nicht dazu kommen können. Ey, ey, Herr Schwager! Wer hätte glauben sollen, daß Sie so böse wären! Ich habe Sie für einen recht stillen Hausvater gehalten; aber, wie ich sehe, so hätten wir uns schlecht zusammen geschicket, und würden einander die Oberherrschaft oft mit Lebensgefahr streitig gemacht haben. Ich sage es Ihnen kurz und gut, daß kein Wort von der Lotterie wahr ist, und daß ich Sie blos auf die Probe habe stellen wollen. Und wenn Sie mirs nicht glauben, so gehe ich den Augenblick aus ihrem Hause.

Hr. Damon. Ach liebe Frau Schwägerinn, wie froh bin ich, daß Sie mich hintergangen und mir eine Gelegenheit gegeben haben, meine Übereilung zu erkennen! Ich bin gar zu leichtgläubig. Ich will es meiner armen Frau tausendmal abbitten.

Fr. Orgon. Nein! Sie müssen mirs zuschwören, daß Sie Ihrer Frau Liebste kein Wort von der ganzen Sache sagen wollen: sonst betrete ich ihre Schwelle mit keinem Fusse mehr.

Hr. Damon. Ja, von Herzen gern. Ich will ihr kein Wort sagen. Hier kömmt sie. Sehen Sie nur, Madam, habe ich nicht eine schöne Frau?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon.

Liebe Madam, wo wollen Sie den Caffee am liebsten trinken? Im Garten? oder auf dem Altane, oder hier?

Fr. Orgon. Wo sie befehlen. In Ihrer Gesellschaft wird er mir allezeit gut schmecken.

Hr. Damon. Wir wollen ihn immer im Garten trinken, Frau Schwägerinn. Da kann ich Ihnen die Geschicklichkeit meiner Frau sehen lassen. Sie hat mein Gärtchen allerliebst angelegt.

Fr. Damon. Beschämen Sie mich nicht, mein lieber Mann. Der Lobspruch kömmt mehr dem Gärtner, als meiner Anstalt zu.

Hr. Damon. Ich will immer gehn und den Garten aufschliessen. So bald alles fertig seyn wird, werde ich die Ehre haben, die Frau Schwägerinn abzuhohlen.

Sechster Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon.

Fr. Orgon.

Es geht mir recht nahe, daß ich Ihnen so viel Ungelegenheit verursache. Aber, liebste Fr. Schwe-

ster,

ster, das sind ja ganz vortreffliche Ohrringe! diese habe ich ja noch niemals bey Ihnen gesehen. Haben Sie sich diesen kostbaren Staat selber geschafft, oder ist es ein Präsent von Ihrem Herrn Liebsten?

Fr. Damon. Nein, Frau Schwester, weder mein Mann, noch ich, würden soviel für einen Schmuck geben, den man gar wohl entbehren kann. Es ist ein Geschenke, das mir ein guter Freund von meinem Manne, ein Juwelier aus Augspurg, gemacht hat. Er reisete vorige Woche hier durch und trat bey uns ab, weil er auf der Reise krank worden war. Er blieb etliche Tage bey uns, um sich wieder zu erhohlen. Kurz, er schenkte mir bey seiner Abreise diese Ohrgehenke nebst einer Zitternadel, für die Mühe, wie er sagte, die er mir durch seine Unpäßlichkeit verursachet hätte. Ich wollte, daß er mir das Vergnügen gelassen hätte, ihm umsonst gedienet zu haben. Es war der rechtschaffenste und liebreichste Mann von der Welt, der durch die Gelassenheit, mit der er die größten Schmerzen ertrug, mich und alle zum Mitleiden bewog.

Fr. Orgon. In Wahrheit, Frau Schwester, Sie sind recht glücklich bey den Mannspersonen. Ich glaube, daß alle Geschenke, die ich in meinem ganzen Leben von dem andern Geschlechte bekommen habe, nicht halb so viel austragen, als Ihre Ohrgehenke. Er gab Ihnen auch noch eine Zitternadel dazu? Ach lassen Sie mich sie doch sehen! Ich habe eine herzliche Freude darüber, daß Sie so reichlich beschenket worden sind. Ich will gern schlecht und recht gehen, wenn ich Sie nur galant sehe.

Hören Sie, zeigen Sie mir doch die Nadel. Ist sie mit Brillanten besetzet?

Fr. Damon. Ja, sehr stark. Sie liegt in meinem Putzschranke. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeige: so will ich sie gleich hohlen, wenn Sie etliche Augenblicke allein bleiben wollen.

Fr. Orgon. Von Herzen gern. Ach da kömmt ja auch mein armer Mann wieder.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon.

Hier ist das Spielgeld. Ich bin ganz entkräftet, mein lieber Schatz. Die Esel, die Sänftenträger, setzten die Sänfte so stark nieder, daß es mir durch alle Glieder fuhr. Mein ganzes Blut ist in Unordnung gebracht. Das grobe Volk fragt den Henker darnach, wenn ich auf den Abend nicht essen, oder schlafen kann.

Fr. Orgon. Sind Sie schon unwillig, daß Sie mir einen kleinen Dienst erwiesen haben? Ich muß alles für Sie thun; aber, wenn Sie sich meinentwegen nur über die Gasse sollen tragen lassen: so werden Sie schon an Händen und Füssen contract. Was ist denn das für eine Kaltsinnigkeit! Warum geben Sie denn nicht auf mich Achtung? Sehen Sie mirs denn nicht an, daß ich bis zur Ohnmacht krank bin?

Herr

Hr. Orgon. Nein, mein liebes Kind. Ich sehe nichts. Du kömmst mir ganz munter vor.

Fr. Orgon. Das wundert mich nicht. Sie möchten sich die Sehe etwan schwächen, wenn Sie mich recht genau ansehen sollten. Ich sage es Ihnen ein für allemal, daß mir recht sehr schlimm ist, und daß ich vor Mattigkeit kaum die Lippen mehr bewegen kann. Wie? Sie wollen mirs nicht glauben? Sie haben kein Mitleiden mit mir?

Hr. Orgon. Werde nicht böse, meine liebe gute Frau. Ich höre es nunmehr wohl, daß dir nicht recht ist. Was fehlet dir denn?

Fr. Orgon. Was mir fehlet? das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß ich eine arme unglückliche Frau bin, der nichts in der Welt nach Wunsche geht. Ich diene GOtt und meinem Nächsten. Ich liebe dich, als meinen Mann, und thue alles, was einer ehrlichen Frau zukömmt. Und wenn ich mich gegen meine Frau Schwägerinn, die eingebildete Närrinn, die weder keusch, noch wirthschaftlich ist, ansehe: so bin ich eine unglückliche Frau, und ihr hingegen läuft das Glück auf dem Fusse nach. Bedenken Sie nur! Vorige Woche hat sie ein Paar mit Brillanten besetzte Ohrgehenke geschenkt bekommen. GOtt weis, von wem? Sie spricht von einem Juwelier. Und wenn es auch wahr wäre; so ist die Frage, was sie ihm für einen Liebesdienst dafür erwiesen hat. Umsonst wirft man ein solches Geschenke nicht weg. Sie wird es wohl mit ihres Mannes Schande erkauft haben. Und wenn sie

ja durch die Ohrgehenke nicht zu bewegen gewesen ist: so wird wohl die Zitternadel, mit Diamanten besetzet, den Gedanken von der ehelichen Treue verdunkelt haben. Die eitele, stolze und verführerische Frau! Warum macht man denn mir keine solchen Präsente, wenn man sie unschuldigen Weibern geben kann? Wenn Sie nur die Zitternadel sehen sollten, sie würden über die Kostbarkeit erschrecken. Ich glaube, daß sie über hundert Thaler werth ist.

Hr. Orgon. Wo haben Sie sie denn gesehen?

Fr. Orgon. Was ist denn das wieder für eine einfältige Frage? Gehört es denn zur Sache? Ich mag sie gesehen haben, wo ich will. Und kurz, ich habe sie nicht gesehen; aber es ist so gut, als ob ich sie hundertmal gesehen hätte. Ich sage nichts, was ich nicht muthmassen kann; und was ich muthmasse, ist gewisser, als das, was andere Leute sehen. Genug, ich bin die unglücklichste Frau von der Welt. Keine Mannsperson giebt sich die geringste Mühe meinentwegen. Und daran ist Ihr schläfriges, Ihr verdrüßliches und albernes Wesen Schuld. Die Männer schliessen von Ihnen auf mich, und halten mich für das, was Sie sind, weil ich gütig genug gewesen bin, Sie zum Manne zu nehmen. Können Sie es läugnen?

Hr. Orgon. Was denn? Ich habe nicht recht darauf gehöret. Ich dachte noch an die groben Sänftenträger. Sie wollten, über die vier Groschen, noch einen Achter zu Biere haben, weil ich

so

so schwer zu tragen und der Weg so weit gewesen wäre. Nun hatte ich nicht mehr, als die vier Groschen, die Du mir gegeben hattest. Ich sagte daher, meine Frau würde ihnen bey Gelegenheit den Achter geben. Ich hätte itzt nichts mehr bey mir. Da lachten mich die Narren aus und fragten, wann meine Frau zum Manne geworden wäre? Das unverständige Volk! Ich habe mich gar nicht darüber geärgert; aber das verdroß mich, daß sie mich so hart niedersetzten. Es war nicht anders, als wenn mir alle Glieder auf einmal gelähmet wären.

Fr. Orgon. Mit Ihrer verwünschten Sänfte! Thun Sie doch, als wenn Ihr Körper eine Spinnewebe wäre, die so leicht erschüttert werden könnte. Die Sänftenträger sind alte verständige Leute, die Ihnen keinen Schaden thun werden. Sagen Sie mir nur, warum Sie mich nicht fragen, wie ich mich befinde? Sehen Sie denn nicht, daß mir immer schlimmer wird? Die verwünschten Ohrgehenke! Ach die verfluchte Zitternadel! Gab mirs nicht einen Stich ans Herze!

Hr. Orgon. Wenn du es für nöthig befindest: so schicke nach dem Doctor. Vielleicht ist deine Unpäßlichkeit eine Frucht unserer ehelichen Liebe.

Fr. Orgon. Schweigen Sie ja mit solchen Reden still. Ihre gemächliche Bequemlichkeit und meine Schwangerschaft, dieß läßt sich ohne Wunder nicht denken. Zehn Jahre habe ich den Himmel um einen Sohn gebeten. Meine Mutter hat dreyzehn Kinder gehabt. An mir kann die

Schuld

Schuld nicht liegen, wenn wir ohne Erben sterben. Essen, trinken und schlafen, das können Sie sehr gut. Mag doch unser Vermögen an lachende Erben kommen. Wenn man die Ursache von allen Dingen wissen könnte, vielleicht würde man in den Ausschweifungen der Jugend . . . Ich mag nichts mehr sagen.

Hr. Orgon. Ach liebe Frau, Kinder sind ein Seegen vom Himmel. Man kann ohne Kinder viel bequemer leben. Nicht wahr, du hast mich doch lieb? Wenn nur der Caffee bald käme! Ich werde ganz schläfrig. Ich weis nicht, was es bedeuten muß, ich habe in der Sänfte auf dem Hinwege zweymal; da ich das Spielgeld aus dem Schranke nahm, wieder zweymal; und auf dem Herwege drey bis viermahl gegähnet. Die Kerle liefen so stark mit der Sänfte, wenn sie mir nur nicht etwan Gewalt gethan haben.

Fr. Orgon. Schweigen Sie ja von der Sänfte still. Es wird mir allemal noch schlimmer, wenn ich Sie so einfältig reden höre. Was wollen Sie denn mit der Sänfte? Es ist ja die Rede von meiner Krankheit, und von den Ohrgehenken, und von der Zitternadel.

Hr Orgon. Mein Engel, kaufe Dir doch ein Paar Ohrgehenke. Der Verwalter brachte vorhin fünf Gülden, weil ich zu Hause war. Er hatte sie, glaube ich, aus Haber oder Heu gelöset. Nimm dieses Geld und kaufe Dir . . .

Fr. Orgon. Fünf Gülden! Sie sind der einfältigste Mann von der Welt. Funfzig langen

nicht

nicht zu, wenn meine Ohrgehenke der närrischen Frau Schwägerinn ihren gleich kommen sollen. Und damit ist mir nicht gedienet. Meine müssen noch besser seyn, als ihre, weil ich klüger und vornehmer bin, als sie ist. Endlich müssen Sie wissen, daß itzt unser Geld alle ausgeliehen ist, und daß ich von dem Meinigen mir nichts kaufen will. Warum kann denn die Närrinn ein solches Geschenke bekommen, und ich nicht, da ichs zehnmahl eher verdiene?

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon.

Sie sehen ja ganz verdrüßlich aus. Was fehlet Ihnen?

Fr. Orgon. Ach englische Frau Schwester, machen Sie, daß ich gleich in die frische Luft komme. Es ist mir gar nicht wohl. Ich habe mich bald zu Tode geärgert. Mein Mann hat einen Verdruß mit den Sänftenträgern gehabt. Das grobe ungeschliffene Volk! Sie haben ihn so stark niedergesetzet, und ihm noch die leichtfertigsten Reden angehangen, und er will sie nicht verklagen. Haben Sie die Zitternadel nicht bey sich?

Fr. Damon. So bald wir Caffee getrunken haben, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu zeigen. Kommen Sie doch, Herr Orgon, wir wollen

len die Frau Liebste in die Mitte nehmen, daß ihr das Gehen in den Garten nicht so sauer wird.

Hr. **Orgon.** Ist es weit in den Garten? Ich bin schon sehr müde. Doch er ist ja gleich am Hause.

* * * * * * * * * * * * *

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon.

Nun, wie gefällt Ihnen mein Gärtchen? Verwundern Sie sich nicht, daß ich so viel Geld darein stecke? Meine Frau hat ihre Lust daran. Manchmal geht mir der Aufwand wohl in dem Kopfe herum; aber, wenn sie mir eine Blume bringt, oder ein hübsches Gartengewächs aufträgt, und mich dabey mit ihrer liebreichen Mine ansieht: so vergesse ich, wie viel er mich kostet.

Hr. **Orgon.** Ich habe nichts an dem Garten auszusetzen. Der Caffee schmeckt recht gut darinne; aber ich wollte, daß ich nicht hinein gegangen wäre. Ich bin ganz unruhig. Es hat mich eine Mücke auf den Fuß gestochen. Nun juckt mich das Schienbein abscheulich. Und wenn ich es reibe:

reibe: so wird mir das Bücken und das Reiben sauer. Und endlich werde ich auf die Nacht nicht schlafen können.

Hr. Damon. Sie sind auch sehr zärtlich, Herr Schwager. Haben Sie nur Geduld, Sie werden an der Wunde nicht sterben. Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwan für einen Verschwender halten: so muß ich Ihnen sagen, wie ichs damit mache. Sie wissen, daß ich starke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in Händen habe. Diese verleihe ich gegen acht und zehn Procent und verrechne nach den Landesgesetzen nur fünfe. Diesen Profit nun stecke ich in meinen Garten. Ich kann es mit gutem Gewissen thun; aber meine Frau darf ichs nicht wißen lassen. Diese dächte gleich, ich verlöhre um der Paar Thaler willen den Himmel. Es ist wahr, ich habe eine tugendhafte Frau; doch dieses lasse ich mir nicht ausreden, daß bey einer grossen Tugend nicht auch etwas Einfalt seyn sollte. Wenn einer von den herrschaftlichen Pachtern, über welche ich die Aufsicht habe, etwas begangen hat, und herein in die Stadt kömmt, und meiner Frau etwas in die Küche schenken will, daß sie ein gutes Wort für ihn bey mir einlegen soll: so nimmt sie es nicht an. Ach! spricht sie, mein lieber Freund, behaltet euer Geschenke. Wenn ihr Recht habt: so ist mein Mann verbunden, euch zu helfen. Und wenn ihr Unrecht habt: so wird ihn das Geschenke nicht blenden. Bringt es eurer Frau wieder zurück. Ich will lieber mit meinem Manne reden, wenn ihr mir

nichts

nichts gebt. Sagen Sie mir nur, Herr Schwager, ob dieses nicht eine Einfalt ist? Man kann ja wohl das Geschenke annehmen, und doch noch thun, was man will. Wenn ich, wie meine Frau, gesinnt wäre: so würden wir, um die Tugend zu besitzen, manchmal nichts in der Küche haben. Ich lobe mir die Mittelstrasse, und mache mir über Kleinigkeiten kein Gewissen. Welches ist vernünftiger, tugendhaft und reich seyn? Oder tugendhaft und dabey aus Einfalt arm seyn?

Hr. Orgon. Mich müssen Sie nicht fragen, Herr Schwager. Ich lasse mich in keine Streitfragen ein, und dabey will ich bis an mein Ende bleiben. Ich bin der Tugend weder gram noch gut: so wie ich den Reichthum weder hoch schätze, noch verachte. Wenn ich zeitlebens einen guten Tisch, bey Tage meine Bequemlichkeit, und bey der Nacht meine Ruhe behalte: so mag meinetwegen Geld in der Welt seyn, oder nicht. Und mit der Tugend werde ichs von freyen Stücken niemals verderben.

Hr. Damon. Ja, ja, ich höre es wohl, Herr Schwager. Sie hätten sich gut in eine Welt geschickt, wo die Einwohner alle Tage funfzehn Stunden schlafen und neun Stunden essen und trinken.

Hr. Orgon. Ich sehe eben nichts unvernünftiges in einer solchen Welt. Halten Sie denn etwan die Arbeit höher, als das Vergnügen? Warum arbeiten wir? Um vergnügt und ruhig zu leben. Wenn ich nun das Vergnügen ohne Arbeit und Mühe haben kann: so ist ja nichts vernünftiger.

Herr

Hr. Damon. Aber, wenn man nun gar nichts in der Welt gethan hat, wie wird es nach unserm Tode mit dem Nachruhme aussehen?

Hr. Orgon. Erwähnen Sie mir diese Sache nicht. Ich kann die lächerlichsten Dinge eine ganze Stunde ohne Lachen anhören, aber wenn man mir mit dem Nachruhme kömmt: so muß ich nothwendig lachen, daß sich die Leute um ein Ding bekümmern, das nichts ist.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie stossen alle Philosophie über den Haufen. Ist dieses nichts, wenn die Leute nach unserm Tode sagen: Der rechtschaffene Mann! Er ließ sichs blutsauer werden; Er wuste, wie schwer das Geld zu verdienen war; Er wandte keinen Dreyer an seinen Leib, wenn er nicht erst seine Einkünfte durchdividirt hatte? Ist es nichts, wenn sie sagen: Der wackere Mann! Er baute das grosse Haus; Er legte den schönen Garten an; Er hat zehn reiche Vormundschaften mit vieler Sorgfalt verwaltet; Er hat dem Landsherrn jährlich so und so viel an Steuern und Gaben eingebracht; so und so viel zu dem Kirchthurmbaue vorgeschossen und nur vier Procent genommen; Er trank das ganze Jahr kein Glas Wein, ausser an seinem Geburtstage, oder wenn seine Frau in die Wochen kam? Halten Sie diesen Nachruhm für nichts: so müssen Sie, so wenig ich auch von der Philosophie verstehe, doch gar keine haben.

Hr. Orgon. Ich bin etliche Jahre auf Universitäten gewesen, und habe das gelehrte Gewäsche

mit angehöret; aber der Teufel mag wissen, was die Leute haben wollen. Ich habe mich nie in ihre Meynungen eingelassen. Mein Verstand reicht so weit nicht, daß ich ein Grillenfänger hätte werden können. Anderer Leute ihre Philosophie mag seyn, wie sie will; ich bekümmere mich nicht darum. Meine Philosophie besteht in Ruhe und Bequemlichkeit. Und wem sie nicht gefällt, der arbeite sich zu Tode. Ich will an dieser Krankheit nicht sterben. Ich weis nicht, es fängt mich ganz an zu hungern. Ich möchte wohl etwas auf den Caffee essen. Ich habe heute zu viel Bewegung gehabt und gar zu viel geredt. Herr Schwager erzählen Sie mir etwas. Ich will mir einen Stuhl bringen lassen und sehen, ob ich dabey einschlafen kann, damit die Beule von der Mücke sich setzet, es möchte sonst eine Entzündung dazu kommen, wenn ich so lange stünde.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon.

Ich weis nicht, die frische Luft will mir auch nicht recht bekommen. Es ist ein rechtes Elend: wenn mir einmal etwas fehlet; so sind mir nachdem die gesündesten Dinge schädlich. Ich will es einige Augenblicke in der Stube versuchen. Sie erlauben mir es doch, Herr Schwager?

Herr

Hr. Damon. Von Herzen gern. Wenn ich etwas zu Ihrer Gesundheit beytragen könnte, ich wollte selber in die Apothecke laufen.

Fr. Orgon. Hören Sie es, mein Schatz, wie mitleidig und galant der Herr Schwager ist! Ich glaube, wenn ich in Kindesnöthen läge, Sie machten mir kein solch liebreich Compliment.

Hr. Orgon. Ja, Complimente sind mein Werk nicht. Ich meyne es gut; aber viele Worte machen und laufen und rennen, das leidet mein Körper und meine Gemüthsruhe nicht. Werde ja bald wieder gesund, mein Schatz, sonst werde ich dir zu Liebe krank.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich, daß Sie mit krank werden, nur damit Sie mir keine Handreichung thun dürfen.

Hr. Damon. Ich höre es wohl, Sie scherzen gern mit Ihrem Herrn Liebsten. Er hat ein redliches Herz.

Fr. Orgon. Ja, sein Herz ist ganz redlich; aber wenn viel solche redliche Herzen unter den Menschen wären: so würde die Welt bald aus grosser Redlichkeit zu Grunde gehen. Mit Vorsatz beleidiget er niemanden; aber mit Vorsatz hat er auch noch keiner Seele gedienet. Alle die Dinge, die andere Leute in Bewegung setzen, Geld, Ruhm, Liebe, Freundschaft und andere mehr, sind nicht vermögend, bey ihm einen Fuß fortzurücken. Sagen Sie mir, könnte ich wohl kränker seyn, als ich bin, und könnte er bey meiner Krankheit wohl weniger thun, als er thut?

Hr. Orgon. Ich pflege zu sagen, keine Entschuldigung ist die beste. Ich weis es schon, meine Frau hat mich lieb, und ich habe sie auch lieb. Nimm etwas ein, mein Kind. Vielleicht hat der Herr Schwager Schauerischen Balsam.

Hr. Damon. Den habe ich nicht. Aufrichtig zu reden: so stecke ich nicht gern viel Geld in die Arzney. Die Natur ist der beste Doctor. In meinem Hause curire ich mit einem Mittel alle Patienten, und zwar durch gute Diät. Wenn mir etwas fehlet: so hungere ich. Und so bald sich eines im Hause klaget: so verbiete ich ihm das Essen, bis es mich versichert, daß es sich vollkommen besser befindet.

Fr. Orgon. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Hungercur an mir auch probiren wollen.

Hr. Damon. Behüte der Himmel! Ich will gleich einen Löffel Krebsaugen holen lassen, wenn ich Ihnen damit dienen kann.

Fr. Orgon. So glauben Sie, daß sich meine Krankheit durch sechs Pfennige Krebsaugen heben läßt? Sie müssen keine gar zu hohe Meynung von mir haben.

Hr. Damon. Nicht doch, liebe Frau Schwägerinn, ich habe geraspeltes Hirschhorn; dieses wollen wir darunter thun. Es schlägt vortrefflich nieder.

Hr. Orgon. Mein liebes Kind. Du nimmst ja sonst immer Bibergeil ein, wenn Du die Mutterbeschwerung hast. Laß dir doch welches hohlen.

Was

Was wird es anders seyn, als ein Anfall davon? Du hast zu Mittage blähende Sachen gegessen.

Fr. Orgon. Sind Sie nicht ein unvernünftiger und unverschämter Mann? Wenn ich noch nicht krank wäre: so würde ichs über Ihre niederträchtigen Reden. Können Sie mir sonst keine Krankheit andichten, die mir weniger Ehre bringt, als die, dafür ich Biebergeil nehmen soll? Solch verwünschtes garstiges Zeug, das kaum eine Amme vor Gestank nehmen kann, und dabey man in Ohnmacht fallen möchte, können Sie mir, ohne Sich zu schämen, rathen? Ich habe mein Tage keins gesehen, noch gerochen. Und Sie sprechen gar, daß es meine ordentliche Medicin wäre. Auf die letzt werden Sie die Leute gar bereden, daß ich mich mit Teufelskoth curire, denn bey dem rechten Namen mag ichs aus Schamhaftigkeit nicht nennen. Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so verlassen Sie mich, sonst sterbe ich vor Aergerniß. Hören Sie, gehen Sie eine halbe Stunde in den Garten, ich will ohnedieß gern mit dem Herrn Schwager ein Paar Worte allein reden.

Hr. Orgon. Warum soll ich aber gehen? Lassen Sie mich immer hier bleiben, ich will nicht zuhören. Und wenn es auch das größte Geheimniß wäre: so will ich darüber einschlafen, wie ich hoffe.

Fr. Orgon. Nein, weil Sie im guten nicht wollen: so befehle ich Ihnen, in den Garten zu gehen, und zwar aus Sorge für Ihre Gesundheit. Wie? Sie wollen wir noch widersprechen?

Hr. Orgon. Ach nein! Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wenn mir es auch noch so sauer wird: so kann ich Dirs doch nicht abschlagen. Ach wie spannt michs auf dem Schienbeine. Die verteufelten Mücken! Wenn es nur nicht ein offener Schade wird.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Fr. Orgon.

Wenn Sie gelassen bleiben wollen: so will ich Ihnen etwas erzählen, dazu mich meine Aufrichtigkeit verbindet, wenn mich anders meine Malade reden läßt. Wollen Sie also nicht böse werden und wollen Sie meine Bitte Statt finden lassen?

Hr. Damon. Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Gelde dienen soll. Es sind itzt gar zu schlechte Zeiten. Die Preussische Contribution verwinde ich Zeitlebens nicht. Ach der Himmel behüte uns doch vor Krieg und theurer Zeit!

Fr. Orgon. Hören Sie doch nur.

Hr. Damon. Nein, was ich Ihnen sage. Es ist mir unmöglich, iemanden auch nur mit einem Ducaten zu dienen. Die schrecklichen Kriegsläufte machen einen wohl behutsam. Ja, liebe Frau Schwägerinn, man redet stark von einer neuen

Steuer.

Steuer. Und wenn diese noch erfolgen sollte: so muß in meinem ganzen Hause das Abendessen eingestellt werden. Wir armen Menschen! Wenn wird uns doch Gott gesegnete Zeiten geben! Ich werde manchmal recht schwermüthig. Wie kann es anders seyn? Gott muß die Frommen mit den Bösen strafen und elende Zeiten schicken. Ach, der verfluchte Hoffartsgeist, der Schwelg und Saufteufel ist ganz los! Das kann mir Niemand nachsagen, daß ich das Meinige liederlich verthue. Ich lasse iedem das Seinige, wenn mir die Welt nur auch das Meinige liesse.

Fr. Orgon. Sagen Sie mir nur, was Sie mir soviel von den bösen Zeiten vorpredigen? Sie brauchen diese Klagelieder nicht. Ich habe, Gottlob! soviel, daß ich Niemanden ein gut Wort geben darf. Hören Sie doch nur zu.

Hr. Damon. Ja; aber sagen Sie mir erst ob Sie nichts von der neuen Steuer gehört haben?

Fr. Orgon. Nein.

Hr. Damon. Auch nichts, daß die Accise erhöhet werden soll?

Fr. Orgon. Nichts.

Hr. Damon. Nun, so sagen Sie mir denn getrost, was Sie zu sagen haben. Wenn es nur Engelland gut mit uns meynt: so dürfte doch der Krieg wohl . . .

Fr. Orgon. Ich will es kurz machen, denn ich sehe doch, daß Sie itzt die Angelegenheiten Ihres Hauses und die Ruhe von Europa mit einander vergleichen, und mir also nicht lange zuhören werden.

Die Sache mit der Lotterie, wovon ich vorhin mit Ihnen gesprochen habe, ist mehr, als zu gewiß.

Hr. Damon. Ach, ich bin des Todes!

Fr. Orgon. Ich meyne es gut. Belohnen Sie meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwillen. Ihre Frau Liebste hat vier Thaler in die Berliner Lotterie gelegt.

Hr. Damon. Was? Vier Thaler zum Fenster hinaus zu werfen? Eine Frau, die das ganze Jahr keinen Groschen verdient, die nicht einmal ein Tischtuch zu mir ins Haus gebracht hat! Ich unglücklicher Mann! So kann Gott Segen im Hause geben, wenn man seine Gaben verachtet und in die Lotterie wirft. Das ist ein Kunststück des Satans. Er muß meine Frau in seinen Stricken führen. Ihrem öffentlich angetrauten Ehemanne das Geld heimlich zu entwenden?

Fr. Orgon. Thun Sie mirs zu Liebe und werden Sie nicht böse. Wissen Sie, was Sie thun können? Das Geld ist noch nicht ganz verlohren. Suchen Sie nur die Schränke und Kisten der Frau Liebste durch. Wenn Sie das Loos heimlich wegnehmen könnten: so fände sich wohl noch iemand, der es Ihnen abkaufte, weil die Lotterie noch nicht gezogen ist. Ihrer Frau Liebste brauchten Sie nichts davon zu sagen: so erspahren Sie Sich kaum den Verdruß. Und Sie würde am Ende doch errathen, daß Sie hinter die Sache gekommen wären, und sich also schämen, und nicht mehr so leichtsinnig mit dem Gelde umgehen. Ja, wenn ich wüßte, daß sie etwas gewönne: so wollte ich ihr die

Freude

Freude wohl gönnen, wenn sie auch den Gewinnst zu nichts anders anwenden sollte, als zu neuen Moden, um mich und andere stille Weiber durch ihren Staat zu beschämen.

Hr. **Damon.** Sie haben mich ganz wieder aufgerichtet. Ja, englische Frau Schwägerinn, ich will es so machen, wie Sie gesagt haben. Ich will meiner Frau ihren Putz- und Wäschschrank durchsuchen. Ich will den Zeddel wegnehmen, und ihn an den ersten den besten heimlich verkaufen, wenn ich auch zwey Groschen fallen lassen sollte. Kurz, ich will mich überwinden und meiner Frau heute und lange Zeit kein Wort davon sagen. Ich will den Tag, da ich zur Welt gebohren bin, nicht mit Zank und Streite zubringen. Wer weis, ob ich ihn wieder erlebe, und wenn es geschiehet, ob ich ihn übers Jahr wieder aus Armuth begehen kann, wenn meine gottlose Gehülfinn so fortfährt.

Fr. **Orgon.** Aber, Herr Schwager, gesetzt, es sollte Ihnen über lang oder kurz einkommen, der Frau Liebste diese Sache vorzuhalten; wollen Sie mir auch zuschwören, daß Sie mich nicht verrathen wollen?

Hr. **Damon.** Ja, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich will Ihren Namen nicht nennen. Bleiben Sie ohne Sorgen. Itzt aber erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einige Zeit verlassen und den Lotteriezeddel suchen darf. So bald ich ihn finde: so bin ich wieder bey Ihnen, und will Ihnen die Hand tausendmal für Ihre Aufrichtigkeit küssen.

Fr. Orgon. Aber, soll ich denn so ganz allein bleiben? Wenn mir nun bey meiner Maladie eine Ohnmacht zustiesse: so wäre ich ohne Hülfe.

Hr. Damon. Ich will Ihnen meine Frau herauf schicken.

Fr. Orgon. Ja, da wird die Ohnmacht warten, bis Ihre Frau Liebste kömmt. Warten Sie doch. Der Puls fängt sehr heftig an zu schlagen.

Hr. Damon. Beten Sie nur indessen. Ich kann unmöglich länger warten. Ach, wenn ich den Lotteriezeddel nur schon hätte! Die leichtfertige Frau! Vier Thaler waren es?

Fr. Orgon. Gehen Sie nur. Ich höre Ihre Frau auf dem Vorsaale reden. Sie wird sehen wollen, wie ich mich befinde. Hier kömmt sie, die mitleidige liebe Freundinn!

Vierter Auftritt.

Frau Orgon, Frau Damon, und Jungfer Carolinchen.

Fr. Damon.

Wir haben die Frau Schwägerinn schon lange gesucht. Haben Sie etwan einen Augenblick geruhet? Wie befinden Sie Sich? Hat der Schwindel noch nicht nachgelassen?

Fr. Orgon. Ich kann es selber nicht sagen, wie mir ist. Manchmal wird mir einen Augenblick besser, aber blos deswegen, damit die Noth desto heftiger angeht. Das geringste Aergerniß

kann

kann mich so sehr mitnehmen, als andere Leute ein hitziges Fieber. Uberlegen Sie nur die ungeschliffenen Reden, welche die gottlosen Sänftenträger meinem Manne angehangen haben, und die ich Ihnen im Garten erzählet habe. Ich kann alles vertragen, man mag mir noch so unhöflich begegnen; aber wenn man meinen lieben frommen Mann angreift; so komme ich so sehr aus meiner Gelassenheit, als ob ich gar keine hätte. Heute Vormittage habe ich fast eben ein solches Aergerniß gehabt, weil die Magd meinem Manne mit einer unverschämten Art widersprach. Ich sagte ihm, er sollte ihr das Kohlfeuer an den Kopf werfen, denn er hatte es gleich in der Hand, und zündete sich eine Pfeife Taback an. Aber denken Sie, daß er es that? Das macht ihm viel zu viel Mühe, daß er nach einer Magd werfen soll. Und eben dieser gottlosen Magd schreibe ichs mit zu, daß ich mich so übel befinde.

Carolinchen. Ach Madame, vergessen Sie die verdrießlichen Sachen. Sie möchten Sich sonst noch grössern Schaden thun.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich wohl, meine liebe Mammsell. Sie können einem gut rathen. Sie wissen nicht, was Herrschaften für Noth mit dem verfluchten Gesinde haben. Wenn Sie nur erst Ihre eigene Haushaltung haben werden, dann sagen Sie mirs wieder. Ich habe das heillose Thier, meine Magd, nach dem Caffee hierher bestellt. Sie sollte mir meine genähte Andrienne und einige andere Sachen zum Umkleiden bringen. Sehen Sie wohl, daß sie noch nicht da ist? Sollte

man ein solches Muster nicht in den Karren spannen lassen?

Fr. Damon. Liebe Frau Schwägerinn, ärgern Sie sich nicht von neuem. Ich will gleich nach Ihrer Magd schicken.

Fr. Orgon. Nein! das thun Sie ja nicht. Ich will Wunders wegen sehen, wie lange das verhurte Mensch aussen bleibt. Sie hat ganz gewiß einen Kerl auf der Seite. Wenn sie nur zu Falle käme, ich wollte es ihr gönnen. Sie hat dieses Unglück tausendmal an mir verdient.

Carolinchen. Aber, Madame, warum schaffen Sie ohne Maßgebung die Magd nicht fort, wenn sie Ihnen so viel Verdruß macht?

Fr. Orgon. Nehmen Sie mirs nicht übel, Mammsell, daß ich Ihnen darauf nicht antworten kann. Sie verstehen es nicht. Wenn ich sie, ehe das Jahr um ist, fortjage: so muß ich ihr das ganze Lohn bezahlen. Sie ist erst sechs Wochen bey mir, und in dieser Zeit hat sie mir schon an Töpfen, Schüsseln, Gläsern, Krügen, kurz, an meinem ganzen Hausgeräthe so viel Schaden gethan, daß sie drey Vierteljahre dienen muß, ehe so viel am Lohne herauskömmt, als ich ihr nach meiner Specification abziehen werde. Ach, wie warm wird mir um das Herze! wenn ich nur nicht eine Blutstürzung kriege! Die Magd sollte gewiß den Doctor bezahlen müssen. Ach, liebste Frau Schwägerinn, meine Krankheit thut mir nicht so weh, als die Sorge, daß ich Sie mit meiner Unpäßlichkeit an einem Tage beschwere, da alles frölich seyn sollte. Nehmen Sie es

nicht

nicht übel. Wenn Sie nur wüßten, wie lieb Sie mir wären! Ich wollte das Leben mit Ihnen theilen, wenn ich Ihnen damit dienen könnte. Die Ohrgehenke stehen Ihnen ganz vortrefflich wohl. Aber, warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon. Hier ist sie. Ich habe Bedenken getragen, sie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet seyn.

Fr. Orgon. (Sie sieht die Nadel an.) Ach, das ist ja etwas englisches! Eines solchen Putzes darf sich eine Gräfinn nicht schämen. Der rechtschaffene Herr muß sehr großmüthig gewesen seyn. Und wenn er mich damit beschenkt hätte, es könnte mir nicht so angenehm seyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich sehen sollte! Das ist mein täglicher Wunsch. Aber wenn die Steine nur auch ächt sind. Sollte keine Folie drunter seyn? Es könnten doch wohl Böhmische Diamanten . . . Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es sind gute Brillanten. Sie können sich darauf verlassen. Ich bin ganz beschämt, daß Sie mir Ihre Liebe auf eine so zärtliche Art sehen lassen.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viele Mühe mit dem rechtschaffenen Manne? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich versorgte ihn mit Essen und Trinken. Und in derselben Nacht, da er so gefährlich krank war, ersuchte er mich, ihm aus einen geist-

lichen

lichen Buche etwas vorzulesen. Ich ergriff Saurins Predigten und las ihm eine vor. Für diesen Dienst, sagte er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbunden, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß so ein schönes Buch in der Welt ist. Und da er mir bey dem Abschiede das Präsent machte: so sagte er, dieses ist für Saurins Predigt.

Fr. Orgon. Das muß ich bekennen! Ihnen hat eine Predigt mehr eingetragen, als manchem Priester der ganze Jahrgang.

Fr. Damon. Ich schenkte ihm das Buch, da er in den Wagen steigen wollte. Ich nehme es an, sagte er. Wenn ich sterbe: so will ich Ihnen oder Ihrer Frn. Muhme, (Denn Carolinchen stund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.

Fr. Orgon. Ist es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herze! So wird er Sie wohl gar noch in seinem Testamente bedenken? Wenn er nur nicht etwan auf der Reise stirbt! Ich wäre des Todes über diesen Zufall. Aber Mammsell, wie haben Sie Sich denn so beliebt bey ihm gemacht?

Carolinchen. Ich, Madame? Ich besuchte meine Frau Muhme etliche mal in seiner Anwesenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, stund ein Clavier, darauf habe ich einige Chorale und Lieder gespielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, diesen Ring anzunehmen.

Frau

Fr. Orgon. Wie? Er hat Sie auch beschenkt? Sie müssen in einem glücklichen Zeichen gebohren seyn. Das ist ja ein auserlesener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein schönes Kind. Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein solcher kostbarer Ring erfordert auch kostbare Kleider. Wenn nun auch ein großmüthiger Herr ungefehr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Andriennen schenkte. Vielleicht kömmt dieser Putz im Testamente nach. Sehen Sie doch, wie der grosse Diamant spielet! Er blendet mich ganz und macht, daß mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Herr Damon.

Wertheste Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen Sie Sich nicht heraus bemühen. Meine Frau und Jgfr. Carolinchen sollen hier auf Sie warten.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen.

Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuschauer gelesen habe, durch seine Frau hat können

nen zum Philosophen werden. Eine solche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Manne mehr Dienste thun, als die ganze Moral. Ich dächte, sie wäre gar betrunken. Ich habe sie ja das erstemal, da ich sie vor einem Vierteljahre gesehen, nicht so gefunden. Sie ziert sich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat sie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge gesagt!

Fr. Damon. O mein gutes Kind, Sie kennen die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erstemal bey ihr ist: so sollte man schwören, es wäre keine bessere und artigere Frau auf der Welt. Denn wenn man neu bey ihr ist: so thut sie sich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und diese Begierde besiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verläumdung. Aber diese Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren Willen hervor und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man sie das anderemal besucht: so sieht man ihre schlimme Seite schon halb, denn es wird ihr zu sauer, sich zu verbergen. Kömmt man das dritte und viertemal: so sieht man an statt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das ist ein vortrefflicher Charakter! Hat sie nicht auch etwan die Tugend, daß sie ihrem Manne untreu ist?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Eitelkeit genug und sucht bey aller Gelegenheit

von

von den Mannspersonen bewundert zu werden. Doch so lächerlich sie über dieser Bemühung wird: so schweift sie doch nie auf eine strafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß sie wirklich krank ist?

Fr. Damon. Behüte der Himmel! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber sie stellt sich krank, um sich wegen des Verdrusses zu rächen, den ihr mein Präsent gemacht hat. Auf diese Art kann sie mir die Last auflegen, daß ich allerhand Umstände mit ihr machen, und mich wegen ihrer Maladie besorgt stellen muß. Endlich erhält sie durch ihre Krankheit das boshafte Vergnügen, uns unser Vergnügen äusserlich zu verwehren. Kurz, die plötzliche Krankheit ist bey ihr nichts anders, als ein Mittel, ihre närrischen Neigungen desto besser zu befriedigen.

Carolinchen. Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit so einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten sagen, daß sie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen sollte; aber ich wollte sie mit so vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit so vielen Stichelreden bestrafen, daß sie meinen Umgang nie suchen sollte.

Fr. Damon. Dieser Anschlag kömmt recht aus dem Innersten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten um zu gehen, und besonders mit Blutsfreunden: so würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wissen Sie nicht, daß es eine gröſſere Kunst ist, eine Närrinn

mit Geduld zu ertragen, als sich von ihr los zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundschaft zu verursachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelassen ich mich heute bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn auf zu führen suchen werde. Das erfordert die Menschenliebe.

Carolinchen. Ich bewundere Sie, liebe Frau Muhme. Wollte der Himmel, da ich so viel von Ihnen gelernet habe, daß ich auch Ihre Geduld lernen könnte! Sagen Sie mir nur, ob die Frau Orgon in der That geizig ist? Und ob es möglich ist, daß man geizig seyn kann? Ich weis nach meiner Gemüthsart nichts unmenschlichers, als den Geiz.

Fr. Damon. Ich glaube wohl, Carolinchen, daß Ihr gutes Herz und Ihre Jugend nichts entsetzlichers wissen, als den Geiz. Allein, es ist eben ein Fehler von Ihnen, daß Sie allen Menschen solche Eigenschaften andichten, als Sie haben, oder zu haben wünschen. Sie kennen die Welt noch zu wenig.

Carolinchen. Ja, allein ist es denn nicht wahr, was ich, ich denke in Popens Versuche des Menschen, gelesen habe, daß die Menschen weder so gut, noch so böse sind, als sie scheinen?

Fr. Damon. Das wollen wir itzt nicht ausmachen. Ich erfreue mich indessen von Herzen, daß ich höre, daß Sie fleissig lesen. Doch, mein liebes Kind: Ich muß Ihnen bey dieser Gelegenheit aus Liebe eine kleine Anmerkung machen, ehe es andere aus Spötterey thun. Es ist etwas vortreffliches, daß Sie, über Ihren Fleiß in Hausgeschäfften, gute

und nützliche Bücher lesen. Sie können nie zu viel daraus behalten. Merken Sie Sich alle schöne Stellen, und lesen Sie solche zwanzigmal; allein hüten Sie Sich, Ihre Belesenheit nicht gar zu sehr merken zu lassen. Ob Sie es gleich nicht aus Prahlerey thun: so läßt es doch zu gelehrt. Merken Sie es ja. Es gehört eben so viel Geschicklichkeit dazu, das, was man gelesen hat, mit einer guten Art an zu bringen, als selber etwas zu schreiben, das lesenswürdig ist. Werden Sie nicht verzagt. Es wird sich schon geben. Itzt will ich auf Ihre Frage antworten, ob die Frau Schwägerinn wirklich geizig ist. Sie sind einmal in ihrem Hause gewesen, und wissen also, daß sie viel Federvieh hat. Dieses nun mit leichten Kosten zu erhalten und fett zu machen, bedient sie sich folgendes Kunststücks. Sie zwingt ihren Mann, der eine obrigkeitliche Person ist, unter einem Gewissensvorwande, daß er erlauben muß, daß die Bettelleute herum gehen dürfen. Wenn nun einer vor ihre Thüre kömmt: so rühmt sie ihm, daß er bloß ihr die Erlaubniß bey ihrem Manne schuldig wäre, daß er bitten gehen dürfte. Zugleich fragt sie ihn, ob er kein Brod für ihre Hüner zu verkaufen hätte. Hat er keins, so muß er welches schaffen. Hat er Brod: so liest sie sich die besten Stücken aus und taxiret es selbst, so, daß ihr ein armer elender Mann entweder seinen Vorrath, über dem er ganze Tage gesamlet hat, und der etwan zwey Groschen werth ist, für sechs Pfennige lassen muß, oder sie schreyt nach dem Bettelvoigte. Halten Sie dieses für keinen Geiz?

Carolinchen. Ist es möglich? Das ist ja ein ärger Verbrechen, als der Kirchenraub.

Fr. Damon. Ja, die Frau Schwägerinn hat eine ganz eigene Religion. Ihrem Viehe einmal nicht satt zu fressen zu geben, das hält sie für die größte Sünde, weil sich das Vieh nicht helfen könnte; aber ihre Bedienten hungern und kaum des Nachts etliche Stunden schlafen zu lassen, das heißt sie Wirthschaft.

Carolinchen. Sie mag also wohl ganz christlich mit ihrem Gesinde umgehen. Ich weis nicht, wie man das arme Volk, das ohnedem versehen ist, um ein geringes Geld zu dienen, so plagen kann.

Fr. Damon. Bey ihr ist eine Bediente nicht allein eine Maschine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, sich bewegen muß. Nein, sie hat noch mehr zu ertragen. Sie ist das Werkzeug, an dem sie alle den Gift ausläßt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieser oder iener Seite durch andere Leute und durch sich selbst aufgebracht werden: so hat es ihre Magd zu genieſſen. Wenn Sie nur eine einzige solche Standrede mit anhören sollten, als sie ihrer Magd alle Tage hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neu erfundenen Schmähungen recht strotzende Beredsamkeit erschrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine Magd etwas grosses gethan haben, die bestimmt ist, in ihren Diensten zu leben. Eine Stelle im Zuchthause muß

dagegen

dagegen eine rechte Glückseligkeit seyn. Denn wenn die Züchtlinge arbeiten: so sagt ihnen kein Mensch etwas, und zu essen und zu trinken bekommen sie auch, bis sie satt sind.

Fr. Damon. So tyrannisch sie mit dem Gesinde umgeht: so sind doch ihre Mägde zu gewissen Stunden ihre Vertrauten, denen sie ihr ganzes Herz ausschüttet, und das Uebelste von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, ist die gröste Strafe; aber ihr Mann zu seyn, das muß ein Unglück seyn, bey dem einem der Selbstmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Der Himmel weis alles zu fügen. Ihr Mann ist der Unempfindlichste und Gleichgültige im gröβten Grade, und fühlet sein Elend, bey einer solchen Frau zu leben, eben so wenig, als er das Vergnügen der Ehe schmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Herr Damon.

Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte sie ein wenig. Sie sagte, sie könnte nicht ruhig seyn, wenn sie dich nicht sähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen.

Hr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme schon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Herr Damon.

Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorschlag thun, der Ihnen aus mehr, als einer Ursache, lieb seyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frauen wegen stets gewogen gewesen, und also . . .

Carolinchen. Auf diese Versicherung kann ich eben nicht stolz werden. Wenn Sie mir blos der Frau Muhme wegen gewogen sind: so scheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienste haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen! Was kann Sie denn das verschlagen, ob ich Ihnen aus dieser oder jener Ursache gewogen bin? Genug, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu sorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden seyn, gesetzt, daß ich Sie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau ist. Was haben Sie mir denn für einen Antrag zu machen?

Hr. Damon. Er gehet Ihr Glück an, und ich will Ihr Glück machen.

Caro-

Carolinchen. Das ist sehr großmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maßgebung, wissen Sie denn schon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür ansehen? Ich fürchte, daß wir verschiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun, man sollte denken, ich, als ein funfzigjähriger Mann, sollte wohl wissen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung sind; so müssen Sie wissen, daß Sie jung sind und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es ist wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher gelesen. Wie heißt denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heißt Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie Sich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, die sich rühmet, alte Bücher gelesen zu haben, könnte schon verstehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja! Aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, so witzig wäre und gleich errieth, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte sagen wollen.

Hr. Damon. Diese Bescheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweisen. Sie sagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht fassen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und so kurz sie ist: so haben sie doch zeitlebens daran zu lernen.

Seyn Sie ja nicht vorwitzig, Jungfer Muhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie diesen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es sich für Ihre Jahre schickt.

Carolinchen. Also muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verstand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre verjährten Meynungen hinein tragen könnten. Kurz, ich muß so lehrbegierig seyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht so, Jungfer Muhme. Die Natur hat Ihnen schöne Gaben gegeben, wenn Sie so bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann schon zu verbessern wissen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erst klug.

Carolinchen. Ich danke Ihnen gehorsamst für diese Schmeicheley.

Hr. Damon. So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne: so kann ich Ihnen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbahren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie schon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Mensch, der funfzigtausend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reisen gekommen ist, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Also wäre mein Rath, daß Sie ihn nehmen. Ich wüßte keine bessere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben Sie mir Ihr Wort, Sie sollen ihn haben.

Caro-

Carolinchen. Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja sagen?

Hr. Damon. Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf sich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen und nichts, als ein roth und weisses Gesichte, zu ihrer Aussteuer hat, wohl noch Bedenkzeit ausbitten, wenn sie einen jungen reichen Mann nehmen soll? Ist dieß der Gehorsam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Absicht schuldig sind?

Carolinchen. Halten Sie denn eine Heyrath, ein so genaues Band, das zeitlebens dauern soll, für eine Kleinigkeit, bey der man sich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas sehr wichtiges und eben deswegen sollen Sie gleich Ja sagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich also Herr Simon nimmt: so nimmt er mich, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und mir eine unverdiente Wohlthat zu erzeigen. Ich habe Sie gefragt, ob mich Ihr Herr Mündel heyrathen will. Seyn Sie nunmehr so gütig, und fragen Sie mich, ob ich ihn auch haben will.

Hr. Damon. Also wollen Sie ihn haben?

Carolinchen. Nein! So lange ich meinen Verstand behalten werde: so schwöre ich Ihnen zu,

daß ich nicht in die Versuchung gerathe, ihn zu lieben, und wenn er noch sechsmal nach Paris reisete.

Hr. Damon. Sind Sie denn nicht bey sich selbst? Warum steht er Ihnen denn nicht an? Denken Sie denn, daß ein Marquis aus Frankreich nach Deutschland kommen wird, um sich in Sie zu verlieben? Wgrum wollen Sie ihn denn nicht haben?

Carolinchen. Aus eben den Ursachen, weswegen Sie glauben, daß er sich vortrefflich für mich schickte, aus eben den Ursachen, sage ich, begehre ich ihn nicht. Erstlich verlange ich ihn nicht, weil er so reich ist.

Hr. Damon. Um des Himmels willen! Verrathen Sie Ihren Unverstand nicht so sehr. Wenn er nicht reich wäre: so möchte er hingehen, wo er wollte. Aber weil er reich ist und Sie arm sind: so ist es ein Mann für Sie. Was wollen Sie denn mit einem Armen anfangen? sich aus Liebe bey ihm zu Tode hungern? Ist ein Mann mit funzigtausend Thalern kein Glück?

Carolinchen. Das Glück, das ich bey Ihrem reichen Herrn Mündel haben werde, besteht ungefehr darinn: Er wird mich heirathen, und unter der Gestalt seiner Frau werde ich anders nichts, als seine Speisewirthinn und Haushälterinn, kurz, eine Sklavinn seyn, die ihre Freyheit, ihre Neigung, und alles dem Stolze und den Schwachheiten eines reichen und ungesitteten Mannes aufopfern muß, und zwar aus dem Grunde, weil sie den Fehler hat, daß sie arm ist.

Herr

Hr. Damon. Ich werde rasend über Ihren Stolz. Sagen Sie mir nur, ob Ihnen mein Mündel nicht gut genug ist? Sie sind ja keine Prinzessinn. Ich weis ja wohl, daß Ihr Großvater ein guter ehrlicher Pachter war, und Ihr Herr Vater hatte die Weisheit auch nicht vom Himmel gehohlet. Wenigstens hat er bey seiner grossen Gelehrsamkeit nicht so viel verlassen, daß er unter die Erde gebracht werden konnte. Ich will es Ihnen in meinem Buche zeigen, wie viel ich zu seinem Leichenbegängnisse vorgeschossen habe. Soll ich Sie etwan auch auf meine Kosten begraben lassen, wenn Sie sterben?

Carolinchen. Herr Vetter, Sie thun mir recht viel Ehre an, daß Sie mir meine Aeltern, oder vielmehr ihre Armuth vorwerfen. Ich bin auf nichts so stolz, als daß ich einen rechtschaffenen und gelehrten Vater gehabt habe, der mir eine vernünftige Erziehung geschafft, ob er mir gleich nichts hinterlassen. Sein guter Name, den er bey den Vernünftigen hat, ist in meinen Augen ein Ansehn, das ich um Ahnen und Rittergüter nicht hingeben wollte. Und wenn Sie die ausgelegten Leichenkosten gar zu sehr beunruhigen: so will ich Ihnen den Ring, den ich letztens geschenkt bekommen habe, so lange zum Pfande geben, bis ich das Geld bezahlen kann.

Hr. Damon. Ich habe Ihnen nichts vorgeworfen, da behüte mich der Himmel. Ich habe nur gesagt, was wahr ist. Sie mögen Sich nun so kostbar machen, als Sie wollen: so dächte ich nach

meinen

meinen einfältigen Gedanken doch, daß Herr Simon Ihrer alle Stunden werth wäre, wenn Sie auch zehn tausend Thaler hätten, da Sie doch nicht so viel Groschen haben. Verstehen Sie mich?

Carolinchen. Ich verstehe Sie ganz wohl. Sie reden mit der deutlichen und bündigen Beredsamkeit eines reichen Mannes an seine arme Clientinn. Ich will Ihnen meine Meynung kurz sagen. Wenn Herrn Simons Verstand so gut wäre, als seine Person ist, und er ein gutes Gemüthe hätte: so würde er ein ganz liebenswürdiger Mann seyn. Allein, seine reichen Kleider blenden mich nicht, daß ich nicht seine freche, oder wie er es nennt, galante Lebensart einsehen könnte. Und wenn er einen Anspruch auf alle Goldbergwerke hätte: so werde ich ihn nicht lieben. Die Ehe ist das wichtigste Geschäffte in der Welt, von dem mehr Vergnügen und Quaal abhängt, als daß man das erste der Mode und dem Reichthume aufopfern sollte, um sich das andere recht förmlich dadurch zu erkaufen. Was quälen Sie mich mit einer Heirath? Lassen Sie mir meine Freyheit, oder lassen Sie mir wenigstens Zeit, bis mich ein Mann wählet, der vernünftig und zärtlich ist, und bey dem ich das werden kann, was er ist. Alsdann werden Sie sehen, ob ich Ihnen ungehorsam, oder ob ich zu stolz zur Ehe, oder zu albern zur Liebe bin.

Hr. Damon. Ifr. Muhme, soll ich Ihnen sagen, wie mirs ums Herze ist, ohne Umstände zu machen?

Carolinchen. Wie können Sie mich erst fragen? Es ist Ihnen nichts anständiger, als diese

Frey-

Freyheit, zu der Sie Ihr Alter, Ihr Vermögen, und Ihr ganzer Charakter bevollmächtigen.

Hr. Damon. Kurz, Ihr vieles Bücherlesen, Ihr Bischen Französisch, Ihr Clavierspielen machen Sie närrisch, und Ihr Spiegel und Ihre Armuth machen Sie stolz und sorglos. Da haben Sie in wenig Worten Ihr ganzes Bildniß.

Carolinchen. Das ist ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenschaften und ihrer Quellen. Sie werden ja recht sinnreich, wenn Sie mich beschimpfen wollen. Merken Sie Sich doch diesen Charakter. Sie können ihn weiter ausführen und an den la Bruyere drucken lassen, und sich noch etliche Groschen Geld damit verdienen. Weil Sie mich mit aller Gewalt närrisch machen wollen: so will ich Ihnen sagen, daß ichs bin. Aber Sie werden es meiner Narrheit zu gute halten, wenn ich sage, daß ich Sie auch nicht für den klügsten Mann halte.

Hr. Damon. Sie mögen von mir halten, was Sie wollen. Mir ist es sehr gleichgültig. Ein Mann, der bey nahe zwanzig Jahre in einem öffentlichen Ammte steht, von dem kann man mit Recht vermuthen, daß er im Schlafe klüger ist, als ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen im Wachen.

Carolinchen. Das Ammt macht wohl satt; aber ich weis nicht, ob es auch allemal klug macht. Doch Herr Vetter, Sie haben mir Ihr Herz eröffnet, und ich Ihnen das Meinige. Ich glaube also, daß Sie mir nichts mehr werden zu sagen haben,

denn

denn ich wüßte fast keine Galanterie, die Sie vergessen haben sollten an mir zu verschwenden. Ich will in den Garten zur andern Gesellschaft gehen, wenn Sie es erlauben wollen.

Hr. **Damon.** Ha! Ha! Ich verstehe diese Sprache. Je spröder sich ein Mädchen stellt, desto verliebter ist sie. Vielleicht würde Sie die Gesellschaft nicht so an sich ziehen, wenn Herr Simon nicht dabey wäre. Ich habe es lange an Ihren Mienen gemerkt, was in Ihrem Herzen vorgeht. Verstellen Sie Sich nicht, loses Kind. Ich wollte Ihnen alles aufs Blatt schreiben, was Sie fühlen.

Carolinchen. Sie würden ein sehr lächerliches Journal von meinem Herzen halten, wenn Sie eins aufsetzen sollten. Herr Simon würde gewiß in meinem Herzen das seyn, was das Geld bey Ihnen ist.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon. Carolinchen.

Frau Muhme, reden Sie doch Ihrem Herrn Liebsten zu. Er quält mich mit einer Heirath, und ist so überzeugt davon, daß Herr Simon sich für mich schicket und daß ich ihm gewogen bin, so überzeugt, sage ich, als von der Gewißheit seines Geburtstages.

Fr. **Damon.** Ich wollte eben sehen, warum Ihr so lange von uns bliebet. Kommen Sie, mein

mein lieber Mann, die Gesellschaft vermißt Sie. Und der Frau Schwägerinn ihre Krankheit steigt von Stunde zu Stunde so ordentlich, daß man die Ohnmacht ausrechnen kann. Kommen Sie.

Hr. Damon. Meynst du nicht, mein Schatz, daß Jungfer Carolinchen und Herr Simon für einander gebohren sind?

Fr. Damon. Kommen Sie, wir können die Gesellschaft nicht so lange allein lassen.

Hr. Damon. Es ist mein wahrer Ernst. Carolinchen muß ihn heirathen. Auf diese Art werden ich und du vieler Sorge los.

Carolinchen. Wenn nur gleich ein Priester da wäre, der uns trauen könnte. Ich glaube, Sie bezahlten vor Freuden das Traugeld.

Hr. Damon. Ja. Hier haben Sie meine Hand. Ich will den ganzen Thaler geben.

Carolinchen. Wollen Sie mir auch die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider schaffen?

Hr. Damon. Ja! das will ich, . . . Wie meynten Sie? Die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider schaffen? Nein! Das würde Herr Simon nicht geschehen lassen. Es wäre für ihn ein Schimpf, und für mich eine Prahlerey.

Carolinchen. Aber, wenn ich mit dieser Bedingung Herr Simonen heirathen wollte, und Ihnen mein Glück so lieb wäre; so, dächte ich, könnten Sie sich wohl einmal dem Verdachte einer Prahlerey aussetzen. Gut, gut. Sie richten mir die Hochzeit aus, und schaffen mir Kleider und Betten.

Ich

Ich halte Sie bey Ihren Worten, und will Herr Simonen haben.

Hr. Damon. Wie? Was? Das hätte ich gesagt? Ist es nicht genug, daß ich Sie reich machen will; soll ich auch noch darüber zum armen Manne werden?

Fr. Damon. Ihr Leute zankt Euch nicht über eine Sache, die mir verdächtig vorkömmt. Kommt!

Carolinchen. Nur noch ein Wort. Herr Vetter, wollen Sie nicht funfzig Thaler an ein Gastgeboth wagen? Mehr verlange ich nicht: so will ich Herr Simonen nehmen. Sie haben ja keine Kinder. Thun Sie es doch. Wollen Sie?

Hr. Damon. Wenn die feindliche Invasion nicht gethan hätte: so würde ich ohne Bedenken Ja sagen; aber so muthen Sie mir es nicht zu. Ich hatte einen Rittmeister und acht Bediente und zwölf Pferde bey mir. Ach, was frißt nicht Pferd und Mann in vier und zwanzig Stunden!

Carolinchen. Denken Sie doch an Ihres Herrn Bruders Leibspruch: Krieg und Brand segnet Gott mit reicher Hand. Thun Sie, als wenn Ihnen die Feinde funfzig Thaler mehr gekostet hätten, oder verrechnen Sie die funfzig Thaler mit unter den Schaden, welchen Gott ersetzen soll. Darf ich hoffen?

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht geizig. Das darf mir niemand vorwerfen. Aber funfzig Thaler schenkt kaum ein Fürst ohne Ursache weg.

Fr. Damon. Ich bitte Euch alle beyde von Herzen; hört auf, oder ich muß denken, daß Ihr

ein

ein gröſſer Vertrauen in meine Geduld ſetzet, als ich wünſche.

Carolinchen. Frau Muhme, werden Sie nicht böſe. Die Sache betrifft mein Glück, wie der Herr Vetter ſpricht. Doch, Herr Vetter, ich will Ihnen zeigen, daß ich die Billigkeit Ihrer Gründe einſehe. Ich will von funfzig Thalern bis auf dreiſſig nachlaſſen. Wenn Sie mir dieſe gleich zu einem Hochzeitgeſchenke baar auszahlen wollen: ſo ſollen Sie noch heute das Vergnügen haben, mich Jungfer Braut zu heiſſen.

Hr. Damon. Ach was ſoll Ihnen das Geld! Herr Simon hat ſo viel, als ich. Er wird Ihnen ſchon geben, was Sie zu Kleidern nöthig haben. Zwanzig Thaler ſind zur Zeit der Noth ſo gut, als tauſend, wenn man ſie nicht braucht.

Carolinchen. Sie ſind ja härter, als ein Stein. Wollen Sie denn mein Glück auch nicht mit zehn Thalern erkaufen?

Hr. Damon. Hören Sie nur. Kurz und gut: Wenn Sie Herr Simonen nehmen wollen: ſo ſoll das ausgelegte Geld für Ihres ſeeligen Herrn Vaters Leichenbegängniß, welches acht Thaler acht Groſchen beträgt, Ihnen geſchenkt und hiemit getilget ſeyn.

Carolinchen. Frau Muhme, iſt das nicht großmüthig! Es iſt mir recht lieb, Herr Vetter, daß mein Vater wegen ſeines Todes unter Ihren Schuldnern ſteht. Ich will nicht ſo leichtſinnig ſeyn, und Ihnen ein Mittel benehmen, ſeiner oft in Ehren zu gedenken. Kommen Sie. Ich will Sie in den Garten führen. Wir wollen heute ſchon noch eins

werden. Wenn Ihnen der Wein bey der Mahlzeit in den Kopf kömmt: so geben Sie mir lange eine Verschreibung von hundert Thalern zum Brautschatze.

Hr. Damon. Wie? Hundert Thaler? Was sagen Sie? Ich hätte mich zu hundert Thalern verstanden? Mein Kind, sage es auf dein Gewissen, habe ich mit einer Sylbe daran gedacht? Was? Nehmen Sie, wen Sie wollen, Jungfer Muhme. Ich will mich in Ihre Heyrath nicht mengen. Sie sind ein gefährlich Mädel, das merke ich;

Fr. Damon. Carolinchen weis es doch, daß Sie es gut meynen. Sie will sich vielleicht ein bischen rächen, daß Sie sie mit einer Heyrath geplagt haben. Kommt ja, sonst stirbt die Frau Schwägerinn.

Ende des zweyten Aufzugs.

* * * * * * * * * * * * * *

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hr. Damon. Hr. Simon.

Herr Damon.

Hier sehen Sie das Loos. Es kostet vier Thaler Wenn Sie diese daran wagen, und Ihr Glück versuchen wollen: so steht es zu Ihren Diensten. Ich thäte es, wenn ich wie Sie wäre.

Hr.

Hr. Simon. Wenn es vierzig Thaler kostete: so wollte ichs weit lieber annehmen, als da es nur vier Thaler beträgt. Ich schäme mich, wenn man meinen Namen bey vier Thalern lesen sollte. Es ist wider meine Ehre. Alle Leute wissen, daß ich eine Tonne Goldes im Vermögen habe.

Hr. Damon. So wissen alle Leute etwas sehr falsches. Ich dächte, Ihr Vormund sollte am besten wissen, wie hoch sich Ihr Vermögen beliefe. Funfzigtausend Thaler haben Sie, und keinen Groschen mehr. Es wird sich zeigen, wenn ich in vier Wochen die Vormundschaft aufgebe, und Ihnen die Rechnung vorlege. Könnten Sie mir doch an statt funfzigtausend Thaler hunderttausend abfordern. Was? Ich wäre kein ehrlicher Mann? Ich sollte Sie um ein halbe Tonne Goldes betrogen haben?

Hr. Simon. Wer hat denn das gesagt? Es mag seyn, daß ich nur funfzigtausend Thaler im Vermögen habe, dem ungeachtet werde ich stets von hundert tausend Thalern sprechen. Leute von Stande müssen allemal mehr haben, als sie haben. Wenn ich an den Hof gehe, und eine reiche Heyrath thue: so kann ichs wohl auf eine Million bringen.

Hr. Damon. Sie haben eine leichte Art zu rechnen, und nach dieser können Sie sehr reich werden. Doch wieder auf den Lotteriezettel zu kommen. Sie dürfen ja Ihren Namen nicht entdecken. Es geht nach der Nummer und nach der Devise. Wollen Sie das Loos nicht haben? Wer weis, wie viel Sie damit gewinnen?

Hr. Simon. Geben Sie es nur her, und brin-

gen Sie das Geld dafür in meine Rechnung. (Er sieht es an.) Aber was ist denn das für eine pietistische Devise? Pour la vertu! Von wem haben Sie Französisch gelernt? Herr Vormund. Sie sind gewiß auf das Wort vertu gefallen, weil Sie kein anders gewußt haben. Hätten Sie denn nicht etwas galantes wählen können? Die Devise kann ich nicht leiden. Ich streiche sie aus, und setze dafür pour la petite Jeannette, oder so etwas.

Hr. Damon. Nein, um des Himmels willen, Herr Simon, das geht nicht an. Die Devise muß bleiben, oder das ganze Loos geht verlohren. Steht denn etwas gefährliches in den französischen Worten? Es hat sie mir ein guter Freund darauf gesetzt.

Hr. Simon. Es mag gewesen seyn, wer es will; so muß er wenig Lebensart gehabt haben. Ich will Ihnen die Devise verdeutschen. Sie heißt: Für die Tugend! Können Sie etwas trockeners und frostigers träumen, als dieses Sprüchelchen ist? Wenn haben Sie bey einem Hofmanne eine solche Devise gesehen?

Hr. Damon. Ich bin ja kein Hofmann. Und hören Sie nur, Herr Simon, die Tugend lasse ich mir nicht nehmen. Mein Vater und unsere ganze Familie hat stets den Ruhm der Tugend gehabt. Und wenn sie auch nicht mehr Mode wäre: so rede ich ihr doch das Wort. Die Tugend ist ganz gut. Wo Tugend ist, kömmt Seegen in das Haus. Ich dürfte fast das Loos nicht verkaufen, weil die Tugend darauf steht. Wer weis, wie viel sie gewinnt?

Hr. Simon. Und ich dürfte fast das Loos nicht nehmen,

nehmen, weil die Tugend darauf steht. Wer weis, wer es sieht, und mich für einen Milzsüchtigen hält! Hier haben Sie es wieder.

Hr. **Damon.** Nein! Nein! Ich nehme es nicht wieder an. Was gehandelt ist, ist gehandelt. Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu.

Hr. **Simon.** Gut, gut. Ich will das tugendhafte Loos behalten. Mich soll es nicht anstecken. Es giebt ja Pöbel genug, dem ich eine Freude damit mache, wenn ichs ihm schenke.

Hr. **Damon.** Verschenken müssen Sie es nicht. Lassen Sie nur mit Sich reden. Das Loos kostet freylich nicht mehr, als vier Thaler. Allein das Postgeld und die übrigen Unkosten betragen noch acht Groschen. Mit diesen acht Groschen wollen wir es also machen. Ich will sie nicht in Rechnung bringen, sondern zu der Masse der vier Thaler schlagen. Von vier Thaler acht Groschen, ist acht Groschen der dreyzehnte Theil. Wenn also das Loos gewinnt: so kriege ich den dreyzehnten Theil des Gewinnstes. Verstehen Sie mich?

Hr. **Simon.** Ich verstehe Sie; aber ich werde den Vorschlag nicht eingehen. Es läßt nicht für meinen Stand!

Hr. **Damon.** Aber für mich läßt es ganz wirthschaftlich und vernünftig. Wissen Sie was? das Loos ist Ihre. Aber sagen Sie meiner Frau nichts davon. Sie kann die Lotterien gar nicht leiden, und würde mir den größten Vorwurf machen, wenn sie erführe, daß ich das Geld darein wagte.

Hr. Simon. Machen Sie Sich keinen Kummer deswegen. Ich und Ihre Frau Liebste sind nicht so gar vertraut. Sie mag so schön aussehen, als sie will: so ist sie doch in meinen Augen eine Marionette, deren Augen und Hände von nichts, als den gemeinen Meynungen des Pöbels bewegt werden. Wie unerträglich ist ein Frauenzimmer, das keine galante Auferziehung gehabt hat! Sie hat nicht einen aufgeweckten Einfall. Sie redt und thut, als ob sie eine Priesterinn der Keuschheit wäre. Sie hat ein feines Gesichte; aber ihr Verstand und ihre traurige und abgeschmackte Lebensart verderbt ihre ganze Bildung. Ma foi! Wenn Ihre Frau in eine Gesellschaft nach Paris käme, man würde denken, sie wäre eine Bürgerinn aus dem Monde.

Hr. Damon. Ich habe es ja nicht zu wissen verlangt, ob Ihnen meine Frau gefällt, oder nicht. Wenn Sie mir gut genug ist: so werde ich deswegen nicht krank werden, daß sie Ihnen mißfällt. Vielleicht ist mirs gar lieb. Doch das gehört nicht zur Sache. Ich kriege doch den dreyzehnten Theil, wenn Ihr Loos glücklich seyn sollte, und zwar wegen meiner zur Masse gegebenen acht Groschen.

Hr. Simon. Das wird sich schon geben; aber wo bleibt die Madam Orgon? Sie hat mir versprochen die verdrüßliche Gesellschaft in dem Garten zu verlassen, und sich mit mir hier allein zu unterhalten. Das ist doch eine Frau, mit der ein Chapeau ein Wort reden kann. Sie ist auch noch nicht galant genug; Aber sie hat doch Attachement für eine Mannsperson. Ich muß sie suchen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon. Herr Simon.

Herr Simon.

Ha, liebste Madam, kommen Sie endlich? Haben Sie mich lange genug entbehrt? Ja, ja. Wir schicken uns besser zusammen, als wenn wir einander angetraut wären. Wenn ich Sie nicht in dem Garten gehabt hätte, ich wäre eingeschlafen. Es geht hier zu, wie in einer Leichenpredigt. Die Leute mögen gar nicht wissen, daß sie gebohren sind, um lustig zu seyn. Aber, wie befinden Sie Sich, Madam? Ist Ihr Zufall vorüber?

Fr Orgon. Wie glücklich wäre ich, wenn ich so bald wieder gesund werden könnte, wie andere Leute. Ach bey mir hält es immer lange an. (Zu Herr Damon) Wissen Sie wohl, Herr Schwager, daß Ihre Frau Liebste und mein Mann nach Ihnen gefragt haben? Es hat auch ein gewisser Herr hergeschickt und sich erkundigen lassen, ob Sie ein Capital von etlichen tausend Thalern gegen Steuerscheine vorschiessen wollten.

Hr. Damon. Ist es möglich? Ich muß doch hören, wer es ist.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Herr Simon.

Es ist recht schön, daß der närrische Mann fort ist. Er dünkt sich recht klug zu seyn, und darum hat er

weniger Hoffnung klug zu werden, als alle Narren. Lassen Sie uns lustig seyn, liebste Madam. Bey mir soll Ihnen die Zeit nicht lang werden. (Er küßt ihr die Hand) Sie haben eine rechte weisse Hand, fast weisser, als meine. Ja, ja, Sie sind eine rechte drolichte Frau.

Fr. Orgon. Wenn Sie erlauben: so werde ich mich niedersetzen. Das Stehn wird mir gar zu sauer.

Hr. Simon. (Er langt den Stuhl her.) Sehn Sie, Madam: so bedient man das Frauenzimmer in Paris. Den Stuhl kann ein ieder Deutscher hersetzen; aber mit einer bonne grace, das ist die Seele von der Höflichkeit.

Fr. Orgon. Sie sind der galanteste Herr, den ich noch gesehen habe. Ach wie matt bin ich nicht!

Hr. Simon. O Madam! Eine kleine Erfrischung! (Er küßt sie.) Sie sind eine rechte englische Frau. Ich möchte oft die Ehre Ihrer Gesellschaft geniessen.

Fr. Orgon. Loser Mann! Wer heißt Sie so frey seyn? Könnten Sie nicht gar krank werden, da Sie eine kranke Frau küssen?

Hr. Simon. Par bleu. Wenn ich auch ein hitziges Fieber bekommen sollte, das muß ein Galanthomme nicht achten. Lieber einem Frauenzimmer zu gefallen zehn Jahre eher gestorben, als wie ein Pinsel zehn länger gelebt.

Fr. Orgon. Ich weis nicht, es drückt mich so am Herzen. Ich bin wohl zu blos mit der Brust gegangen. Itzt seh ichs erst. Nehmen Sie es

nicht

nicht ungütig, ich muß mich ein wenig zurück lehnen, daß ich zu Athem komme.

Hr. Simon. (Er küßt sie.) Ach Madam, quelle charmante vue! Que vous avez la belle gorge! Ma foi! Läßt das Drücken nicht bald nach? Ich will Sie wohl gesund machen.

Fr. Orgon. Mein lieber Herr Simon, Sie sind (Sie schlägt ihn mit dem Fächer) sehr leichtfertig. Ich werde Ihnen bald einen Verweis geben. Wenn es iemand sähe: so würde er gewiß auf eine starke Vertraulichkeit schließen.

Hr Simon. Madam, reden Sie nicht so, wie eine Deutsche. Ich habe ungefehr vor drey Monaten eben diese Galanterie gegen eine Marquisinn in Paris gebraucht. Ah, mon cher Baron, sagte sie, que vous êtes conquerant! Ihr seyd der Uberwinder selbst. Sie verstehen doch Französisch, Madam?

Fr. Orgon. Französisch? Ach ja, aber es wäre kein Wunder, wenn ich diese Sprache bey meinem albernen Manne vergessen hätte.

Hr. Simon. So lassen Sie uns doch mit einander parliren, Madam. Pourquoi differer?

Fr. Orgon. Nein, sprechen kann ich die französische Sprache nicht mehr; aber ich höre sie sehr gern reden. Sie hat so etwas einschmeichelndes. Wenn nur meine gottlose Magd käme, daß ich mich umkleiden könnte.

Hr. Simon. Ah, Sacre bleu! Sie können kein Französisch sprechen, und Ihre pietistische Frau Schwägerinn kann es? Ach, das ist ewig Schade. Wie viel schönes wollte ich Ihnen, ma belle Dame,

nicht vorſagen, wenn Sie dieſe Sprache verſtünden! Vive la langue françoiſe! Ich weis nicht, es klingt im Deutſchen alles ſo hölzern. Man kann in dieſer Wendiſchen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen. Serieuſement, wenn ich ein groſſer Herr in Deutſchland wäre: ſo dürfte kein Menſch deutſch reden, als die Fuhrleute. Die deutſche Sprache iſt zur Fuhrmannsſprache gebohren. Alle Frauenzimmer müßten Franzöſiſch ſprechen, und alle Gelehrte in meinem Lande Griechiſch reden, damit man die Narren nicht verſtünde.

Hr. Orgon. Schimpfen Sie doch nicht ſo auf die deutſche Sprache. Es iſt ja Ihre Mutterſprache.

Hr. Simon. Ja, tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn es meine Mutterſprache nicht wäre, und zehntauſend Thaler, wenn ich ſie auf ewig vergeſſen könnte. Wenn ich daran denke, daß ich den deutſchen Himmelsweg ſo vielmal in meiner Jugend durchgeleſen habe: ſo ſchäme ich mich mehr, als wenn mich die Madame von Frankreich einen Sot geheiſſen hätte.

Hr. Orgon. Aber, daß die franzöſiſche Sprache allein nicht klug macht, das ſehe ich an meiner Frau Schwägerinn und ihrer Jungfer Muhme. Sie parliren alle beyde, und ſind doch ſo unmanierlich, als ob ſie in einer Dorfſchenke gebohren und erzogen wären.

Hr. Simon. Oui, Madame! Aber Sie müſſen auch wiſſen, daß ſie beyde von Herzen ſchlecht parliren, und ihr Franzöſiſch in Deutſchland gelernet haben.

ben. Nach Frankreich sollten unsere Frauenzimmer reisen, da würden sie erst witzig werden.

Fr. Orgon. Solten sie denn etwan in Gesellschaft der jungen Herren reisen? Es würden gesegnete Ehen in Deutschland werden, wenn diese Mode aufkommen sollte.

Hr. Simon. Ich bleibe dabey. Die Schule für die Damen sind die Mannspersonen. Und der Chapeau muß unter dem Frauenzimmer die Lehrjahre ausstehen, und beydes in Paris. Da lernt man das gezwungene Wesen ablegen, und munter und geistreich werden. Alles übrige sind Possen. Auf der Studierstube, oder vor dem Nähträmen bey einem Buche sitzen, das sind Possen. Nein! Die grosse Welt, da muß man sich formiren, und die altfränkischen Meynungen und den religieusen Aberglauben vergessen lernen, den man mit der deutschen Muttermilch eingesogen hat. Englische Madam, wenn Sie mit mir parliren könnten, ich wollte mir ein Glied von dem Finger ablösen lassen.

Fr. Orgon. Sie sind gar zu vortheilhaft gegen mich gesinnt. Gesetzt, ich verstünde die französische Sprache vollkommen: so würde sie doch nicht zureichen, die Hochachtung aus zu drücken, die ich gegen einen so artigen Herrn trage.

Hr. Simon. Quel mot flateur! Ich weis nicht, womit ich Ihre Schmeicheley belohnen soll. Es klingt zu albern, wenn ich Ihnen auf deutsch sagen wollte, daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, daß ich Sie anbethe. Ah! mon petit coeur gauche. Wie zärtlich klingt dieses im Französischen, und wie

albern

albern, wenn ich im Deutschen sagte, mein kleines linkes Herz!

Fr. Orgon. Sie irren sich, Monsieur. Was Sie sagen, das klingt in ieder Sprache schön. Sie haben Verstand, und können einen recht mit Lachen gesund machen, so witzig sind Sie.

Hr. Simon. Wer kömmt denn da mit einem Wäschkorbe? Meine Wäscherinn von Paris wird mir doch nicht schon etwas zuschicken. Das närrische Thier! Ich bin ja erst drey Monat hier. Nein, Nein, Madam, es wird Ihre Bediente seyn, auf die sie warten. Ich will gleich wieder kommen, und Sie umkleiden helfen, ich will mir nur erst die Hände waschen.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. die Magd.

Fr. Orgon.

Ihr garstiges, mechantes, verwünschtes Mensch! Wo bleibt ihr denn so lange? Ich kriege noch den Tod über euch Gassenhure. Seyd Ihr wieder einem Kerle nachgelaufen? Ihr werdet nicht Zeit genug ins Lazareth kommen. An den Pranger sollte man euch stellen, und mit Drate peitschen. Die Frau zwo ganzer Stunden auf ihre Kleider warten zu lassen? Habt ihr denn gesoffen, daß ihr nicht wißt, welche Zeit es ist? Ich ziehe euch zu allem guten. Aber es ist kein rechtschaffener Blutstropfen in euch. Euer Vater war ein Schelm, und

eure

eure Mutter ein Ding, wie ihr seyd. Ich halte es für eine Strafe vom Himmel, daß ich euch eine Stunde im Hause leiden muß. Ihr werdet sammt eurem Kerle das Brod noch vor den Thüren suchen müssen, und hungrig zuletzt in die Hölle fahren.

Dir Magd. Das GOtt erbarm, Frau Orgon. Wie gehn Sie mit mir um! Ihr Herr hat ja gesagt, daß ich zu Hause warten sollte, bis der Briefträger käme. Auf den habe ich gewartet, und er ist noch nicht gekommen. Wünschen Sie mir doch nicht so viel Unglück auf den Hals. Sie versündigen sich an mir.

Fr. Orgon. Du gottloser Nickel, du willst mir noch Lehren geben; du kannst dich noch verantworten? Wer hat in meinem Hause zu befehlen? An dir sollte ich mich versündigen, an so einem Abscheu von einem Menschen? Du nackendes Thier, habe ich dir nicht alle Faden, die du am Leibe trägst, zugeworfen und für ein Spottgeld gegeben, daß du ehrlich und redlich dienen sollst? Aber du bist nicht werth, daß dich die Haut zusammen hält. Eine Herrschaft, die die Ordnung selber ist, eine ganze Stunde warten zu lassen, und einem Kerle nachzulaufen, und ihm alles zuzuschleppen! Denke an mich, wenn dirs übel geht. Ich will dir nichts böses wünschen; aber ich will es noch erleben, daß dir die Zunge, mit der du dich an deiner Frau versündigest, auf dem Todbette verschwarzen soll.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hr. Simon. Fr. Damon.

Hr. Simon.

Nun, Madam, wer wird so glücklich seyn, daß er Sie bey dem Umkleiden bedienen darf, ich, oder die Madame Damon? Denn wir kommen alle beyde in dieser Absicht zu ihnen.

Fr. Damon. Herr Simon, lassen Sie mir immer den Vorzug, daß ich besser weis, was zum Frauenzimmerstaate gehört, als Sie. Ihre Unwissenheit in diesem Stücke wird Ihnen zur Ehre gereichen.

Hr Simon. Was? Madam. Denken Sie denn, daß ich noch ein junger Student bin, der nicht weis, wie er einem Frauenzimmer das Halstuch im Nacken stecken soll? Sie müssen mich doch für einen grossen Pedanten halten, und ich weis nicht, wie nach Sie meine Aufführung in diesem Irrthume bestärcken könnte Sie werden gleich sehen, ob ich das erste Frauenzimmer in der Welt bediene. Ich will der Madam Orgon die Haare frißiren, und zwar so, wie man sie vor zwey Monaten in Paris trug. Nehmen Sie es nicht ungütig, Madam Damon, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß Ihre Coëffure gar nichts taugt und daß in Ihren Locken nicht der geringste gute Geschmack ist.

Fr. Orgon. Frau Schwägerinn, erlauben Sie mir, daß ich mit meiner Magd in das Nebenzimmer gehen, und mich da umkleiden darf. Ich will

weder

weder Herr Simonen, noch Ihnen, Mühe machen, so unhöflich bin ich nicht.

Fr. Damon. Wie Sie befehlen. Ich will Sie hier wieder erwarten, und den Herr Simon indessen unterhalten, wenn ich anders galant genug bin.

Hr. Simon zur Fr. Orgon. Ich soll nicht mit Ihnen gehen? Madam, ich will sie anputzen, wie einen Engel. Erlauben Sie mir das Vergnügen, Sie nach meinem Geschmacke anzukleiden, und . . . .

Fr. Orgon. Verlieren Sie kein Wort mehr. Sie erweisen mir viel Ehre; aber ich als ein verheyrathetes Frauenzimmer werde Ihre Galanterie als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie mich nicht damit verschonen.

Hr. Simon. Gehen Sie, gehen Sie, Madam. Sie fangen an, wie eine Deutsche zu reden. Daran muß eine Frau in Gesellschaft gar nicht denken, daß sie verheyrathet ist, sonst wird sie lächerlich. Machen Sie nur, daß Sie bald wieder kommen. Ich will gewiß an Ihrem Anzuge noch etwas zu verbessern finden.

Sechster Auftritt.

Herr Simon. Frau Damon.

Herr Simon.

Wo haben Sie denn Ihre Jungfer Muhme? Warum kömmt sie denn nicht herauf? Doch vielleicht

leicht will sie die Zeit im Garten recht gelehrt zubringen. Sie wird wohl gar in einem Buche lesen.

Fr. Damon. Nein, sie unterhält den Herrn Orgon, sonst wäre er im Gartenhause ganz allein. Vielleicht hilft sie auch Anstalt zur Abendmahlzeit mit machen.

Hr. Simon. O Madam, warum lassen Sie Ihre Jungfer Muhme so verderben? Durch den Umgang mit den Büchern wird sie todt und düster. Lebendige Gesellschaft muß sie suchen, wenn sie aufgeweckt werden will. Und was hat sie mit der Abendmalzeit zu thun? Will sie, über eine deutsche Pedantinn, auch noch eine deutsche Köchinn abgeben?

Fr. Damon. Ein Frauenzimmer kann sich um die Wirthschaft bekümmern, ohne eine Köchinn abzugeben. Sie muß wissen, was dazu gehört, und sorgfältig genug zur Aufsicht seyn. Es mag Ihnen nun so unfranzösisch vorkommen, als es will: so ist es doch ein Unglück für einen Mann, und eine Schande für eine Frau, wenn sie die Wirthschaft nicht versteht. Die größten Damen halten sich zu dieser Beschäftigung in einem gewissen Verstande nicht zu vornehm.

Hr. Simon. Wofür hat man denn Köche, Köchinnen, Ausgeberinnen, Tafeldecker, und Maitres d'Hotel, wenn die Weiber für die Tafel sorgen sollten? Da würde ich meine Frau bald satt werden, wenn sie niederträchtig genug wäre, sich um das Hauswesen zu bekümmern. Sie hat mit mir, mit der Wahl ihres Anzugs und mit dem Theetische den ganzen Vormittag zu thun. Nach Tische lebt sie

nicht

nicht für mich, sondern für die Gesellschaft. Will sie in dieser ihre Person gut spielen und die freye Lebhaftigkeit, die die Seele des Umgangs ist, recht sehen lassen: so muß sie nicht an das geringste denken. Sie muß sich blos sich selber überlassen, alsdenn wird sie mir Ehre machen.

Fr. Damon. Aber, wenn ein solcher Mann nicht alle Monate eine neue Grafschaft geschenkt bekömmt: so wird er bald mit seiner galanten Frau aus dem Lande gehen, oder sich sonst zu einer Handthierung verstehen müssen. Das gröste Vermögen wird alle, wenn die Frau keine Wirthinn und der Mann ein Verschwender ist.

Hr. Simon. Sie reden nach ihrem Stande, und haben die grosse Welt noch nicht gesehen. Ich sage es Ihnen, wenn ich eine Frau kriege, welche die Gesellschaften nicht liebt: so will ich zwo Maitressen ihr zum Possen halten.

Fr. Damon. Eine zu halten, wäre schon galant genug. Aber kennen Sie denn die schlimmen Folgen nicht, die aus grossen Gesellschaften für eine Frau entstehen? Wie wird es mit Ihrer Eifersucht und mit der Tugend Ihrer Frau aussehen?

Hr. Simon. Madam, ein Mann der eifersüchtig ist, ist ma foi! ein Narr, der der Munterkeit in der Republik mehr Schaden thut, als zehn schwarze Gesetzprediger. Und was wollen Sie mit der Tugend einer Frau haben? Wie lange werden doch die Deutschen träumen? Das nenne ich Tugend, seinem Stande gemäß leben, und sich die Hochachtung der Welt erwerben. Die Leute, die der stren-

gen Tugend so nachlaufen, kommen mir immer vor, als ob sie böse darauf wären, daß ihnen der Himmel Augen und Ohren und andere Sinne gegeben hätte, welche der angenehmsten Empfindungen fähig sind. Was ist denn das Leben, ohne Freyheit, ohne Zufriedenheit?

Fr. Damon. Mein Herr, ich streite nicht wider die Zufriedenheit. Es ist der größte Schatz, nach dem ein Vernünftiger streben kann. Aber ich glaube, daß eben die Dinge, worinne Sie Ihre Zufriedenheit suchen, zu nichts, als zur Unruhe geschickt sind. Glauben Sie, daß man zufrieden seyn kann, wenn unser Herz uns alle Augenblicke den Vorwurf macht, daß wir weder der Vernunft, noch den Gesetzen der Religion genug thun?

Hr. Simon. Madam, für die Vernunft lassen Sie mich sorgen. Die Religion will ich Ihnen schenken. Ich bin nicht zur Schwermuth, wie andere, geneigt. Eine Religion, die mir alles Vergnügen verbietet, die meine Begierden ausrotten will, hebt die Natur und die Menschheit auf. Und die Natur hat mir doch GOtt gegeben. Verstehen Sie mich, was ich mit diesen Worten sagen will?

Fr. Damon. Ich verstehe Sie sehr wohl, ob ich gleich die grosse Welt nicht gesehen habe. Sie reden, als ob Sie von der Religion nichts mehr verstünden, als ich von der Algebra. Die Religion befördert die äußerliche Ruhe und innerliche Zufriedenheit des Menschen. Sie hebt unser Vergnügen nicht auf, sie schränkt es nur ein, und richtet es auf solche Dinge, die uns ein Leben ohne Reue, und

ein

ein wahres und immerwährendes Glück geben. Die Religion rottet die Begierden der Menschen nicht aus; sie ordnet solche, sie bessert sie, indem sie sie einschränkt. Sie macht unser Verlangen reiner und ruhiger; aber sie macht uns nicht zu lebendigen Todten. Ich sage es Ihnen aufrichtig, daß ich mir nicht einbilden kann, daß ein Mensch, der in der Religion erzogen ist, ohne die Religion iemahls ruhig seyn kann.

Hr. Simon. Wenn doch die Frau Orgon fein bald wieder käme! Wollen Sie denn gar ein Catechismus Examen mit mir anstellen? Sie reden ja, als wenn Sie der Herr Abt Mosheim aus der Taufe gehoben hätte.

Fr. Damon. Sie wollen Sich für die Unruhe, die Ihnen die Religion wider allen ihren Willen macht, gewiß an den Männern rächen, die sie lehren und vertheidigen. Spotten Sie nicht über den Abt Mosheim. Wollte GOtt, Sie läsen seine Schriften. Vielleicht lernten Sie erkennen, wie lächerlich es ist, sich den Ruhm eines Freygeistes durch die Verachtung gegen die Religion zu erkaufen. Ich frage Sie, mein Herr, in welcher Welt möchten Sie wohl am liebsten leben, in einer Welt, wo die Menschen durch eine aufrichtige Liebe mit einander verknüpft sind, und es für ihre Ehre und ihr Vergnügen halten, andere Leute glücklich zu machen; wo ieder an dem Glücke des andern, so wie an dessen Unglücke, aufrichtigen Antheil nimmt; wo keiner den andern beleidigt; keiner dem andern etwas entzieht, kurz, wo man die heiligsten Gesetze der Menschenlie-

be, der Freundschaft, des ehlichen Bandes, der Keuschheit, der Mäßigkeit und der Sanftmuth aus zu üben bemüht ist, und zwar aus einer innerlichen Ueberzeugung, die wir durch erhabene Begriffe von GOtt und seinem Willen aus der Religion bekommen haben; durch Begriffe voll Geist und Leben, die mit der Hoffnung einer unendlichen Glückseligkeit nach dem Tode und dem stolzen Vertrauen auf die Hand der Allmacht in den unruhigen Umständen dieses Lebens ausgerüstet sind. Möchten Sie, sage ich, wohl lieber in einer Welt leben, wo die Menschen, mit solchen Gedanken angefüllt, einander alle Pflichten der Liebe erzeigen? oder in einer solchen Welt, wo man es für eine Kleinigkeit, oder wohl gar für eine Weisheit hält, die größten Pflichten der Geselligkeit und Menschenliebe alle Augenblicke zu verletzen? Das erste ist die Welt, wie sie die Religion haben will, und das andere ist Ihre so genannte grosse Welt. Was haben Sie an der ersten auszusetzen?

Hr. Simon. Madam Orgon, um des Himmels willen, kommen Sie, oder ich warte nicht länger auf Sie. Ich bin in sieben Jahren in keiner Kirche gewesen, und itzt habe ich das Unglück, daß ich einen Auszug der ganzen Kirchenväter und den Kern aller elenden Postillen anhören muß. En verité, Madame Damon, wenn ichs nicht gewiß wüßte: so dächte ich, Ihr Herr Vater wäre ein Dorfpfarr gewesen und hätte sich seine Jungfer Tochter auf einige Jahre substituiren lassen. Es ist Schade um Ihr Theologisches Systema. Gehen Sie doch unter

ter die Herrnhuter, und predigen Sie öffentlich. Sie werden Ihren Herrn Moßheim um alle sein Ansehen bringen. Madam, wenn Sie meine Frau wären, und redten in einer vornehmen Gesellschaft so bigot: so liesse ich Ihnen etliche Adern öffnen, und, wenn dieses nicht helfen wollte, so liesse ich in allen Kirchen um Ihre baldige Auflösung bitten. Bey Ihnen würde ich mir vor Schwermuth das Bast von Fingern abbeissen und mich, wenn ich ein Glas Wein trinken wollte, erst müssen einsegnen lassen. Ich liebe den Verstand, und mag unmögliche Dinge weder glauben, noch ausüben. Und gesetzt, es wäre möglich, ein Tugendhafter nach der Religion zu werden: so ist es nur so schlimm, daß man zu gleicher Zeit ein Dummkopf wird.

Fr. Damon. Mein Herr, Sie treiben Ihre Verwegenheit aufs höchste, und es ist nicht sowohl die Gewißheit Ihrer Sache, als die Stärke der Beweisgründe unserer Religion, welche Sie so unverschämt sprechen heißt, weil Sie solche nicht widerlegen können, und doch aus geheimen Ursachen gern läugnen wollten, um sich Ihrer Neigung desto ruhiger überlassen zu können. Ihre Freygeisterey ist eine Wissenschaft, die durch einen Dummkopf erfunden, und von Geschlechte zu Geschlechte fortgepflanzet worden ist. Es ist so falsch, daß ein Christ kein vernünftiger Mann seyn und in der Welt nicht vergnügt leben könnte, daß derjenige keine Widerlegung verdienet, der einen solchen Satz behauptet, sondern Verachtung und Abscheu. So schimpflich Sie itzt von der Religion sprechen: so wollte ich doch

mein Leben verwetten, daß kein verzagterer und furchtsamerer Mensch in der Welt seyn sollte, als Sie, wenn es dem Himmel gefiele, Sie in eine gefährliche Krankheit zu stürzen, und Ihnen mit dem Schrecken des Todes zugleich das Schrecken der Zukunft und der Ewigkeit sehen zu lassen. Alsdenn würden Sie erkennen, daß Ihre Weisheit eine Tollheit gewesen sey. Wollen Sie glauben, wenn uns beyden durch eine unumgängliche Nothwendigkeit den Augenblick aufgelegt würde, unser Leben für das Vaterland zu wagen, wollen Sie glauben, daß Sie an Herzhaftigkeit gegen mich ein Kind seyn, daß Sie vor Angst Blut schwitzen würden, und daß ich hingegen meinem Tode beherzt entgegen gehen würde, und zwar durch Hülfe der Religion? Ich will es Ihnen kurz sagen. Zur Profession eines Freydenkers gehört nichts mehr, als wenig Verstand, ein wildes Herz, etliche Englische oder französische Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein gesunder Körper, der Besuch gewisser Häuser, die ich ohne Schamröthe nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorsichtigkeit und Klugheit angestellte Reise in fremde Länder.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Orgon.

Hr. Simon.

Es ist recht gut, daß Sie kommen, Herr Orgon. Ihre Frau Schwägerinn hat mich mit solchen er-

baulichen Gesprächen unterhalten, daß es kein Wunder wäre, wenn mir diese Nacht vom Teufel träumte. Wenn ich sterbe: so soll Sie mich zum Tode zubereiten. Suchen Sie vielleicht Ihre Frau Liebste?

Hr. Orgon. Ach nein. Sie hat sich umgekleidet und ist im Garten, und hat nicht ehe zu bitten nachgelassen, bis ich herauf gienge, Sie, mein Herr, zu hohlen, damit die Gesellschaft munter würde.

Hr. Simon. Sie haben eine rechte allerliebste Frau. Wenn ihr Gesicht gleich nicht mehr so gar schön ist: so verdienet es doch noch ein Dosenstück abzugeben. Ich muß gehen. Kommen Sie nach, wenn Sie wollen. (zur Frau Damon.) Sie Madam, werden wohl noch ein Capitel in der Bibel lesen wollen, darum will ich Ihnen nicht zumuthen, mit mir in den Garten zu gehen. Vergessen Sie Ihren Aberglauben nicht.

Fr. Damon. Nein, mein Herr, ich werde ihn nicht vergessen. Das, was Sie Aberglauben nennen, ist das, was die größten Männer, die scharfsinnigsten Geister, zu allen Zeiten mit Ehrfurcht geliebt und bewundert haben. Sie thun der Religion keinen Schaden. Reden Sie, so viel Sie wollen. Man verachtet Sie, ehe Sie Ihren Spruch noch halb gesagt haben, und diese Verachtung widerlegt Sie auf die vortrefflichste Art. Mein Mops ist in meinen Augen ein viel vernünftiger und glückseliger Thier, als ein Mensch, der die Religion haßt. Denken Sie denn, daß wir andern Leute darum keine Vernunft haben, weil wir Ihre Laster nicht haben?

Hr. Simon. Madam, wir sind gute Freunde. Hören Sie auf zu winseln. Ich will heute lustig seyn. Kommen Sie bald nach. Mich fängt schon an zu hungern. Haben Sie auch guten Burgunder, oder Champagner? Ich werde mir heute auf dieses Consistorial-Examen einen derben Rausch trinken. Adieu Madame et Monsieur, je suis Vôtre valet.

Achter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon.

Ich will ihn nur voran gehen lassen, damit ich nicht die Qvaal habe, von ihm geführt zu werden. Ich dachte, Herr Orgon, Ihre Frau Liebste wäre noch in der Nebenstube, und mit ihrem Anputze noch nicht fertig, denn sie versprach wieder hieher zu kommen, sonst hätte ich gar nicht hier gewartet. Herr Simon ist der unerträglichste, der leichtsinnigste und verwegenste Mensch, den ich noch gesehen habe. O, was ist doch unsinniger, als ein Mensch, der sich eine Ehre daraus macht, nicht vernünftig zu seyn, weil es die meisten Leute sind.

Hr. Orgon. Ist er ein grosser Narr? Ich habe nicht recht Achtung auf ihn gegeben. Das habe ich wohl gehört, daß ihm das Maul nie stille steht, und daß er immer mit französischen Brocken um sich herum wirft. Aber ich bin glücklich, daß ich leicht in den Schlaf kommen kann. Ich habe indessen

meine

meine Pfeife Taback geraucht, und wechſelsweiſe ein Bischen mit geſchlafen. Aber Ihr Herr Liebſter hat mich zuerſt aufgeweckt, und alsdann auch Carolinchen, und da haben wir geredt, ja, und ſo iſt mir die Zeit vergangen. Wenn ich mir nunmehr was wünſchen ſollte: ſo möchte ich nun bald was gutes eſſen. Doch, Frau Schwägerinn, laſſen Sie ja alles recht weich kochen und braten, daß ich nicht ſehr kauen darf. Es wird mir gar zu ſauer, und es geht auch ſo ſehr über die Zähne, und dieſe möchte ich gern bis an mein Ende erhalten.

Fr. Damon. Ich will Ihr Verlangen bald befriedigen. Itzt iſt es ungefehr um ſechs Uhr: Um ſieben wollen wir eſſen. Und von acht bis neun Uhr können wir noch in dem Garten ein wenig ſpatzieren gehn, alsdann iſt es erſt recht kühle. Doch Herr Schwager, iſt die Berliner Poſt noch nicht gekommen?

Hr. Orgon. Noch nicht. Die Magd ſagte, ſie wäre ſelber auf der Poſt geweſen, und ich habe ihr befohlen, nach ſechs Uhr noch einmal hinzugehen, und wenn Briefe an mich da ſind, ſie gleich herzubringen. Denn ſo wenig ich ſonſt zu Freude und Leid geneigt bin: ſo möchte ich doch ſelber gern wiſſen, ob ihr Loos unter den Treffern, oder Fehlern ſtehn würde.

Fr. Damon. Ach was würde mein Mann für eine Freude haben, wenn ich etwas gewönne! Auf dieſe Art vergäſſe er es vielleicht, daß ich wenig zu ihm gebracht habe, oder lieſſe ſich durch mein Bitten deſto eher von ſeiner gar zu groſſen Sparſamkeit

abbringen, die mir oft das Leben bey ihm sauer macht. Endlich wollte ich, wie ich Ihnen im Anfange schon gesagt habe, meine Muhme Carolinchen gern mit etwas beschenken. Sie braucht noch allerhand Bücher, und noch grössern Unterricht in der Musik. Wenn ich nur das Mädchen in meinem Hause haben dürfte. Ich wollte Ehre an ihr erziehen, und ich hoffte, daß sie bald des vernünftigsten Mannes werth seyn sollte. Ihre angenehme Bildung, ihr guter Verstand, ihr redliches Herz, ihre Kenntniß in der Wirthschaft, ihre Geschicklichkeit in weiblichen Geschäfften, ihre Sittsamkeit, sind alles Eigenschaften, die einem Manne gefallen müssen, der nicht heyrathet, um reich zu werden, sondern um ruhiger und vergnügter zu leben, als in dem einsamen Stande; kurz, der heyrathet, um durch das Vergnügen der aufrichtigsten und zärtlichsten Liebe sich und seiner Frau die Welt desto angenehmer zu machen. Carolinchen verdient den besten Mann. Sie hat freylich noch ihre Fehler, so wie ich unter andern den habe, daß ich gern von ihr rede. Sie ist etwas hitzig; sie läßt ihre Geschicklichkeit zuweilen zu sehr merken; aber, das sind Fehler, die ein Mann durch die Liebe bald mässigen und zu Schönheiten machen wird.

Hr. Orgon. Ja, ja. Carolinchen ist ganz gut. Sie wird schon einen Mann kriegen. Machen Sie Sich keine Sorge.

Fr. Damon. Ich wünsche ihr nicht allein einen Mann, sondern auch einen solchen Mann, der sie liebt, und ihre guten Eigenschaften recht erkennt.

Herr

Hr. Orgon. Das verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß der, der ſie heyrathet, ſie auch lieben wird. Wenn man einmal beyſammen iſt: ſo findet ſich die Liebe wohl.

Fr. Damon. Das wolle der Himmel nicht. Ein Paar Eheleute, die keine Zärtlichkeit gegen einander empfunden haben, ehe ſie ſich verehlichten, die werden auch keine Liebe gegen einander fühlen, und wenn ſie hundert Jahre beyſammen lebten. Ihre Meynung iſt nichts, als ein Troſt, den ein geiziger Vater oder Mutter für ihre Kinder erdacht haben, die ſie wider Willen zu einer Liebe zwangen.

Hr. Orgon. Das dächte ich nicht. Als ich meine liebe Frau heyrathete, ſo war ich ihr weder gram, noch gut. Mein Sohn, ſagte meine ſelige Mutter zu mir, es iſt ein hübſches, ſtilles, haushältiges Mädchen, die nach ihres Vaters Tode einen feinen Thaler Geld kriegt, nimm ſie auf mein Wort, du wirſt nicht übel fahren. Ich nahm ſie alſo, und ich hätte auch eine andere eben ſo gut genommen, wenn es meine Mutter verlangt hätte. Und ich bin nicht übel gefahren, wir vertragen uns ganz gut.

Fr. Damon. Wider Ihr eigen Exempel, das Sie mir anführen, darf ich nichts einwenden. Aber überhaupt von den Ehen zu reden, glauben Sie denn, daß es ſchon zu einer zärtlichen Liebe genug iſt, wenn man ſich verträgt?

Hr. Orgon. Iſt es denn nicht einerley, ſich vertragen, ſich nicht zanken, und ſich lieben? Kömmt nun noch der Eheſeegen von Kindern dazu: ſo ſehe ich nicht, wie eine ſolche Ehe ohne Liebe ſeyn könnte.

Fr. Damon. Von dem Beweiſe, den die Kinder von der Liebe der Aeltern in der Ehe abgeben, wollen wir nicht viel reden. Er iſt, wie mich deucht, nicht der ſtärkſte. Die Uebereinſtimmung der Gemüthsart, eine gewiſſe Gleichheit in unſern Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb dem andern zu gefallen, und eine brennende Sehnſucht, des andern ſein ganzes Herz, ſeine ganze Hochachtung zu beſitzen, das iſt der Grund der ehlichen Liebe. Daraus entſtehen die emſigen Bemühungen, ſich einander auf die edlichſte Art verbindlich zu machen, einander ſtets durch neue Gefälligkeiten zuvor zu kommen und ſich immer mehr Verdienſte zu erwerben, durch welche die Liebe ermuntert und befriediget wird. Das iſt die Zärtlichkeit der Ehe. Meynen Sie es nicht, Herr Schwager?

Hr. Orgon. Das wäre eine ſehr beſchwerliche Ehe. Sie werden es auch wohl nicht im Ernſte geſagt haben, ſonſt müßte ich denken, daß ich noch nicht verehlichet wäre, und ich bin doch ſchon zehn Jahre ein Mann, wenn ich gleich keine Kinder habe. Ich beſinne mich noch, wie im Traume, etwas von einer Platoniſchen Republik in der Schule gehört zu haben. Ich weis nicht eigentlich, was es für ein Hirngeſpinſte war, und mag es auch nicht wiſſen: Aber Ihre Ehe kömmt mir eben ſo vor, wie des Plato Republick. Die Neuerungen ſind mein Tage nicht gut. Unſere Vorfahren waren rechtſchaffene Leute und liebten einander, ohne ſolche Grübeleyen anzuſtellen. Wollen wir nicht wieder in den Garten gehen? Ich möchte wohl wieder eine Pfeife

Taback

Taback rauchen. Den Stich von der Mücke fühle ich immer noch. Wenn nur keine Pulsader verletzt ist! Kommen Sie, Frau Schwägerinn, was geht uns die Liebe mehr an? Sie haben ihren Mann und ich meine Frau. Und wer versorgt ist, der ist versorgt.

Fr. Damon. Wollte Gott, es würde iedes versorgt, wie es wünscht. Aus Gehorsam gegen die Aeltern wird man oft einer ungleichen Ehe aufgeopfert. Doch man muß sein Schicksal mit Großmuth sich geneigter zu machen suchen. Die Vorsicht nimmt nicht allemal unsern Wunsch zur Vorschrift unserer Umstände.

Ende des dritten Aufzugs.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Damon. Frau Orgon.

Herr Damon.

Ja, wie Sie sehen. Auch an meinem Geburthstage kann ich nicht ohne Arbeit seyn. Der Handel mit den Steuerscheinen ist geschehen. Und wenn es gut gehet: so kann ich wohl ein Paar tausend Thaler dabey gewinnen. Ja, das habe ich Ihnen wohl in dem Garten erzählt, Frau Schwägerinn, daß ich den Lotteriezettel gefunden habe. Er

lag,

lag, wie gesagt, in meiner Frauen Kasten, wo sie die Spitzen hat. Er lag uneingewickelt, recht, als ob es der Himmel hätte haben wollen, daß ich hinter ihre Schliche kommen, und das Meinige mir wieder zueignen sollte. Aber das werden Sie noch nicht wissen, daß ich ihn schon wieder verhandelt habe, und zwar mit Profit?

Fr. Orgon. An wen denn? Sie sind ja ein rechtes Glückskind. Aber hätten Sie ihn mir denn nicht auch für meine geleistete Aufrichtigkeit anbieten können? Für die Hälfte hätte ich ihn selber annehmen wollen. Und was wäre es denn gewesen, wenn Sie mir die andere Hälfte geschenket hätten?

Hr. Damon. Ja, ich hätte es thun können, wenn ichs bedacht hätte. Aber es ist einmal geschehen. Mein Mündel, Herr Simon, hat das Loos schon in Händen. Ich kriege meine vier Thaler dafür, und wenn das Loos gewinnt, den dreyzehnten Theil des Gewinnstes, und zwar aus billigen Ursachen. Ich habe meiner Frau den Fehler schon vergeben. Es ist eine fromme, rechtschaffene und schöne Frau, die mir viel Liebe erzeigt, wenn sie gleich etwas leichtsinnig mit dem Gelde umgeht. Sie wird mit den Jahren schon anders werden.

Fr. Orgon. Ich kann mich gar nicht in Sie finden. Bald heben Sie Ihre Frau in den Himmel, und bald schelten Sie aufs ärgste auf sie.

Hr. Damon. Was sagen Sie? Ich hätte meiner Frau etwas übels nachgeredt? Das sey ferne von mir! Ich müßte es in der Hitze, im

Zorne

Zorne gethan haben. Meine Frau ist die beste Frau. Ich bin mit ihr zufrieden, und den will ich sehn, der etwas an ihr zu tadeln findet. Ist sie arm gewesen: so geht es Niemanden etwas an, daß ich sie reich gemacht habe.

Fr. Orgon. Nur gelinde, Herr Schwager. Mir zu gefallen mögen Sie Ihre Frau in dem Adelstand erheben lassen. Ich will es Ihnen nicht wehren. Aber daß Sie alle andre ehrliche Weiber verachten, und Ihre Frau die beste Frau heissen, dadurch finde ich mich beleidiget. Ich denke, wenn die Frömmigkeit vom Himmel käme, und auf der Erde einkehren wollte, sie würde auch nicht zuerst bey Ihrer Frau Liebste einsprechen. Der Streich mit dem Lotteriezeddel ist doch keine feine Sache.

Hr. Damon. Frau Schwägerinn, wenn ichs ihr vergeben kann: so werden Sie wohl auch nicht viel dabey zu erinnern haben. Was haben Sie an meiner Frau auszusetzen? Mann und Weib ist ein Leib. Wer meine Frau angreift, greift auch mich an.

Fr. Orgon. Man sehe doch, wie sich die Männer geschwind ändern können. Ist das der Dank für die Entdeckung wegen des Lotteriezeddels? Da Sie das Geld dafür wieder haben, und sich noch einen Theil des Gewinnstes versprechen: so hat Ihre Frau nichts unrechtes gethan. Aber vorhin war sie vom Teufel bestrickt und besessen.

Hr. Damon. Solche Reden kommen über meinen Mund nicht. Ich habe mit dem Teufel nichts zu thun. Ich bin ein guter Christ, und weis wohl, daß unsere Reden mit Salz gewürzt seyn müssen.

müssen. Sind Sie denn gar böse auf mich, daß ich Ihnen den Lotteriezeddel nicht geschenket habe? Ist dieses Ihre Absicht gewesen, um deren willen Sie meine Frau bey mir angegeben: so darf ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit eben nicht gar zu sehr verbunden seyn.

Fr. Orgon. Wenn Sie alle Regeln der Höflichkeit vergessen wollen: so vergeßen Sie doch wenigstens nicht, daß Sie eine kranke Frau und eine Blutsfreundinn vor sich haben.

Hr. Damon. Fällt es Ihnen itzt erst wieder ein, daß Sie krank sind? Es kömmt mir bald vor, als wenn Sie die Gabe hätten, so oft krank zu werden, als es Ihre Absichten erfordern. Was hat Ihnen denn meine rechtschaffene Frau in den Weg gelegt, daß Sie solche bey mir angeben? Vier Thaler sind viel Geld; aber deswegen wäre ich noch nicht zu Grunde gegangen. Denken Sie denn etwan, daß ich gar geizig bin, und daß Sie mich bey meiner Schwäche haben fassen wollen? Ich liebe das Geld, aber auch die Ehre und meiner Frauen Ehre. Und wenn Sie denken, daß meine Frau keine Wirthinn ist: so will ich ihr Ausgebebuch hohlen; hohlen will ichs und es Ihnen zeigen.

Zweyter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon.

Sind Sie mir wieder davon gelaufen, englische Madam? Was macht der alte Geldkasten bey Ihnen?

Frau

Fr. Orgon. Dergleichen grober und unverschämter Mann, als dieser ist, muß zwischen Himmel und Erden nicht mehr seyn. Er hat mir solche Grobheiten gesagt, daß ich den Augenblick aus seinem Hause gegangen seyn würde, wenn Sie nicht gekommen wären. Aber um Ihre angenehme Gesellschaft zu genieſſen: so will ich mich überwinden, und meinen Zorn diesen Abend gegen ihn verbergen. Er soll es zu andrer Zeit schon empfinden, was es heißt, eine Dame zu beleidigen, die noch darzu krank ist.

Hr. Simon. Lassen Sie den alten Gecken gehn. Es ist ein Bourgeois. Er taugte in Frankreich zu keinem Thürsteher, und hier ist er, glaube ich, gar ein Aufseher über eine öffentliche Casse. Mir muß er mit aller Hochachtung begegnen, und siehs für die gröſte Ehre schätzen, daß ich sein Mündel gewesen bin. In vier Wochen soll er mir Rechnung ablegen, da will ich ihm den Kopf schon zu rechte rücken.

Fr. Orgon. O thun Sie es doch um meinet willen. Er hat mir ein Lotterieloos verkaufen wollen. Und da ichs verlangte, so spricht er, er hätte es nicht mehr, und begegnet mir, wie einer gemeinen Frau. Der gottlose Mann!

Hr. Simon. Hier, ma chere Madame, ist das Loos zu Ihren Diensten. Nehmen Sie es ohne Complimente an. Ich habe in Paris den Sträusfermädchen wohl ehe einen Louis d'or gegeben.

Fr. Orgon. Um des Himmels willen! hat er Ihnen das Loos verkauft? O! behalten Sie es. Es ist in schönen Händen. Nein, es wäre eine Unhöflichkeit, ich kann es nicht (Sie langt darnach) ich

kann es nicht annehmen. Doch weil Sie so befehlen, so . . .

Hr. Simon. Thun Sie nicht so kleinstädtisch mit mir. Sie müssen es annehmen, ohne sich zu weigern, und ohne sich zu bedanken, wenn Sie meinem Charakter gemäß handeln wollen. Ich hatte einmal die Ehre, einer Marquisinn in St. Germain die Schnürbrust aufzuschnüren. Den andern Tag machte ich ihr dafür ein Präsent mit einem goldenen Blankscheid. Sie nahm es an, ohne ein Wort mehr zu sagen, als: Monsieur, vous êtes fort galant pour un Allemand. Und dieses gefiel mir ausserordentlich.

Fr. Orgon. Ach, Monsieur, was ist für ein Unterscheid, wenn ich den närrischen Damon und meinen tölpischen Mann gegen Sie betrachte. Sie sind die Galanterie selbst, und recht zum Troste der Damen gebohren. Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte wie Sie werden, oder er dürfte nicht sagen, daß er unter meinem Herzen gelegen hätte. Da lassen die Aeltern ihre Söhne auf der Universität über den Büchern liegen, und wenn sie nach Hause kommen, und ein Frauenzimmer bedienen sollen, so thun sie nicht anders, als wenn sie die Daumenstöcke an Händen und Füssen bekommen hätten.

Hr. Simon. Ja wohl, Madam. Schulen und Universitäten sind nicht halb so gut, als die schlechtesten Caffeehäuser. Anfangs hatte ich einen Hofmeister auf der Academie, und wenn ich ihn nicht fortgejagt hätte: so wäre ich ein Stockfisch geworden, wie er war. Er hat mich gezwungen gewisse

Bücher

Bücher zu lesen, die ich itzt nicht kann nennen hören. Freyheit, Gesellschaft, Französisch und Reisen in fremde Länder, das macht gelehrt. Alles andere sind Possen und Schulfüchsereyen. O Madam, itzt besinne ich mich, ich habe Sie lange nicht geküßt. Ma foi, ma chere!

Fr. Orgon. Ach ma cher Monsieur, ich höre iemanden = = =

Hr. Simon. Sachte, Madam, mon cher Monsieur heißt es, nicht ma cher.

Fr. Orgon. Ja, mein werthester Herr, ich höre iemanden über den Gang, der nach dem Garten hinunter geht, herauf kommen. Daß wir nur nicht etwan behorcht werden! Es komme, wer da will: so will ich gleich gehen, und mich stellen, als ob ich böse auf Sie wäre; aber Sie müssen ja nicht gleich hinter mir herkommen. Es möchte sonst Verdacht erwecken. Hören Sie?

Dritter Auftritt.

Herr Simon. Jungfer Carolinchen.

Carolinchen.

Ist die Madam Orgon nicht hier? Ich sollte mich erkundigen, ob es ihr gefällig wäre, noch eine halbe Stunde bis zur Abendmahlzeit mit meinem Herrn Vetter im Brete zu spielen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie gestört habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Hr. Simon. Madam Orgon ist nicht mehr bey mir. Aber warum wollen Sie gleich laufen? Fürchten Sie sich denn mit einer Mannsperson alleine zu seyn? Sie müssen mir und Ihnen nicht viel zutrauen.

Carolinchen. Sie müssen mich für sehr leutescheu und sich für sehr gefährlich ansehen, wenn Sie glauben, daß ich deswegen forteile, um nicht allein mit Ihnen zu sprechen. Ich will mit Ihnen und mit ieder Mannsperson allemal reden, wenn gleich nicht sieben Zeugen dabey sind. Haben Sie mir etwas zu sagen; so werde ichs beantworten: oder wollen Sie auch gleich mit mir in den Garten gehen; so können wir da genug reden.

Hr. Simon. Ja, ja, Sie fürchten sich vor mir. Ich weis nicht wie die Schönen in Deutschland sind. Kein Frauenzimmer in Paris wird vor einer Spinne so laufen, als ein deutsches Mädchen vor einem jungen Menschen. Sie dauren mich, Mammsell. Sie sind so gut gebildet, und würden die Hochachtung der Chapeaus vollkommen erhalten, wenn Sie den verdrüßlichen Charakter einer Spröden aufgeben wollten. Sie reden zu wenig, und sprechen so studirt, und vergessen das Lustige in Gesprächen. Kurz, Sie denken stets daran, daß Sie erbar seyn wollen, und darüber werden Sie so ernsthaft, als wenn Sie zur Beichte gehen wollten.

Carolinchen. Sie reden sehr offenherzig. Ich glaube, wenn ich mit Ihnen auf Reisen gewesen wäre, Sie könnten mich nicht vertrauter tadeln. Doch vielleicht ist Ihr Tadel ein Lobspruch für mich. Ein sprödes Frauenzimmer, das das Gesichte und

ihren Fächer erst zehnmal in die Falten legt, ehe sie ja oder nein sagt, ist sehr lächerlich. Aber wollen Sie uns denn um alle Sittsamkeit und um allen Wohlstand bringen? Ich will nicht traurig seyn; doch warum soll ich denn auf eine ausgelaßne Art lustig seyn? Soll man denn alles sagen, was uns einfällt, und gar nicht an das denken, was man sagt? Dazu kann man bald kommen, daß man immer plaudert; aber wehe der Gesellschaft, die gezwungen ist, den Witz anzuhören, den wir aus Schwatzhaftigkeit nicht bey uns behalten können, und wenn wir ihn auch auf Reisen gesammlet hätten.

Hr. **Simon.** Wer gesellschaftlich und galant seyn will, muß viel reden, und von lustigen Sachen; sonst schläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Minen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wann wir einmal in Gesellschaft sind: so kann man nie zu aufgeweckt seyn. Leute vom Geschmacke nehmen einander nichts übel.

Carolinchen. Ich möchte Ihre Meynung eben nicht öffentlich vertheidigen. Die Munterkeit in der Gesellschaft muß stets durch die Hochachtung und durch den Wohlstand eingeschlossen werden, sonst wird sie zur lustigen Grobheit. Doch, mein Herr, ich sehe, daß wir einander nicht bekehren werden. Ich dächte, wir giengen in den Garten zur übrigen Gesellschaft.

Hr. **Simon.** Fällt es Ihnen schon wieder ein, daß Sie noch eine Jungfer sind? Wollen Sie flüchten?

Carolinchen. Ich würde ungeachtet meines Jungfernstandes gern mit Ihnen reden, wenn Ihre Einfälle nicht so stark wären. Sie benehmen mir gleich die Sprache, so durchdringend und nachdrücklich sind sie.

Hr. Simon. Sie wollen gar spotten? Denken Sie denn, daß ich noch in keiner vornehmen und witzigen Gesellschaft gewesen bin, und nichts da gelernet habe?

Carolinchen. O nein! Man hört es aus Ihrer Art zu reden wohl, daß Sie in der Welt gewesen sind, wenn Sie es gleich nicht selbst gestünden. Ihr Umgang ist stets lehrreich, und ich habe in Ihrem kurzen Gespräche schon so viel gelernet, daß ich ihren Tadel ferner anhören will, ohne böse zu werden. Ich werde schon ganz munter. Vielleicht falle ich auch in das Lustige, wenn Sie mich länger unterhalten. Geben Sie mir nur Anweisung.

Hr. Simon. Diese Bitte mag Ihr Ernst seyn oder nicht, Mammsell: so bin ich doch so aufrichtig, daß ich Ihnen rathe, öfter in Gesellschaften zu gehen, und Ihre Bücher wegzuwerfen. Sie werden sehen, wie lebhaft Sie mein Rath in kurzem machen wird.

Carolinchen. Es ist mir lieb, daß Sie noch nicht alle Hoffnung von mir verlohren haben. Aber welche Gesellschaften soll ich besuchen? Sie müssen erst reformiren, ehe der Umgang in unserm Orte manierlich werden wird. Und wo wissen Sie denn, ob ich Bücher lese, und ob sie schlecht sind?

Herr

Hr. Simon. Ich habe es von andern gehört. Und Sie selber verrathen sich mit Ihren zuversichtlichen Orackelsprüchen, daß Sie mehr lesen, als reden. Im Ernste, Mammsell, was lesen Sie für Bücher? Ich will mich nicht rühmen, daß ich studiret habe; aber Sie werden mir doch zutrauen, daß ich einige Kenntniß von Büchern habe. Ein Buch früh bey dem Thee, oder des Abends, wenn man nicht einschlafen kann, ist allemal eine gute Sache.

Carolinchen. Ich weis nicht, ob mein Büchervorrath nach Ihrem Geschmacke seyn wird. Ein gewisser junger Gelehrter, der aber die Welt noch nicht gesehen hat, der, sage ich, hat mir die Bücher, die ich gelesen habe, oder besitze, meistens verschafft oder vorgeschlagen. Ich sage es Ihnen, er ist gar nicht so galant und witzig, wie Sie. Unter andern hat er mir den Zuschauer sehr angepriesen.

Hr. Simon. Den Zuschauer, ein Buch von acht oder neun Bänden? Mit Ihrer Erlaubniß, das muß ein grosser Pedant seyn, der Ihnen dieses trockne Buch angepriesen hat. Seine Moral ist meistens aus dem Sirach. Der Zuschauer ist ein schwermüthiger Engelländer, den es verdreußt, daß andere Leute nicht melancholisch sind. Er kriecht unter lauter Kleinigkeiten herum und phantasiret, daß ihn die Leute für gelehrt halten sollen. Ich habe dieses Buch einem Geistlichen geschenkt, weil ich ihm kein schlechters zu geben wußte.

Carolinchen. Der Mann kann mit Ihrem Irrthume sehr wohl zufrieden seyn. Aber von welchem klugen Manne haben Sie das Urtheil von dem

Zuſchauer erborgt? Denn, daß Sie ihn nicht ſelbſt geleſen haben, darauf wollte ich wohl ſchwören. Ich habe gedacht, der Zuſchauer wäre eins von den beſten Wochenblättern, die iemals die Welt geſehen haben. Mir hat man geſagt, daß er die nützlichſten und gründlichſten Sachen auf eine neue, lebhafte und einnehmende Art abzuhandeln wüßte. Ich habe gar geglaubt, daß ſich dieſer Mann, um den Witz, um die Tugend, um gute Sitten, um die Liebe und inſonderheit um das weibliche Geſchlecht unſterblich verdient gemacht. Doch wie ich von Ihnen höre, ſo iſt der Zuſchauer, oder ſo ſind vielmehr die Verfertiger dieſer Schrift lauter kleine Geiſter geweſen. Und mich wundert, daß ſie ſich hierinnen ſo ſehr irren können. Denn die kleinen Geiſter ſollten ſie aus gewiſſen ſympathetiſchen Urſachen am beſten kennen.

Hr. Simon. Ja wohl. Schulleute waren es!

Carolinchen. Aber Addiſon iſt ja ein groſſer Staatsmann und einer von den Hauptarbeitern am Zuſchauer geweſen. Steele, Tickele, Pope und noch andere werden ja mit dem erſten für die größten Geiſter ihrer Zeit unter den Engelländern gehalten.

Hr. Simon. Hören Sie auf. Was machen Sie mir für einen Catalogum? Behalten Sie Ihre Gelehrſamkeit. Sie können eine Diſputation davon ſchreiben. Alle dieſe Männer gehen mich nichts an. Und wenn Ihr junger Gelehrter ſelber mit an dem Buche gearbeitet hätte; ſo wird es doch ſchlecht bleiben.

Caro-

Carolinchen. Doch, wenn Sie mit daran gearbeitet hätten: so würden wir etwas sinnreiches bekommen haben. Ich sehe es wohl, wir lieben weder einerley Gesellschaft, noch einerley Bücher. Vermuthlich werden Sie wohl auch an einem neuen Wochenblatte, das der Fremde heißt, und in Copenhagen herausgekommen ist, etwas auszusetzen haben. Ist es nach ihrer Sprache nicht auch ein frostiges Buch?

Hr. Simon. Ja, das ist es auch. Es ist mir dreymal aus den Händen gefallen, so schläfrig bin ich dabey worden.

Carolinchen. Mein Herr, was soll ich denn für Bücher lesen, wenn die klugen schädlich sind? Wollen Sie mir denn etwan den Eulenspiegel, die schöne Melusine und den lustigen Studenten anpreisen? Oder haben Sie selber ein hübsches Büchelchen geschrieben, das noch über diese dreye geht?

Hr. Simon. Wenn ich schreiben werde: so schreibe ich für Leute von Geschmacke. Und das will ich nicht verredet haben. Aber, gelehrte Jungfer, sagen Sie mir doch, warum sie keine französischen Bücher lesen?

Carolinchen. Ich lese sie auch, und zwar recht gern. Ich habe nur neulich des ältern Racine seine Tragödien, und des jüngern sein Gedichte von der Religion gelesen, und über den letzten vor Freuden geweinet, so vortrefflich hat er mir gefallen.

Hr. Simon. Nun weis ich genug. Wenn Sie des Racine Gedichte de la religion haben lesen können: so können sich alle Gebetbücher viel Auf-

merkſamkeit von Ihnen verſprechen. Fahren Sie nur fort. Vielleicht heirathen Sie einmal einen Schulmann: ſo wird Ihnen Ihre Gelehrſamkeit recht gut zu ſtatten kommen: Sie können eine Stunde in Sentenzen, die andere in adagiis und die dritte in bibliſchen Sprüchen mit einander reden. Nachdem wird Ihnen der Kuß, oder die Mahlzeit recht gut darauf ſchmecken.

Carolinchen. Mein Herr, ich leſe nicht, um gelehrt zu werden, ſondern um meinen Verſtand und mein Herz zu verbeſſern. Ich dächte, ieder vernünftiger Mann ſollte das Frauenzimmer darzu aufmuntern. Je klüger wir bey unſern weiblichen Geſchicklichkeiten uns zu werden bemühen, deſto glücklicher ſind die Männer, die mit uns leben wollen. Im Ernſte, bleiben Sie bey Ihren witzigen Büchern, und laſſen Sie mir meinen böſen Geſchmack, und reden Sie nicht mit einer ſo unverſchämten Art von guten Schriften. Sie verachten des Racine Gedichte von der Religion, und ich ſage Ihnen aufrichtig, daß Sie es gar nicht zu leſen im Stande ſind. Solche Schriften zu leſen dazu gehört mehr Franzöſiſch, als Sie verſtehen. Ein Paar Worte zu plaudern, die vor dem Spieltiſche und bey der Mahlzeit nöthig ſind, darinnen beſteht ihr ganz Franzöſiſch, und deswegen hätten Sie nicht nach Paris reiſen dürfen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Herr Damon.

Das habe ich wohl gedacht, daß ich Sie beysammen antreffen würde. Was sich neckt, das liebt sich gern. Im Garten thaten Sie, als wenn Sie einander nicht leiden könnten; aber hier stehn Sie so gelassen, wie Braut und Bräutigam. Nun, nun, erschreckt nicht über meine Ankunft. Ich weis schon wie junge Leute sind; ich bin auch jung gewesen. Man kann einander in allen Ehren lieben.

Carolinchen. Herr Vetter, an wen halten Sie diese Traurede? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mein Herz mit diesem Herrn in Verdacht haben? Ich verstehe mich gleich zur Feuerprobe, um zu beweisen, daß mir Herr Simon sehr gleichgültig ist. Und ihm wird es auch nicht schwer fallen, seine Unempfindlichkeit mit einem Duzend Eydschwüren zu bestätigen.

Hr. Damon. Ich glaube, was meine Augen sehen. Wenn Ihnen Herr Simon zuwider wäre: so würden Sie gewiß nicht an dem Orte seyn, wo Niemand, als er, ist. Doch verstellen sie sich nur. Ihr Geschlecht hat einmal das Gelübde über sich genommen, nein zu sagen, wenn es ja denkt, und frostig zu thun, wenn es im Herzen brennt. Die Schamhaftigkeit will es also haben. Nicht wahr, Herr Simon, Sie sind offenherziger? Gefällt Ihnen Jungfer Carolinchen nicht?

Hr. Simon. Ach ja. Wenn Sie nur mehr Welt hätte, und an statt der verdrüßlichen Bücher

* * * *

Carolinchen. Ich werde meine Lobrede nicht auswarten. Urtheilen Sie von mir, wie es Ihnen gefällt. Lassen Sie mir nur meine Gewissensfreyheit auch.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Herr Damon.

Herr Simon.

Ha, Ha! Sie wird eilen, daß Sie vor Ihrer Frau Liebste das Herz ausschütten kann. Ich habe ihr die Wahrheit ein wenig gesagt, doch mit einer galanten Art. Es ist Schade um das Mädchen, daß sie nicht zu leben weis. Doch Herr Damon, wie ich aus ihren vorigen Reden gehört habe; so ist mir Mammsell Carolinchen wohl gar im Herzen gewogen. Das gute Närrchen! Mein Sieg hat mich wenig Mühe gekostet.

Hr. Damon. Warum sollte sie Ihnen nicht gewogen seyn? Sie sind jung und artig, und meine Muhme ist auch jung und empfindlich. Fahren Sie nur fort. Sie ist schon unruhig. Sie mögen ihr sehr gefallen, und sie mag es doch verbergen wollen. Das ist ein gutes Zeichen.

Hr. Simon. Es ist ganz gewiß, daß ich ihr gefalle, und ich habe es gleich aus den zwey oder drey ersten Blicken gemerkt, daß es ihr unmöglich seyn würde, mich nicht zu lieben. Gleichwohl habe

ich

ich meine Zauberkünste noch gar nicht angewandt. Ich habe ihr nur gemeine Schmeicheleyen gesagt; ich habe ihr die Hand nicht geküßt; ich habe meine siegende Mine nicht angenommen; ich habe keinen artigen Scherz gemacht, weder mit meinem Witze, noch mit meiner Hand. Ich habe ihren Fecher, ihren Palatin, alles bisher noch in Ruhe gelassen. Aber lassen Sie mich nur erst in mein Feld kommen. Carolinchens Verstellung soll nicht lange währen. Und wenn ich mich nicht sehr irre: so soll sie mir noch heute eine vollkommene Liebeserklärung thun. Ich habe solche Mädchen mehr vor mir gehabt, die wild gegen mich gethan; aber sie sind bald zahm worden.

Hr. Damon. Das wäre vortrefflich, wenn Sie meine Jungfer Muhme recht verliebt machen könnten. Versuchen Sie doch Ihr Heil. Ihnen traue ich alles zu, denn Sie sind artig und galant.

Hr. Simon. Ob ichs bin, das will ich eben nicht sagen. Aber Sie sind auch nicht der erste, der michs aufrichtig versichert hat. Und wenn ich meine Lebensgeschichte seit drey oder vier Jahren durchgehe: so finde ich Beweise genug, daß ich dem Frauenzimmer gefährlich seyn muß. Als ich über Brüssel reisete: so ließ ich mich in einer vornehmen Familie introduciren. Die Tochter vom Hause war ein allerliebstes Mädchen und sprach französisch, wie ein Engel.

Hr. Damon. Das verschlägt mich nicht viel.

Fr. Orgon. Hören Sie nur, wie es ward. Ueber der Tafel kam ich ihr gegen über zu sitzen.

Ich

Ich that etliche Nachtblicke auf sie, und sie that sehr sicher bey diesem Anfalle. O dachte ich, mein schönes Kind, du sollst bald empfinden, daß ich mehr, als ein blosser Deutscher, bin.

Hr. **Damon.** Sagen Sie mir itzt nicht, was Sie gedacht haben: sondern nur, was geschehen ist. Die Erzählung möchte sonst zu umständlich werden.

Hr. **Simon.** Fallen Sie mir nicht in die Rede. Ueber der Tafel gieng weiter nichts merkwürdiges vor, als daß ich ihr einige hübsche Flatterien machte, und ihr mit dem Fusse einen und den andern Druck gab, weil ich ihr gleich gegen über saß.

Hr. **Damon.** Ich dächte, das wäre unhöflich gewesen. Zog sie denn die Beine nicht weg? Wie leicht hätten Sie ihr die Pantoffeln mit Ihren Schuen schmutzig machen können!

Hr. **Simon.** Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich trug damals schon Corduan Schue. Nach der Tafel hatte ich die Ehre, als ein Fremder, den Ball mit der Tochter vom Hause zu eröffnen. Hier zeigte ich mich in meiner ganzen Stärke. Jeder Blick, den ich auf sie schoß, that die Würkung eines Pfeils, und . . .

Hr. **Damon.** Also wird das Frauenzimmer bald zu Boden gefallen seyn. Wenn ich bitten darf: so verspahren Sie den Ausgang der Erzählung bis nach Tische. Oder noch besser. Wir wollen nach Tische, weil es ohnedem mein Geburtstag ist, ein Ehrentänzchen thun. Da mag Carolinchen die Jungfer in Brüssel seyn, und da können Sie mir an ihr zeigen, was mit jener vorgegangen ist.

Herr

Hr. Simon. Ja, ja. Doch hören Sie nur zu. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihr. Alle Glieder an mir, alle Schritte, und Wendungen lebten. Ich glaube auch, daß man selten wird schöner haben tanzen sehen, so viel Mühe gab ich mir.

Hr. Damon. Gut, machen Sie es diesen Abend nur auch so schön, und lassen Sie Carolinchen nicht aus dem Garne. Wenn sie gleich nicht reich ist: so ist sie doch schön, guter Geburt, und hat, wie alle Leute sagen, viel Verstand.

Hr. Simon. Auf dem Balle bemerkte ich nun ganz deutlich, wie die Liebe von Minute zu Minute in meiner Brüsselischen Schöne zunahm. Endlich stieg die Zärtlichkeit so hoch, daß sie ohnmächtig ward, und sich von dem Balle mußte wegtragen lassen. Den andern Tag bekam sie ein hitziges Fieber, und . . .

Hr. Damon. Aber woher wissen Sie, daß sie aus Liebe krank worden ist? Vielleicht hat sie sich im Tanzen zu sehr erhitzt.

Hr. Simon. Sie hat es im Phantasiren mehr, als einmal, gestanden, daß ich Ursache von ihrer Krankheit wäre.

Hr. Damon. Im Phantasiren? Mir wäre es lieber gewesen, sie hätte es nach dem Paroxysmo gestanden. Hat sie denn auch dazu gesagt, daß sie aus Liebe gegen Sie krank worden wäre?

Hr. Simon. Das versteht sich. Aus Haß wird sie nicht in ein Fieber fallen. Hören Sie nur weiter.

Herr

Hr. Damon. Ich merke es schon, der Vater von der Tochter wird Sie nicht mehr ins Haus gelassen haben. Und ich will es Ihnen nur sagen, wenn ich eine Tochter hätte, und Sie wollten auch so grausam mit ihr umgehen: so ließ ich Sie nicht über die Schwelle. Ich bin nicht dawider, daß Sie Carolinchen in sich verliebt machen sollen. Es ist vielmehr mein Wunsch. Aber bis auf das Fieber müssen Sie die Sache nicht treiben. Nein, wenn Carolinchen Ihnen gut ist, und Sie ihr, wie Sie gesagt haben, auch gewogen sind: so will ich, als Vormund, die Sache nicht hindern, sondern vielmehr dazu helfen. Indessen will ich Ihnen hier zeigen, daß ich die vier Thaler wegen des Looses in der Lotterie angemerkt, und zugleich der acht Groschen Erwähnung gethan habe, die ich mit zur Masse gegeben. Es ist um Lebens und Sterbens willen. Sehen Sie nur her, mein Herr Simon.

Hr. Simon. Es ist ja schon gut. Wir werden darum keinen Proceß anfangen. Kurz, die Schöne in Brüssel ist nicht ehe wieder gesund worden, bis ich die Stadt verlassen habe. Ist dieses nicht etwas merkwürdiges?

Hr. Damon. Ja. Sehen Sie nur das Papier an, denn um es Ihnen zu zeigen, bin ich mit hieher gekommen.

Hr. Simon. Man wird in Brüssel gewiß an mich denken. Es war ein allerliebstes Kind. Ich will heute noch ihre Gesundheit trinken.

Hr. Damon. „Hier, mein Herr, steht es, vier „Thaler

„Thaler für ein Loos in der Lotterie, und acht Gro„schen, welche ich . . .

Hr. Simon. O quälen Sie mich nicht länger. Ich sehe es ja. Wenn Sie mich verdrüßlich machen: so werde ich Carolinchen schlecht bezaubern.

Hr. Damon. Hier kömmt ja gar Herr Orgon. Was muß der wollen? Gehen Sie, nur Herr Simon, und versuchen Sie ihr Glück bey Carolinchen, und machen Sie, daß wir Ihnen noch heute gratuliren müssen.

Hr. Simon. Sie sollen bald sehen, daß es mir etwas leichtes ist, ein Herz in Brand zu stecken.

Sechster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Orgon.

Ich wollte Ihnen nur sagen, daß mich sehr hungert, und daß Sie machen sollen, daß wir bald zu Tische kommen. Nach neun Uhr gehe ich gern zu Bette. (Er gähnt) Und ich habe Hoffnung diese Nacht gut zu schlafen, wenn die Wunde von der Mücke sich nicht entzünden sollte.

Hr. Damon. Dafür bin ich Ihnen gut. Die Mücken in meinem Garten sind keine Schlangen. Wir wollen auch bald essen. Eins muß ich Ihnen nur noch sagen, Herr Schwager. Mein Mündel ist reich, und Carolinchen möchte ich gern versorgt wissen, damit meine Frau nicht weiter Ursach hätte, Geld für sie auszugeben. Meynten Sie nicht, daß sich diese beiden Leute für einander schicken sollten?

Hr. Orgon. Warum das nicht? Sie mögen heirathen. Was haben wir denn diesen Abend zu essen? Ich habe schönen Spargel in Ihrem Garten stehen sehen. Mit Eyersauce esse ich ihn sehr gern.

Hr. Damon. Wollen Sie nicht über Tische ein wenig auf meiner Seite seyn? Ich möchte gern, daß Herr Simon und Carolinchen ein Paar würden. Wenn er nur ja sagt, und sich einmal fangen läßt: so darf er nicht wieder zurück. Denn ich habe Zeugen.

Hr. Orgon. Wie Sie meynen. Es wird schon gehen. Wenn nur die Erdbeeren schon groß wären. Ich möchte diesen Abend wohl eine kalte Schaale davon essen. Eine Pfeife Taback, eine kalte Schaale, und ein Gericht Spargel ist im Sommer mein liebstes.

Hr. Damon. Es wäre auch besser für mich, wenn Herr Simon Carolinchen heirathete: so könnte ich eher mit der Vormundschaftsrechnung von ihm los kommen. Wenn er mir nur nicht Händel macht!

Hr. Orgon. Ach ja! Schlägt es nicht itzt sieben? Kommen Sie. Ich habe schon vorhin in der Küche gesehen, daß die Capaunen braun genug waren. Sie möchten zu dürr werden. Ich habe heute keine Lust mehr zu reden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon.

Ach, lieber Schatz, lassen Sie sich doch meine Noth klagen! Ich arme kranke Frau möchte vor Aergerniß vergehen. Ich saß mit Carolinchen in dem Garten, da kam der junge Laffe, Herr Damons Mündel, und nahm sich allerhand Freyheiten heraus. Der Geck muß sich etwan gar in mich verliebt haben. Er läuft mir auf allen Schritten nach. Kurz, er that, als wollte er mir den Palatin zu rechte legen, und bey dieser Gelegenheit . . . Mehr mag ich Ihnen nicht sagen. Ich stieß ihn fort, und machte ihm ein spitzig Compliment. Darüber ward er empfindlich, und sagte mir die unverschämtesten Dinge. Carolinchen hat alles mit angehört, und ich kann es ihr ewig nicht genug verdanken, so sehr hat sie meine Parthey genommen und mich wider den jungen Hasen vertheidiget. Sie ist recht mein Schild gewesen. Das ist ein meschanter Mensch! Hält er mich denn gar für eine solche ehrlose Marquisinn, als er sich rühmt in Frankreich bedient zu haben?

Hr. Damon. Liebe Frau Schwägerin, es thut mir leid, daß Sie heute in meinem Hause so viele Ursache sich zu beklagen finden. Ich will gleich gehen und meinem Mündel den Fehler vorhalten. Er wird ihn gewiß bereuen, und Ihnen auf die demüthigste Art eine Abbitte thun. Ich selber bitte viel-

mal um Vergebung, wenn ich Sie vorhin etwan durch ein Wort beleidiget haben sollte. Ich bin etwas hastig; aber ich bin auch gleich wieder gut.

Achter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Orgon.

Fr. Orgon.

Sie sagen also gar nichts dazu? Und wenn man mir Ehre und Leben nähme: so blieben Sie noch in Ihrer unbeweglichen Gelassenheit. Das sey dem Himmel geklagt! Also verschlägt es Sie nichts, daß Sie eine tugendhafte Frau haben? Ich frage Sie, wollen Sie mir nicht helfen?

Hr. Orgon. Warum nicht? Ich bleibe Dir bis ins Grab treu! Herr Simon wird es nicht so böse gemeynt haben. Er hat vielleicht einen Scherz machen wollen, den Du übel verstanden hast. Es ist ein junger Mensch. Was will man mit ihm machen?

Fr. Orgon. Also vertheidigen Sie den Ehrenschänder noch? Das soll ein artiger Scherz seyn, wenn er mir mit der Hand nach dem Busen = = = Und Carolinchen saß dabey? Ich glaube, Sie nähmen es nicht übel, und wenn Sie ihn vor meinem Bette gefunden hätten. Wollen Sie sich nicht wider ihn aufbringen lassen? Ich frage Sie noch einmal. Ehrerbietung und Höflichkeit soll mir ein junger Mensch erzeigen. Dazu habe ich, als ein Frauenzimmer, ein Recht, und ich kann es leiden, daß

man

man mich bewundert, und mir Careſſen macht. Aber muß denn ſo ein galanter Narr gleich denken, daß ich ihm alles erlauben werde, weil ich ihm wider meinen Willen gefalle? Sah er denn nicht, daß Carolinchen dabey ſaß? Konnte er denn nicht denken, daß ichs meinem Manne wieder ſagen würde? Ich gab ihm einen häßlichen Verweis. Wie hat er mir darauf mitgeſpielet! Ich ſterbe, wann Sie mir nicht helfen. Ich klage auf die Eheſcheidung. Hören Sie wohl? Wollen Sie mich nicht hochſchätzen, daß ich ſo tugendhaft bin?

Hr. Orgon. Ja, ich ſchätze Dich hoch, mein Kind. Herr Damon wird es ſchon vermitteln, daß Herr Simon bey Dir um Verzeihung bittet.

Fr. Orgon. Wie? Sie können den Flegel noch Herr heiſſen? Ein Stockfiſch, ein Narr, ein Haſe iſt er, und kein Herr. Sie wollen ihn alſo nicht zur Rede ſetzen?

Hr. Orgon. Ja doch.

Fr. Orgon. Was wollen Sie denn zu ihm ſagen?

Hr. Orgon. Ich will ſagen: Mein Herr, meine Frau iſt böſe auf Sie, und ich würde Ihnen noch mehr ſagen, wenn mir das Reden nicht ſo beſchwerlich fiele.

Fr. Orgon. So zornig wollen Sie ihn anlaſſen? Ihre Mutter muß doch gar keine Galle gehabt haben. Sie verdienen es nicht, daß Sie ſo eine gewiſſenhafte Frau beſitzen, als ich bin. Weil Sie meine Tugend nicht ſchätzen: ſo werden Sie es ſo weit bringen, daß ich ſie vergeſſe.

Hr. Orgon. Wenn ich nun Herr Simonen anfahre: so fährt er mich wieder an, und mit dem Reden kann ichs nicht aushalten.

Fr. Orgon. Sollten Sie nicht Ihrer rechtschaffenen Frau zu Liebe sich einmal eine Viertelstunde zanken? Streite ich nicht alle Tage mit meinen Mägden bis aufs Blut? Und thue ich dieses nicht alles Ihnen zu gefallen, damit Sie es nicht thun dürffen? Denn eigentlich wäre es Ihre Schuldigkeit, die Unordnung unter dem Gesinde abzuschaffen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Carolinchen.

Madam, geben Sie sich zufrieden, und kommen Sie mit Ihrem Herrn Liebsten zu Tische. Herr Simon wird Sie wegen seiner ausländischen Galanterie um Vergebung bitten. Ich habe ihm die Versicherung in Ihrem Namen gegeben, daß bey uns nur die Musquetirer so galant thäten, wenn sie in der Schenke wären. Herr Damon hat ihm die Wahrheit auch ziemlich gesagt. Wir wollen ihn bey Tische schon demüthigen. Er ist eben so verzagt, als er unverschämt ist.

Hr. Orgon. Da hören Sies. So will ich denn immer hingehen. Das Essen möchte kalt werden, und kalt ist es niemanden gesund.

Fr. Orgon. Gehen Sie doch nur. Wir brauchen Sie ja nicht. Wir können den Weg allein finden.

Zehnter Auftritt.

Frau Orgon. Carolinchen.

Fr. Orgon.

Ach liebstes Carolinchen! Womit soll ich Ihnen doch Ihre Aufrichtigkeit belohnen, daß Sie mir so redlich beygestanden haben? Machen Sie ihn nur über Tische recht schamroth. Ich habe es schon gehört, Sie sind ihm gewachsen, und wissen seine Schwäche recht lächerlich zu machen. Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen soll, daß Sie mich von so einem Ungeheuer befreyet haben?

Carolinchen. Mit nichts, als Ihrer Gewogenheit. Ihre Ehre ist mir so kostbar, als die meinige. Und einem Unverschämten muß iedes Frauenzimmer sehen lassen, daß wir Herz genug haben seine Verwegenheit auf die verächtlichste Weise zu bestrafen. Wie sollte man sich endlich der Anfälle solcher junger Herren erwehren, wenn man sie nicht auf eine Art bestrafen wollte, die sie fühlen? Ein junger Mensch, dem ich nicht die geringste Gelegenheit zu einer leichtsinnigen Meynung von meiner Schamhaftigkeit gebe, und der sie doch durch Worte, oder auf andere Weise in Zweifel ziehet, beleidiget in mir mein ganzes Geschlecht. Wir sind der Nachrede, Trotz aller unserer Strenge, schon genug ausgesetzt. Unser Glück und unser ganzes Verdienst hängt mit unserer Schamhaftigkeit auf das genauste zusammen; und wer uns durch sein Bezeigen um den Ruhm dieser Tugend bringt, ist hassenswürdiger, als ein Strassenräuber.

Fr. Orgon. Liebstes Kind, ich bin Ihnen ewig gut. Und da ich ohne dieß wegen der letzten Bemühung mit dem Einkaufe meiner Spitzen noch in Ihrer Schuld bin; so will ich Ihnen hier ein Lotterieloos, das ich heute geschenkt bekommen habe, als eine kleine Erkenntlichkeit geben. Gewinnen Sie auch nichts damit: so sollen Sie es doch zeitlebens bey mir zu genieſſen haben.

Carolinchen. Madam, lassen Sie mir das Vergnügen, wenn ich Ihnen anders gedient habe, daß ich Ihnen ohne Belohnung gedienet habe. Behalten Sie das Loos. Ich nehme es nicht an, und bin belohnt genug, wenn Sie mich für aufrichtig und dienstfertig halten. Darf ich mir aber eine andere Gefälligkeit ausbitten; so reden Sie bey Gelegenheit mit meinem Herrn Vetter, daß er seine Frau, meine liebe Frau Muhme, nicht mehr in dem Verdacht haben sollte, als ob Sie etwas von seinem Vermögen an mich wendete. Ich versichere Sie, daß es nicht andem ist. Die alte Anverwandtinn, bey der ich wohne, giebt mir so viel, daß ich bey meinen andern Beschäfftigungen keinen Mangel, wenn gleich auch keinen Uberfluß, habe.

Fr. Orgon. Ich lerne Sie nun erst recht kennen, und sehe, daß Sie mich lieb haben. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Aber itzt müssen Sie das Loos annehmen. Ich werde sonst nicht ruhig.

Carolinchen. Ich nehme es nicht an, Madam. Bleiben Sie nur meine gute Freundinn, und kommen Sie, damit Sie nicht bey Tische auf uns war-

ten

ten dürfen. Herr Simon muß bey Tische entweder anders werden, oder so grausam gegen uns handeln, und uns seine Gesellschaft entziehen.

Ende des vierten Aufzugs.

* * * * * * * * * * * * * *

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon.

Was sagen Sie mir?

Hr. Orgon. Nicht anders. Hier ist der Brief von meinem Correspondenten in Berlin, und hier ist auch die Lotterieliste. Lesen Sie es nur selber, das Loos, Nummer 59, pour la vertu, hat zehntausend Thaler gewonnen.

Frau Damon. Ach Himmel! Das ist zu viel. Soll ichs auch glauben? Nein, nein, Herr Schwager, es muß ein Irrthum seyn. So viel verdiene ich nicht. Wenn es nur hundert Thaler sind, ich will gern zufrieden seyn und noch dazu . . .

Hr. Orgon. Sie werden mir ja zutrauen, daß ich geschriebenes lesen kann. Den Briefträger und meine Magd haben Sie ja auch bey mir angetroffen. Zweifeln Sie denn gar, daß die Post noch nicht angekommen ist? Es ist recht gut, daß Sie

glücklich gewesen sind. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Ich mag nichts davon haben. Können Sie doch meiner Magd etliche Groschen Trankgeld geben. Wenn ich nur den Brief schon wieder beantwortet hätte! Ich schreibe sehr ungern Briefe, aber ich muß es doch thun. Binnen acht Tagen soll das Geld gegen den gesetzten Abzug ausgezahlet werden. Hier haben Sie die Liste, wenn Sie solche etwan Ihrem Herrn Liebsten zeigen wollen.

Fr. **Damon**. Zehntausend Thaler! O wie theile ich so vieles Geld ein, daß ichs recht nützlich anwende! Nun will ich mein Carolinchen recht nach Wunsche versorgen. Ist es denn auch gewiß, oder betrügen mich meine Augen? Was für eine Freude wird nicht mein lieber Mann haben! Nun will ich ihn gewiß so weit bringen, daß er den Armen mehr zu Gute thun soll. Herr Schwager, zehn tausend Thaler habe ich mit vier Thalern gewonnen? Das ist unerhört! Ach, ich muß gehn, und es meinem Manne sagen. Nun Gott sey tausendmal Dank dafür! Sollten wohl tausend Thaler genug für die Armen seyn? O wie vielen wackern Leuten werde ich dafür gutes thun können! Nun will ich erst zufrieden leben, wenn ich andere zufrieden machen kann. Und womit belohne ich denn Ihre Mühe? Sagen Sie mirs.

Hr. **Orgon**. Frau Schwägerinn, mit nichts auf der Welt. Wenn ich meine Pfeife Taback in dem Garten noch geraucht haben werde: so wird meine Schlafzeit bald kommen. Alsdann lassen Sie mir eine Sänfte hohlen, und geben Sie den Männern

nern etliche Groschen mehr, als gewöhnlich ist, damit Sie mich recht sanft tragen. Das wird mir die größte Gefälligkeit seyn. Wollen Sie mir auch bey dem Abschiede noch ein Gläschen Aquavit geben: so hoffe ich, daß die Verdauung desto besser vor sich gehen und mein Schlaf desto ruhiger seyn soll.

Fr. Damon. Sie bitten Sich auch sehr geringe Dinge aus. Befehlen Sie, was Sie wollen, alles soll zu Ihren Diensten stehn. Doch, lieber Herr Schwager, wird auch mein Mann mit tausend Thalern zufrieden seyn? Wird er mir auch erlauben, daß ich das übrige zu Carolinchens Heirath und andern Gutthaten anwenden darf? Könnten wir nicht zu meinem Mann sagen, daß Sie zur Hälfte mit in die Lotterie gelegt hätten und daß also fünf tausend Thaler Ihre wären? Doch nein! Gott vergebe mirs, das wäre ein Betrug. Mein lieber Mann wird schon zufrieden seyn.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon.

Ach allerliebster Mann, ich kann es vor grossen Freuden kaum . . .

Hr. Damon. Nun, mein liebes Kind, es ist mir recht lieb, daß Du an meinem Geburtstage so froh bist. Ich bin es auch. Ich habe ohne Dein Wissen die Musik bestellt, und will Dich eben zum Tanze hohlen. Wer weis, wenn wir . . .

Frau

Fr. Damon. Ach mein lieber Mann, laſſen Sie keine Muſik kommen. Ich bin viel zu froh, als daß ich tanzen könnte. Wollen Sie mir wohl eine Bitte gewähren?

Hr. Damon. Was giebt es denn, meine liebe Tochter? Rede doch, ich will Dir alles verſprechen. Du biſt meine liebe Frau, wenn Du nur etwas genauer ſeyn wollteſt. Ich will dirs auf den Abend im Bette ſagen, was ich auf dem Herzen habe. Du haſt es nicht böſe gemeynt.

Hr. Orgon. Wenn Sie es ſagen wollen, Frau Schwägerinn: ſo machen Sie. Ich gehe ſonſt, und ſtopfe meine Pfeife Knaſter ein.

Fr. Damon. (zu ihrem Manne). Wollten Sie mir wohl erlauben, wenn ich tauſend Thaler in der Lotterie gewinnen ſollte, daß ich die Hälfte = =

Hr. Damon. Was redeſt Du, mein Kind? Wie wird mir denn! Ich bekomme ſolche Angſt. Sollte ich denn ein Glas Wein zu viel getrunken haben? Was willſt Du mit der Lotterie? Wo weiſt Du, ob Du zehen Thaler, geſchweige tauſend = = = Bricht mir doch der Angſtſchweis recht aus. Ahndet mir denn gar etwas? Was willſt Du mit der Lotterie?

Hr. Orgon. Das wird mir zu lange. Ich halte meine Ordnung und gehe. Ein Leben ohne Bequemlichkeit iſt ſchlimmer, als der Tod.

Fr. Damon. Gehen Sie nur. Aber ſagen Sie der übrigen Geſellſchaft nichts von der Sache, bis ich ſelber komme.

Dritter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Fr. Damon.

Ist Ihnen denn immer noch Angst? Hören Sie mich nur an, liebster Mann, es wird Ihnen bald beſſer werden. Der Himmel hat mir eine Wohlthat erwieſen, die mich vor Erkenntlichkeit zu Thränen bringt. Ich bin ſo glücklich geweſen = = =

Hr. Damon. Der Schlag rührt mich. Was willſt Du haben? Es kann nicht möglich ſeyn. Ich unglücklicher Mann! Ach das wird der Himmel nicht thun. Ich zittere, ſage mir nichts weiter.

Fr. Damon. Ich bitte Sie um unſerer Liebe willen, was fehlt Ihnen denn? Hören Sie doch nur. Es iſt kein Unglück. Ich habe von den alten Thalern, die ich ſchon lange liegen habe, vier Thaler in die Berliniſche Lotterie, ohne Ihr Wiſſen, gelegt. Eben itzt hat Herr Orgon die Lotterieliſte mit der Poſt bekommen, und ich bin ſo glücklich geweſen zehn tauſend Thaler zu gewinnen. Gott ſey Dank!

Hr. Damon. Ach ja, Gott ſey Dank! Ich bin des Todes. Was ſagte ich? Wie? Zehn Thaler haſt Du nur gewonnen?

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler. Leſen Sie doch nur. Ich ſehe, Sie ſind vor Freuden ganz beſtürzt. Laſſen Sie ſich doch den Reichthum nicht ſo einnehmen. Sinnen Sie vielmehr darauf, wie wir ihn gut anwenden wollen. Sehen Sie, das Loos, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen.

Ich

Ich will gleich den Zettel hohlen, er liegt in meinem Wäschkasten.

Vierter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Herr Damon.

Sie sind es doch, Herr Simon? Ach ja! Doch lassen Sie mich allein, ich muß es überlegen. Nein, bleiben Sie hier.

Hr. Simon. Ich will eben von Ihnen Abschied nehmen, und mich für die erwiesene Ehre bedanken.

Hr. Damon. Wenig Ehre genossen, wenig Ehre! Ach verziehen Sie doch noch einen Augenblick, und haben Sie die Gutheit, und erlauben Sie mir das Lotterieloos noch auf eine Minute. Ich will um besserer Richtigkeit willen eine Abschrift davon nehmen, und sie, als einen Beleg, zu der Rechnung bringen.

Hr. Simon. Was braucht es einer Abschrift? Sie haben ja mit keinem Geldjuden zu thun Leben Sie wohl, und bitten Sie mich nicht wieder zu einer so traurigen Gesellschaft.

Hr. Damon. Ich lasse Sie nicht allein gehen. Ich will Sie begleiten, allerwerthester Herr Simon. Sie sind mein grosser Gönner und Patron. Ich küsse Ihnen die Hand mit Demuth. Bemühen Sie sich nur, und geben Sie mir das Loos zum abcopiren. Ich bin ein ordentlicher Mann, und wenn ich ein Glas Wein getrunken habe: so mache ich mir über

die

die geringste Sache den größten Kummer und falle Stundenlang darüber in eine rechte Melancholey. Das Loos, Herr Simon, das Loos! um aller Barmherzigkeit willen.

Hr. Simon. Ich sehe es recht gern, daß Sie einen kleinen Rausch haben. Wenn Ihr Wein etwas getaugt hätte: so hätte ich mich selber betrunken. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Ihr Burgunder mochte wohl vor dem Jahre in Naumburg gewachsen seyn. Ein Französischer Wein hat keinen solchen bürgerlichen Geschmack nach dem Stocke. Adieu, mein Herr, schlafen Sie Ihren Rausch aus, und sagen Sie Ihrer Jungfer Muhme, daß sie bey allen ihren Büchern eine Närrinn wäre.

Hr. Damon. Sie wollen gehen, ohne mir das Loos ... Halt an! Ich muß das Loos haben, oder ich ersteche Sie. Hören Sie? mein Loos!

Hr. Simon. Das ist lustig. Ihr Landwein muß viel Schwefel bey sich haben.

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht betrunken. Ich will das Loos haben. Reden Sie mir nicht viel, sonst ... Hier in diese Tasche steckten Sie es. Nur heraus damit.

Hr. Simon. Greifen Sie in alle Taschen, wenn Sie es finden: so will ichs Ihnen schenken.

Hr. Damon. Schenken wollen Sie mirs? Ach ich bin dieser Gnade nicht werth! Also haben Sie mirs geschenkt? In dieser Tasche ist es nicht; in dieser auch nicht. Wo haben Sie es?

Hr. Simon. Sie finden es nicht, ich habe es weggeschenkt.

Herr

Hr. Damon. Nein, Sie haben es versteckt. Weisen Sie mir den Hut, vielleicht steckt es zwischen einer Krempe. Nein, hier ist es auch nicht. Ziehen Sie sich aus, vielleicht haben Sie es auf der Brust oder . . .

Hr. Simon. Nun wird mir die Comödie zu lang. Kurz, ich habe das Loos der Frau Orgon geschenkt. Hier kömmt sie sebst Lassen Sie mich mit Frieden, und schlafen Sie Ihren Burgunderwein zu vier Groschen fein aus.

Fünfter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Herr Damon.

(Er denkt, es sey die Frau Orgon.) Geben Sie es heraus, Frau Schwägerinn. Ich weis, Sie haben es. Herr Simon hat es gesagt. Ich lasse Sie nicht von der Stelle.

Fr. Damon. Sehen Sie denn nicht, daß ichs bin? Was zanken Sie sich mit der Frau Schwägerinn? Bald komme ich auf die Gedanken, daß Sie Ihrem Geburtstage zu Ehren ein Glas Wein zu viel getrunken haben. Gehen Sie zu Bette, mein lieber Schatz. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Loos hingelegt hätte! Ich habe den ganzen Wäschschrank ausgesucht und kann es nicht finden. Ich werde es doch nicht ganz und gar verworfen haben.

Hr. Damon. Ach ich unglücklicher Mann! Ist mir denn alles zuwider? Ich habe erfahren, daß

Du

Du Geld in die Lotterie geleget hast. Ich habe das Loos heute aus Deiner Köthe genommen, und es an meinen gottlosen Mündel verkauft, und der will es nicht wieder herausgeben. Und ich sollte die zehn tausend Thaler verlieren, die Du rechtmäßiger Weise gewonnen hast? Nein. Ich muß das Loos haben, oder ich überlebe die Nacht nicht. Ich bin ein ehrlicher, rechtschaffener Mann. Gott hat mirs gegeben und die Welt wollte mich darum bringen? Ach, mein Kind, laufe doch zu Herr Simonen. Er ist nach Hause gegangen. Falle ihm um den Hals und ruhe nicht, bis er Dir das Loos giebt. Biete ihm zehn Thaler, biete ihm zwanzig, ja biete ihm hundert Thaler, bringe nur das Loos. Sprich, ich wollte mir ein Leides thun. Sprich, ich hätte mir schon das Messer an die Kehle gesetzt und wollte es nicht eher wegthun, bis Du mir das Loos brächtest. Sprich, ich . . .

Fr. Damon. O das ist erbärmlich! Sie haben mein Loos verkauft und bringen sich und mich um den ganzen Gewinnst? Das ist die Strafe des Himmels für Ihren Geitz. Würden Sie wohl unglücklich geworden seyn, wenn Sie die vier Thaler entbehret hätten, die ich zu diesem Loose angewandt habe? Ich arme Frau! Wie dauert mich Carolinchen? Also soll ich Niemanden gutes thun? O das schmerzt, wenn man die größte Freude, die größte Hoffnung in einem Augenblicke zu nichts werden sieht! Doch ich will es Ihnen vergeben. Es hat nicht seyn sollen! Das ist Trost genug. Ich habe die besten Absichten gehabt; aber vielleicht hätte ich sie nicht ausgeführet. Vielleicht hätte ich mich in meine Wohl-

thaten mit einer gewissen Eitelkeit verliebt. Ich gebe mich zufrieden. Fassen Sie sich, mein lieber Mann, nach meinem Beyspiele. Die Erfüllung unserer liebsten Wünsche pflegt oft unser Unglück zu seyn. Der Himmel hat es nicht haben wollen.

Hr. Damon. Das mag ich alles nicht wissen. Sie sind eine leichtsinnige Frau. GOtt ist nicht Schuld an diesem Unglücke. Ich bin Schuld, und mein Mündel, und Sie, und die verwünschte Frau Orgon, und alle sind Schuld. Ach Himmel, hilf mir doch dasmal! Gehen Sie, gehen Sie geschwind, und thun Sie Herr Simonen einen Fußfall.

Fr. Damon. Muthen Sie mir doch eine solche Niederträchtigkeit nicht zu. Ich werde Herr Simonen nicht das geringste gute Wort geben. Ich glaube, wenn ich zu ihm käme und ihn um das Loos bäte, er würde nach seiner Galanterie einen Preis darauf setzen, den ich ohne Abscheu nicht anhören könnte.

Hr. Damon. Sie wollen nicht zu ihm gehen? Haben Sie denn gar keine Liebe zu Ihrem Manne? Zehn tausend Thaler! Darum wollen Sie keinen Fußfall thun? Gehn Sie. Eine Frau hat viele Gewalt über das Herz einer Mannsperson. Ueberwinden Sie sich, und machen Sie ihm die verbindlichsten Caressen. Sie bleiben doch meine Frau. Gehn Sie, oder ich sterbe.

Fr. Damon. Wo denken Sie hin? So muß ein Mann nicht reden, den ich lieben soll. Ich soll zu einem Menschen gehen, der weder Großmuth, noch Religion, und die größte Unverschämheit besitzt? Und

wenn ich Sie durch die geringſte Beleidigung der Tugend zu dem reichſten und größten Manne in der Welt machen könnte; ſo werde ichs ewig nicht thun. Laſſen Sie das Geld fahren. Ein zufriednes Herz iſt mehr, als die ganze Welt.

Hr. Damon. Ja, ich will eben das zufriedene Herz haben, und darum ſollen Sie gehen und mir das Loos ſchaffen. Ach wie ſchlägt mir das Herz!

Fr. Damon. Ich thue nicht einen Tritt. Um reich zu ſeyn, mag ich nicht niederträchtig werden. Will mir Herr Simon, wenn er erfährt, daß das Loos mein geweſen iſt, aus eigenem Antriebe etwas davon geben: ſo will ichs mit vielem Danke annehmen. Wo nicht, ſo mag er den Gewinnſt behalten. Das Schickſal ſcheint das Geld für ihn und nicht für mich beſtimmt zu haben. Wer in der Welt wenig Verdienſte hat, braucht den Reichthum am nöthigſten. Geben Sie ſich zufrieden, mein Schatz, und mäſſigen Sie Ihre Begierde nach Gelde. Die Vorſicht wird uns ſchon ſo viel geben, als wir brauchen. Ach wie vollkommen wollte ich Sie lieben, wenn Sie das Geld nicht ſo hoch ſchätzten! Ich bitte Sie herzlich, lernen Sie doch erkennen, daß der Reichthum nicht glücklich macht. Wenn Sie nun dieſe Nacht ſtürben, was würden Ihnen die zehn tauſend Thaler und noch zehn tauſend dazu wohl helfen?

Hr. Damon. Ach nein, ich ſterbe noch lange nicht. Meine Sachen ſind noch gar nicht in Richtigkeit gebracht. Es wäre das gröſte Unglück für Dich und für mein Haus, wenn mich GOtt ſo plötzlich wegnehmen ſollte. Das wird er nicht thun. Er wird mir

etst Recht schaffen, und mir zu den zehn tausend Thalern verhelfen. Liebe Frau, weist Du denn gar kein Mittel, wie ich das Loos in meine Hände bekommen kann? Ich will nach der Wache schicken, und den Mündel in Ketten und Banden schlagen lassen, daß er mir nicht aus dem Lande läuft. Bete doch: Du bist ja so fromm. GOtt wird Dein Gebet hören, und Herr Simons Herz regieren, daß er = = =

Fr. **Damon.** Sie sind einmal aufgebracht, und ich sehe, daß alle Vorstellungen so lange vergebens seyn werden, als ihre Hitze anhält. GOtt wird um Ihres Geizes willen es wohl nicht für gut befinden, Wunder zu thun. Die Frucht des Gebets besteht nicht im Reichthum. Wollte GOtt, ich könnte Sie ruhig beten; ich wollte nicht weiter an unsern Verlust denken. Kommen Sie, wir wollen der Frau Orgon und Carolinchen unser Unglück klagen. Einem Freunde sein Herz entdecken und sein Mitleiden sehen, beruhiget oft mehr, als alle Trostgründe. Beklagen Sie sich so sehr, als Sie wollen. Ich will Ihnen dieses traurige Vergnügen nicht nehmen. Aber toben Sie nur nicht, und beleidigen Sie die göttliche Fügung nicht.

Hr. **Damon.** Nein, ich will GOtt nicht beleidigen. Ach die verdammte Frau Schwägerinn Der Fluch wird sie treffen. Ich will selbst zu meinem Mündel gehen. Ich will ihm alles sagen. Ich will Ihm Recht und Gerechtigkeit vorstellen. Ich will ihn, wie meinen Sohn, umarmen. Er ist ja ein Mensch; er wird sich doch erweichen lassen. Bete nur fleissig. Ich will bald wieder hier seyn.

Fr. Damon. Bleiben Sie doch hier. Es iſt vergebens; oder warten Sie bis Morgen früh. Wollen Sie meine Bitte nicht hören? Was fluchen Sie denn auf Ihre Frau Schwägerinn?

Sechſter Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Herr Orgon.

Haben Sie mir denn die Sänfte beſtellen laſſen? Nunmehr will ich nach Hauſe, daß ich aus den Kleidern komme. Meine Frau mag nachkommen. Wenn ich einmal ſchlafe: ſo höre ich ſie nicht, wenn ſie gleich zehnmal ins Bette ſteigt.

Fr. Damon. Ach lieber Herr Schwager, wenn Sie wiſſen ſollten . . .

Hr. Orgon. Machen Sie doch keine Umſtände mit mir. Ich bin ſehr wohl mit der Mahlzeit zufrieden. Daß mir ein Stück Mandelkern von der kalten Schale in die unrechte Kehle kam, dafür können Sie nicht. Ihre Köchinn hätte die Mandeln kleiner ſchneiden ſollen. Gute Nacht, liebe Frau Schwägerinn. Die Sänfte wird wohl da ſeyn.

Fr. Damon. Ich bitte, warten Sie doch einen Augenblick. Sie wiſſen ja nicht, was vorgegangen iſt. Bedenken Sie nur . . .

Hr. Orgon. Nein, verſuchen Sie mich nicht. Heute kann ich nicht mehr denken. Morgen früh, wenn ich gut geſchlafen habe, will ich mirs ſagen laſſen, was vorgegangen iſt. Es iſt ſchon zu ſpät.

Gute Nacht! Haben Sie denn noch ein Gläschen Abt- oder Zimmetwasser bey der Hand? So lange will ich noch warten.

Fr. Damon. Nur einen Augenblick Geduld! Mein Mann, bedenken Sie nur, hat diesen Nachmittag mir das Loos heimlich aus dem Schranke genommen, und es an seinen Mündel verkauft. Er will bald unsinnig darüber werden, und ich arme Frau komme um alle meine Freude, die ich mir eingebildet hatte. Nun kann ich Niemanden Wohlthaten erweisen, denn mein Mann giebt mir nichts von seinem Vermögen. O wie weh thut das, wenn man andern gutes thun will, und es doch nicht thun kann! Ach es ist so bitter, als Mangel leiden. Wie froh war ich! Ich ließ schon zwey Waysen, ein Paar liebe Kinder, von recht guten Gemüthern erziehen. Ich sahe schon, wie viel sie in der Welt gutes stiften würden. Ich sahe auch meine liebe Caroline schon an der Seite eines vernünftigen und zärtlichen Mannes. Und wer war glücklicher, als ich, indem ich alles dieses sahe! Vergeben Sie mir meine Schwachheit. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Wer hat sein Herz stets so in seiner Gewalt, daß er allen Regungen den Ausbruch verbiethen könnte?

Hr. Orgon. Was weinen Sie denn? Seyn Sie zufrieden, daß Niemand von den Ihrigen einen Schaden an seinen gesunden Gliedmassen genommen hat. Wie hätten Sie denn thun müssen, wenn Sie nichts in der Lotterie gewonnen hätten? Es ist das Zeitliche. Wenn wir zu essen und zu trinken haben:

so

ſo iſt ja alles gut. Andre Leute werden ſchon auch fortkommen. Mit unſerer Arbeit und Sorge, pflege ich zu ſagen, iſt nichts gethan. Lieber zehn tauſend Thaler verloren, als eine Nacht unruhig geſchlafen. Folgen Sie meinem Exempel. Ich laſſe mich weder von Freude noch von Betrübniß einnehmen. Wenn nur mein Körper verſchont bleibt, das andre quält mich nicht. Geben Sie mir doch das Gläschen Zimmet und ein Stückchen Quittenbrod dazu. Es ſtärkt den Magen. Darnach will ich mich getroſt auf den Weg machen.

Fr. Damon. Warten Sie doch nur, bis mein Liebſter kömmt. Er iſt noch zu dem Mündel wider meinen Willen gelaufen. Wie können Sie doch ſo gar unempfindlich ſeyn! An andrer Leute Freude oder Betrübniß Antheil zu nehmen, iſt ja die natürlichſte Regung. Und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht geſellig leben ſollte. Verlaſſen Sie mich nicht, bis mein Mann wieder kömmt, und helfen Sie Ihm zureden.

Hr. Orgon. Ich kann Ihnen ja nichts helfen. Die Sache iſt einmal verloren. Und was verloren iſt, kömmt nicht wieder. Wer ſich alles zu Gemüthe zieht, wird vor der Zeit grau. Ich fuhr einmal mit meinen beſten vier Pferden durch ein Waſſer, das ſehr angelaufen war; oder beſſer, ich ließ den Kutſcher durchfahren, und mich auf einer kleinen Fähre überſetzen. Indem ich von der Fähre ans Land ſtieg, ſahe ich meinen Kutſcher mit allen vier Pferden erſaufen. Der Fährmann ſchrie abſcheulich. Lieber GOtt! ſagte ich, was ſchreyt

ihr so? Wir können ihm nicht helfen. Wollte GOtt, ich hätte andere Pferde, damit ich nicht zu Fusse gehen dürfte! Hätte ich wohl meinem Kutscher und dem Viehe das Leben gerettet, wenn ich betrübt geworden wäre? Und warum soll ich mir denn über ein Lotterieloos Unruhe machen? Was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Sie können ja in eine andere Lotterie legen. Also darf ich auch meines Correspondenten Brief morgen nicht beantworten, wenn Sie das Loos nicht mehr haben. Wer es hat, mag sich melden. Geben Sie mir nunmehr den Aquavit und giessen Sie ein wenig von dem Stugthonischen Lebensbalsam darunter. Er stärkt das Haupt, und ich habe heute ausserordentlich viel reden und nachsinnen müssen.

Fr. **Damon.** Wenn Sie nicht länger verziehen wollen, so muß ich mirs gefallen lassen. Allein mein Mann hat den Hauptschlüssel, bey sich und ich kann Ihnen nicht mit gebrandtem Wasser aufwarten, bis er zurück kömmt.

Hr. **Orgon.** Nein. Länger warte ich nicht. Ich danke Ihnen für erwiesene Ehre, und wünsche Ihnen und mir eine gute Nacht.

Siebenter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen.

Ich habe den Herrn Vetter vorhin in grosser Eil aus

aus dem Hause laufen sehen und kann nicht erfahren, wo er hingewollt hat.

Fr. **Damon.** Ach, liebes Kind, laß Dir ein Unglück erzählen; Doch Du daurest mich, ich kann Dirs nicht sagen.

Carolinchen. Geht das Unglück mich an: so will ichs weit gelassener anhören, als wenn es Sie beträfe. Erzählen Sie mirs getrost. Ist mir etwan derjenige untreu geworden, der meine Liebe und mein ganzes Herz besitzt? Hat er sich etwan mit einer andern versprochen, die Vermögen hat? O nein! Glauben Sies nicht. Er hat das redlichste Herz, und liebt mich so sehr, daß ich mich kränke, daß ich ihn nicht wenigstens in der Liebe übertreffen kann, da er mich in allen andern Stücken übertrifft. Sie werden es sehen. Er kömmt noch diesen Abend und begleitet mich nach Hause. Er hat mirs versprochen.

Fr. **Damon.** Da ich von einem Unglücke rede: so fällst Du gleich auf Deinen Liebhaber. Und das vergnügt mich, daß in Deinen Augen kein gröser Unglück ist, als ihn zu verlieren. Er verdient Dein zärtlich Herz. Doch liebes Kind, es ist ganz etwas anders, das uns begegnet ist. Versprich mir, daß Du nicht kläglich thun willst, wenn ich Dirs erzähle. Es geht Dich am meisten an.

Carolinchen. Liebe Frau Muhme, wenn die Sache meine Liebe und Ihre Person nicht betrifft: so bin ich schon zufrieden. Meine Ehre kann man mir nicht nehmen. Lassen Sie die Leute reden. So lange mich mein eigen Gewissen nicht beschimpft:

so werde ich die Nachrede geduldig ertragen. Sonst kann man mir nichts nehmen, da ich keine Reichthümer habe. Was ist es denn? Lassen Sie mich nicht so lange warten. Ich erschrecke nicht.

Fr. Damon. Vor kurzer Zeit erhalte ich durch Briefe von Berlin, die an den Herrn Orgon gerichtet waren, die erfreuliche Nachricht, daß ich zehn tausend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Ich suche mein Loos; aber vergebens. Kurz, mein Mann hat es, ich weis nicht durch wen, erfahren, daß ich Geld in die Lotterie gelegt. Er geht in meinen Schrank, findet das Loos, und verkauft es diesen Nachmittag an seinen Mündel. Ist das nicht betrübt?

Carolinchen. Sie dauren mich von Herzen; aber Sie lieben ja das Geld nicht. Warum ängstigen Sie sich? Es wird Ihnen auch ohne die zehn tausend Thaler allemal wohlgehen. Sie haben Schätze genug in anderer Leute Herzen.

Fr. Damon. Ich habe den Gewinnst nicht für mich verlangt. Er hätte nun groß oder klein seyn mögen: so wollte ich Dir die Hälfte schenken, und die andere Hälfte meinem Manne und den Armen geben. Ach Carolinchen weine nicht! Ich bitte Dich. Die Vorsehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für dich zurückgelegt. Bedaure mich, daß ich das Vermögen nicht habe, meine Liebe gegen Dich zu befriedigen.

Carolinchen. Meine Thränen sind keine Wirkungen des Unglücks, das Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieser kindlichen Regung,

und

und ich weis Ihre Großmuth durch nichts, als durch die empfindlichsten Thränen, zu belohnen. Sie haben so viele Jahre seit meiner Aeltern Tode für mich gesorgt, daß ich jener ihren Verlust wenig gefühlt habe. Ich bin Ihnen meine Auferziehung, meine Liebe zur Tugend und auch den redlichen Freund schuldig, der mich für die Seinige erklärt hat. Wollen Sie mich noch mit mehr Wohlthaten überhäufen? Ich küsse Ihnen die Hand mit einer Ehrerbietung, die bis ins Grab dauren soll.

Fr. **Damon.** Nun bin ich zufrieden, da ich Dich ruhig sehe. Komm, wir wollen wieder in den Garten gehen, und uns unter die Blumen setzen, und uns vergnügen, daß wir gelassen gnug sind, einen Unfall zu vergessen, der andre zu Boden schlagen würde. Die ganze Welt ist unser. Mag doch Herr Simon das Loos haben!

Carolinchen. Nein! Großmüthige Wohlthäterinn, hier ist das Loos. Es gehört für itzt mir zu, und ich zittere recht vor Vergnügen, daß ichs Ihnen schenken kann. Wenn es für die Tugend soll, wie die Devise sagt: so wird es nirgends besser, als bey Ihnen aufgehoben seyn. Nehmen Sie es doch von mir mit dem redlichsten Kusse an.

Fr. **Damon.** Um des Himmels willen, mein Kind, wie bist Du zu dem Looſe gekommen! Hast Du Dich so weit herablassen können, es von Herr Simonen, einem Menschen anzunehmen, der Dir Dein Glück und seine Wohlthat nunmehr unter dem unverschämtesten Vorwande vorwerfen wird?

Ach

Ach wir wollen es ihm wiedergeben. Vielleicht schenkt er uns die Hälfte.

Carolinchen. Fürchten Sie nichts. Die Madam Orgon hat mir das Loos vor kurzem aufgedrungen, denn ihr hat es Herr Simon geschenkt. Sie wissen, daß sie wegen der für sie eingekauften Spitzen noch in meiner Schuld ist. Und für diese Mühe, wie sie sagte, und zugleich für den Dienst, den ich ihr bey der von Herr Simonen erlittenen Grobheit erwiesen, sollte dieses Loos eine Vergeltung seyn. Dem ungeachtet würde sie mirs nicht gegeben und ichs nicht angenommen haben, wenn nicht ein besonderer Umstand dazu gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß sie aus Versehen ein Wort gegen den Herrn Damon von dem Loose hätten laufen lassen. Er müßte es darauf an Herr Simonen verkauft haben. Und damit Sie nicht über lang oder kurz auf üble Gedanken fallen möchten: so wollte sie mir das Loos schenken. Da ich dieses hörete, so nam ichs an, um es Ihnen wieder zu geben. Die Frau Orgon mag sich nun gebehrden, wie sie will: so hat sie doch nichts an dem Gewinnste zu fordern.

Fr. Damon. Die böse Frau hat es meinem Mann ganz gewiß mit Fleiß gesagt, um mir Verdruß bey ihm zu machen. Von wem muß sie es doch erfahren haben? Es wird gewiß heraus kommen. Wir wollen es ihr vergeben. Sie ist durch ihren Neid und durch unsern Gewinnst bestraft genug. Gottlob! daß wir das Loos wieder haben. Wenn sie gar zu wunderlich über unser Glück thut: so wollen wir großmüthig seyn, und ihr einen Theil davon geben.

ben. Meynst Du nicht, Carolinchen? Wo hast Du denn Deine Wohlthäterinn gelassen? Ist sie denn ganz allein im Garten?

Carolinchen. Ach nein! Ihre Magd kam, sie abzuholen. Und ich konnte die Lobrede unmöglich mit anhören, die sie dem armen Menschen hielt, drum gieng ich aus Mitleiden fort.

Fr. Damon. Höre Carolinchen, das Loos ist Dein. Ich hoffe, mein Mann wird mit tausend Thalern zufrieden seyn. Tausend will ich zu gewissen Wohlthaten anwenden. Und das übrige bleibt für Dich. Nun kannst Du . . .

Carolinchen. Sie sind noch zärtlicher gegen mich gesinnt, als eine Mutter. Ich nehme mein Glück von Ihren Händen, an und bin unruhig, daß ich nicht weis, wie ich erkenntlich gnug dafür seyn soll.

Fr. Damon. Ich verlange keinen andern Dank, als an Deiner Wohlfarth mich zu vergnügn. Hast Du Gelegenheit: so diene andern eben so gern, als ich Dir diene. Du bist meine liebe Tochter.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon.

Ist denn mein Mann gar schon nach Hause? Das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Er wollte sich durch kein Bitten länger aufhalten lassen.

Frau

Fr. Orgon. Da sehen Sie mir nun das gottlose Mensch, meine Magd, an. Sie steht unten, und wartet auf mich, und hat mir nicht ein Wort gesagt, daß mein Mann schon nach Hause ist. Wenn ich nun einen bösen Mann hätte, was würde nicht für ein Verdruß daraus entstehen! Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst, liebste Frau Schwägerinn. Sie haben uns recht vortrefflich bewirthet. Geben Sie mir doch ja bald die Ehre Ihres Besuchs nebst Carolinchen. Ich freue mich recht, wenn ich Sie sehe. Ich habe auch heute ein kleines Versehen begangen, weswegen ich Sie um Vergebung bitten muß. Ich denke, Ihr Herr Liebster weis es von dem Loose, sonst würde ich nicht so unbehutsam gewesen seyn. Ist es doch gut, daß das Loos so unverhofft in meine Hände gerathen ist, sonst wären Sie gewiß darum gekommen. Carolinchen wird es Ihnen schon gesagt haben, daß ich es Ihr geschenckt habe. Und ich wollte sehr bitten, liebe Frau Schwester, daß Sie es dem guten Kinde liessen. Manchmal gewinnet man ein Paar Thaler. Doch an die ausbärtigen kommen immer die kleinen Gewinste und die grossen bleiben im Lande. Leben sie also

* * *

Fr. Damon. Sie haben gar nicht Ursache sich zu bedanken, noch viel weniger um Vergebung zu bitten. Ich weis, Sie werden sich mit mir freuen, wenn ich Ihnen sage, daß das Loos zehn tausend Thaler gewonnen hat. Ihr Herr Liebster hat diese Nachricht vor kurzem mit der Post erhalten. Ich war

war eben im Begriffe, Ihnen diese fröliche Zeitung zu hinterbringen.

Fr. Orgon. Zehn tausend Thaler! Das heißt gewonnen! An diesen Geburtstag will ich gedenken. Es soll mir der angenehmste Tag in meinem Leben seyn. Kann ich doch vor Freuden kaum mehr reden. Zehn tausend Thaler! Wissen Sie es gewiß, oder ist es nur eine Muthmassung? Und so viel hat das Loos gewonnen, das ich in meinen Händen gehabt? Wenn ich Sie nicht so sehr lieb hätte: so würde ich Sie beneiden. Doch ich soll einmal nichts haben. Nun können Sie sich Kutsche und Pferde halten, Frau Schwester, und zu mir gefahren kommen. Ich gönne es Ihnen von Herzen. Der Himmel lasse es Ihnen lange wohlgehen.

Fr. Damon. Denken Sie denn, daß ich den Gewinst nur zum Prachte anwenden werde? Kutsche und Pferde würden mich nicht ruhiger machen. Ich schicke mich gar nicht unter die Leute, deren Staat es erfordert, in einem Jahre mehr auf ein Pferdegeschirr zu wenden, als sie in zehn Jahren für dürftige und siechte Menschen geben, denen das Leben ohne ihre Hülfe zur Last wird. Ich habe Carolinchen den gröſten Theil von dem Gewinnste geschenkt. Denn für Sie war das Loos bestimmt und Sie hat Ursach sich bey Ihnen zu bedanken, daß Sie Ihr wieder zu dem Looſe geholfen haben.

Carolinchen. Ja, Madam, ich danke Ihnen auf die verbindlichste Art.

Fr. Orgon. Erspahren Sie mir die Mühe, Ihnen zu antworten. Ich weis nicht, ob die groſſe

Freud

Freude oder die Abendluft meine Krankheit wieder erregt haben. Ich arme Frau! Ihnen geht es so wohl, und ich habe nichts als Noth. Je nun, seine Freunde glücklich sehen, ist bey mir auch ein Glück. Wenn der Juwelier bald stirbt: so können Sie sich beyde ein Rittergut kaufen und alle Welt auslachen. Wenn Sie nur die zehn tausend Thaler auch gewiß ausgezahlt kriegen. Müssen Sie viel Abzug geben? Ach mein garstiger böser Mann, daß er mich denn nicht mitgenommen hat! Er soll es schon . . . Leben Sie recht wohl. (Sie geht.)

Carolinchen. Warten Sie doch, Madam, ich will Sie begleiten.

Neunter Auftritt.

Frau Damon. Herr Damon.

Herr Damon.

Der verwünschte Mündel! Ich habe ihn nicht angetroffen. Wer weis in welch Bordell ihn der Teufel geführet hat, und welcher Hure er das Loos diese Nacht schenkt! Ach ich elender Mann!

Fr. Damon. Mein lieber Schatz, das Loos ist da . . .

Hr. Damon. Wo ist es? Wo ist es? Wer hat es?

Fr. Damon. Carolinchen hat es, und Sie hat es von der Frau Orgon geschenkt bekommen. Aber ich bitte Sie um unsrer Liebe willen, mein lieber Mann, lassen Sie es ihr. Sie haben ja niemals

das

das Loos an Herr Simonen verkauft gehabt. Und wie müßten Sie thun, wenn es der behalten hätte. Lassen Sie es Carolinchen. Es ist ja meine Waase. Sie haben ja Vermögen genug und keine Kinder. Ich bitte Sie mit Thränen, nehmen Sie es ihr nicht. Carolinchen will Ihnen tausend Thaler davon geben.

Hr. Damon. Weine nicht, ich kann Dich nicht weinen sehen. Du nimmst mir das Herz ganz. Nun, weil ich Dich lieb habe, weil Du meine schöne Frau bist, und weil Deine Muhme eine vater- und mutterlose Wayse ist: so will ich barmherzig seyn und keinen Proceß anfangen, sondern mit tausend Thalern fürlieb nehmen. Aber sie muß einen Revers ausstellen, daß das Geld nach ihrem Tode an mich zurück fallen soll. Und die tausend Thaler muß ich baar und auf einem Brete . . .

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Herr Damon zu Carolinchen.

Wo haben Sie die tausend Thaler? Hören Sie nur, Jungfer Muhme, weil Sie eine Wayse sind: so will ich mit tausend Thalern zufrieden seyn. Aber gleich muß ich sie bekommen. Ich soll noch mehr Steuerscheine annehmen und es leidet keinen Verzug. Wollen Sie mir auch einen Revers geben,

daß das übrige Geld nach Ihrem Tode an mich fallen soll? Wollen Sie nicht?

Carolinchen. Ja doch, Herr Vetter. Morgen will ich Ihnen Ihre tausend Thaler schaffen. Ganz gewiß.

Hr. Damon. Gut, Gut! aber alles in Loüis blanc, ander Geld nehm ich nicht. Ihr Vormund muß den Revers mit unterschreiben. Und die acht Thaler acht Groschen für Ihres Herrn Vaters Leichenbegängniß muß ich auch bekommen.

Carolinchen. Ja. Ich will Ihnen auch acht Thaler acht Groschen Interesse dazu geben.

Hr. Damon. Nein, als Interesse nehme ichs nicht an. Denken Sie, daß ich so jüdisch bin? Wollen Sie mirs zur Dankbarkeit geben, daß ich so lange gewartet habe: so nehme ichs willig an. Ich will gleich noch zu dem Herrn mit den Steuerscheinen laufen und ihm sagen, daß er Morgen noch tausend Thaler bekommen soll. Es ist zum Profite noch nicht zu spät. Den Revers muß ich auch aufsetzen.

Eilfter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Frau Damon.

Mache Dir keine Sorge wegen des Reverses. Ich will meinen Mann schon besänftigen. Wenn

er

er tausend Thaler und mich sieht: so läßt er sich schon bewegen. Ach da kömmt ja noch Dein Herr Anton.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Anton.

Herr Anton.

Vergeben Sie mir, Madam, daß ich unangemeldet herein komme. Ich habe Niemanden im ganzen Hause finden können. Sie werden es schon errathen, daß ich die Ehre haben will, Ihre Jungfer Muhme nach Hause zu begleiten.

Fr. Damon. Ich weis wohl, daß Sie nur zu mir kommen, wenn Carolinchen bey mir ist; aber dem ungeachtet sind Sie mir der angenehmste Gast. Sehen Sie nur, wie Sie Carolinchen leichtfertig ansieht. Sie mag merken, wie sauer es Ihnen ankömmt, daß Sie mir das Compliment eher machen müssen, als Ihr.

Hr. Anton zu Carolinchen. Mein liebes Carolinchen soll ich die Ehre noch haben, Sie nach Hause zu begleiten?

Carolinchen. Ich werde gleich mit Ihnen gehen. Aber wie ist es, Herr Anton, haben Sie mich auch noch lieb?

Hr. Anton. Wie fällt Ihnen denn diese Frage wieder ein, die ich Ihnen schon seit vier Jahren beantwortet habe?

Carolinchen. Weil ich keine wichtigere Frage in der Welt weis, als diese. Wird es Ihnen denn so sauer, ja darauf zu sagen?

Hr. Anton. Nein, es geht mir nur nahe, daß Sie noch einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln können. Quälen Sie mich nicht, Sie wissen es doch, daß ich Sie vollkommen liebe.

Fr. Damon. Sie weis es, Herr Anton. Carolinchen ist, wie die Leute, die einen Zweifel aufwerfen, damit sie zeigen können, daß sie von dem Gegentheile überführt sind.

Carolinchen (zu Herr Anton.) Ja, ich glaube wohl, daß Sie mich lieben; aber werden Sie mich auch beständig lieben? Soll ich auch die Ihrige noch werden?

Hr. Anton. Warum martern Sie mich so? Wenn Sie an meiner Beständigkeit zweifeln: so halte ichs Ihnen für übel, daß Sie noch mit mir umgehen. Wollen Sie denn mit Fleiß vergessen, daß ich Ihr Versprochener bin? Wie viel tausendmal habe ich Ihnen gesagt, daß mein Herz von keinem andern Wunsche weis, als Sie zeitlebens zu besitzen! Die Hochachtung, mit der ich so lange Zeit mit Ihnen umgehe, muß Ihnen der sicherste Beweis von einer aufrichtigen Liebe seyn. Wie? Mein liebes Kind; Sie fragen mich, ob Sie noch die Meinige werden sollen? O, warum kann ich denn meine Umstände nicht so verbessern, als ich wünsche! Ich verlange nicht allein Sie zu besitzen, ich will auch, daß Sie bequem an meiner Seite leben können. Ach wem

wird

wird es wohl unerträglicher, als mir, daß mein Glück meiner Liebe nicht gleicht? Madam, erklären Sie mir doch das Räzel. Warum beunruhiget mich Carolinchen in Ihrer Gegenwart mit solchen Fragen, die mein ganzes Herz aufrührisch machen? Hat Sie vielleicht ein würdiger Glück gefunden, als ich Ihr anbieten kann?

Fr. Damon. Nein, sie kann kein gröſſer Glück finden, als sie an Ihnen gefunden hat. Ihre Fragen sind nichts, als Liebe und Zärtlichkeit.

Carolinchen. Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal gesagt, Sie sollen sich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umstände nicht so beschaffen sind, daß Sie mit einer Armen bequem genug leben können? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich aus Liebe für Sie, alle meine Ansprüche auf Ihr Herz will fahren lassen, nur damit ich Sie nicht unglücklich mache? Ich sage es Ihnen, daß ich kein gröſſer Elend weis, als Sie zu verlieren; aber ehe ich Ihnen durch meine Erhaltung das Leben zu einer Last und zu einer beständigen Arbeit machen will: so sage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme, daß ich lieber Ihre Liebe entbehren will.

Hr. Anton. Das ist erbarmenswürdig! Wenn bin ich Ihnen, mein liebes Kind, denn so gleichgültig geworden? Haben Sie denn nicht so viel Hoffnung zur Vorsicht und zu meinem Glücke, daß ich noch in bessere Umstände kommen werde? Ich thue

ja alles, was möglich ist. Und der Gedanke, daß ich für Sie arbeite, macht mir die mühsamsten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann Ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unserm Unterhalte zulangen; aber Sie sind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert seyn sollten. Es ist mir unmöglich, an Ihrer Beständigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Ursache, Ihre Wahl zu verändern: so können Sie versichert seyn, daß ich Sie mit keinen andern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde. Entdecken Sie mir doch, was vorgegangen ist. Ich werde ja die Freundschaft noch verdienen, wenn ich auch Ihrer Liebe nicht mehr werth bin.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen alles entdecken. Sie haben mich geliebt, ehe ich das geringste Vermögen hatte. Ihr Umgang hat mich in der Tugend und Zärtlichkeit gestärkt. Und was kann man sich in der Welt wohl edlers wünschen, als diese beyden Stücke. Sie sind ein Liebhaber, aber auch stets ein aufrichtiger Freund gewesen. Ich bin mit Ihnen seit vier Jahren versprochen, und dieß Vergnügen ist mir noch so neu, als ob ichs erst gestern erhalten hätte. Sie verdienen eine bessere Frau, als ich bin. Aber Sie haben mich doch gewählt, und ich will durch niemanden glücklich werden, als durch Sie. Hier haben Sie die Versicherung von zehn tausend Thalern, die ich durch einen wunderbaren Zufall in der Berliner Lotterie gewonnen habe.

Sie

Sie sind mir blos darum angenehm, weil ich sie Ihnen als einen Beweis meiner Liebe anbieten kann. Zwey tausend Thaler geben Sie an meine Frau Muhme; das übrige gehört Ihnen. Und Sie dürfen sich dieses Geschenks wegen nicht so wohl bey mir, als bey dieser liebreichen Frau, bedanken. Haben Sie nun noch einen Kummer wegen unserer Liebe?

Hr. Anton. Was geben Sie mir? Ach liebstes Kind, Sie hätten so viel in der Lotterie gewonnen? Und alle unsere Sorge wäre durch diese Schickung gehoben?

Fr. Damon. Sie können Sich sicher auf alles verlassen. Das Loos hat zehn tausend Thaler gewonnen. Kommen Sie nur in den Garten, und erhohlen Sie sich daselbst von Ihrer angenehmen Bestürzung. Da wollen wir Ihnen die ganze Sache vollständig erzählen. Sie werden sehen, wie wunderbar das Schicksal die guten Absichten zu belohnen weis. Ich legte etliche Thaler in die Lotterie, und wünschte mir nur hundert zu gewinnen, um Carolinchen damit zu beschenken, daß Sie sich gute Bücher und andere Sachen dafür schaffen könnte. Das Loos ist ohne unser Wissen durch verschiedene Hände gegangen. Und dennoch hat es Carolinchen bekommen müssen, da mirs entzogen war. Denn für sie war es bestimmt. So sorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe.

Carolinchen. Bin ich nun die Ihrige? (Sie umarmt ihn). Werden Sie nunmehr bequem mit

mir leben können? Sie lieben mich doch unaufhörlich? Ja, Sie kennen mein Herz. Ach, wie reichlich wollen wir die Hoffnung von vier Jahren durch die getreuste Liebe befriedigen! Hätten Sie wohl gedacht, daß der Lohn für Ihre Tugend schon so nahe wäre?

Hr. Anton. Sehen Sie es nicht als den Lohn für meine Tugend an, sondern als ein Geschenk der Vorsicht. Glücklicher kann ich nicht werden, als ich nunmehr bin. So sind Sie denn die Meinige? Nun ist mir das Leben erst kostbar, da ich an dieser Gewißheit nicht länger zweifeln darf. Sie schenken mir nicht allein Ihr Herz, sondern auch auf die großmüthigste Art Ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden. Ach meine liebe Caroline!

Fr. Damon. Wenn diese Ehe nicht zärtlich wird: so wird es keine in der Welt.

Das traurige Leben ohne Freundschaft.

Welch Glück, wenn, vom Gefühl begleitet,
Der Lenz uns durch Alleen leitet,
Die selber die Natur gepflanzt;
Wenn uns der Weste Volk umtanzt;
Wenn Vögel, die den Gram bezwingen,
Von Hecken uns entgegen singen!

Doch, fehlet mir dabey ein Freund:
So werd ich dieses Glück nicht fühlen,
So göttlich es auch allen scheint.
Der Lenz, um den die Weste spielen,
Ist nur ein Winter ohne Freund.

Welch Glück, wenn angenehme Düfte,
Auf Fittigen gelinder Lüfte,
Die Au, die sich mit Jugend schmückt,
Uns freundschaftlich entgegen schickt;
Wenn Bäche sich durch sie ergiessen,
An denen Blumen Blumen küssen!

Doch, fehlet mir dabey ein Freund:
So werd ich nicht nach ihnen blicken,
So reizend auch ihr Anblick scheint;
Denn mir sind Auen voll Entzücken
Nur öde Wüsten ohne Freund.

Umnebeln mich der Schwermuth Dünste:
So zaubert gleich durch ihre Künste
Sie die Musik hinweg von mir,
Und mich erfüllt die Lust dafür.
Ich bin bey Weißens Lautenspielen
Gleich ganz Gehör, ihn recht zu fühlen.

Doch, fehlet mir dabey ein Freund:
So bleibt das von mir unempfunden,
Was andern unnachahmlich scheint;
Und was ein Hasse selbst erfunden,
Ist unharmonisch ohne Freund.

Wo nicht nach der Verschwendung Wahne,
Wo nur nach des Geschmackes Plane,
Die Pracht ein Schloß stolz aufgeführt:
Wird auch mein Auge gleich gerührt;
Zumal, wenn an der Zimmer Wänden
Die Dürer ihre Kunst verschwenden.

Doch, fehlt darinnen mir ein Freund:
So ist mein Elend desto grösser,
Je prächtiger dieß Elend scheint.
Mir ist das schönste stolzer Schlösser
Nur ein Gefängniß ohne Freund.

Wer sieht wohl Wein, ohn ihn zu trinken?
Kaum seh ich ihn von ferne blinken:
So fühl ich, daß ich durstig bin;
Die Freude reißt mich zu ihm hin.

Er ist der Schöpfer muntrer Scherze,
Und macht sehr bald mich zum Properze.

Doch, fehlt beym Weine mir ein Freund:
So will ich doch nicht nach ihm dürsten;
So hell und trinkenswerth er scheint,
Mir ist der Mundwein grosser Fürsten
Nur mattes Wasser ohne Freund.

Ich will die Schätze nicht verachten,
Sie wünschen, ja nach ihnen trachten,
Wenn sie kein Meyneid mir gewinnt,
Wenn sie des Unrechts Raub nicht sind.
Wem nicht der Freude Mittel fehlen,
Der kann in Lustbarkeiten wählen.

Doch, fehlet mir dabey ein Freund:
Was ist mir grosser Reichthum nütze,
So nützlich er auch andern scheint!
Die Tonnen Golds, die ich besitze,
Sind nichts, als Armuth, ohne Freund.

Wie himmlisch ist die Kunst der Lieder!
Sie schlägt in uns die Schwermuth nieder;
Kein Ton bleibt, wenn der Dichter spielt,
Von unsern Herzen ungefühlt;
Er kann in uns nach seinem Willen
Bald Sturm erregen, und bald stillen.

Doch, fehlet ihm ein strenger Freund;
So wird oft der kaum angehöret,

Der ein Apoll zu seyn vermeynt.
Ein Opitz, den die Nachwelt ehret,
Ist nur ein Günther ohne Freund.

Welch Glück, wenn keiner Krankheit Plage
Uns das Geschenke vieler Tage
Zu einer Last macht, die uns drückt;
Wenn unsre Lust kein Schmerz erstickt,
Und, da der Geist zum Scherz erwachet,
Ihn nur zu Seufzern tüchtig machet!

Doch, fehlet mir dabey ein Freund:
Was acht ich der Gesundheit Gabe,
So wünschenswerth sie allen scheint!
Mir ist sie, wenn ich sie auch habe,
Ein Hypochonder ohne Freund.

Wer dienet dir nicht gern, o Liebe,
Durch die der sanften Chloris Triebe
Mein Herz in sich ganz überträgt,
Und vor Entzücken zitternd schlägt?
O welche Lust, durch dich zu leiden!
Aus Schmerzen selbst erschafft du Freuden.

Doch, fehlet mir dabey ein Freund:
Wer kennt mein Glück und meine Triebe?
Ohn ihn bin ich dem Leben feind.
Wie schätzbar ist er? Selbst die Liebe
Ist halb so schön nur ohne Freund.

Unterricht für die Spröden.

Ihr Spröden hört, die ihr es es wagt,
Und stolz des Kusses Lust verschwöret,
Oder doch das Roth der Lippen ehret,
Und unsre Lieb am besten sagt!

Ich will zu eurer Besserung
Euch meinen Rath itzt offenbaren;
Ich bin noch jung, doch schon erfahren;
Denn ich bin nicht vergebens jung.

Betschwestern hat oft meine List
Gewußt zu Küssen zu gewöhnen;
Ich habe mich durch junge Schönen
Schon öfters sieghaft durchgeküßt.

Ihr rüstet euch mit Ernst und Pflicht,
Schmäht auf den Kuß, wollt, daß man schlüsset,
Daß ihr auch insgeheim nicht küsset;
Doch traut mir, so schließt man nicht.

Um der Gefahr zu widerstehn,
Sprecht ihr, daß ihr die Küsse scheuet.
Wenn auch Gefahr in ihnen dräuet:
So wißt; selbst die Gefahr ist schön.

Es flieht vor Küssen der Verdruß;
Vor Küssen eher, als vor Gründen.
Und Seelen, die den Kuß empfinden,
Empfinden dann nichts, als den Kuß.

Wer fühlt des ersten Kusses Glück,
Und wird davon nicht hingerissen?
Er läßt den Wunsch nach neuen Küssen
Auf unsern Lippen stets zurück.

Die bey dem ersten Kusse schreyt,
Läßt bey dem zweiten sich erbitten.
Ihr Mund erwartet schon den dritten,
Den sie zum vierten selber beut.

Die Sprödigkeit wird euch gereun.
Itzt seyd ihr alt in eurer Jugend.
Ihr werdet, satt der falschen Tugend,
Im Alter suchen jung zu seyn.

Wenn eure Stirn sich runzelnd bricht:
Sucht ihr den Jüngling zu entzücken.
Ihr winkt ihm mit den todten Blicken.
Er sieht es, lacht, und küßt euch nicht.

Ein halber Zwang ist angenehm.
Stets giebt ein scherzhaft Widerstreben
Den Küssen noch mehr Geist und Leben.
Wehrt euch; doch wehret euch bequem.

Doch wollt ihr ja beym Küssen schreyn:
So schreyt einmal des Wohlstands wegen.
Dann kann sich euer Zorn schon legen;
Dann gebt euch in Geduld darein.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Wahl.

Wo man verbuhlte Mädchen küsset,
Zu allen flattert, keiner treu,
Und sich die Lust, die man genieſſet,
Stets durch den Unbestand versüsset;
Da bin ich dabey.
Doch, ich gieng eine Heirath ein,
Um ein paar Tage mich zu freun?
Ich bin kein groſſer Freund vom Zanke.
Das mag ein Glück für andre seyn!
Ich danke.

Wo man durch Scherz sich lustig machet,
Und, von dem Hypochonder frey,
Wenn der Satyrengeist erwachet,
Der Menschen Thorheit nur belachet;
Da bin ich dabey.
Doch, um die Laster nicht zu sehn,
Sollt ich in finstre Wüsten gehn?
Das wär ein herrlicher Gedanke!
Die sind für einen Timon schön!
Ich danke.

Wo, wenn man eine Krankheit ſpüret,
Man, ſtatt ohnmächtger Arzeney,
Die Heilungskraft des Weins probieret,
Der, wie ich weis, ſehr bald curiret;
Da bin ich dabey.
Doch, mir zur Laſt geſund zu ſeyn,
Vertauſcht ich meinen alten Wein
Mit einem Apothekertranke?
Rhebarber nehm ein andrer ein!
Ich danke.

Wo man ſich nicht erſt lange qvälet,
Und, ohn ein ewigs Einerley,
Viel ſchreibt, doch nicht bloß Sylben zählet,
Weil uns der Küſſe Kraft beſeelet;
Da bin ich dabey.
Doch, ich ſchrieb in den Tag hinein,
In groß Octav gedruckt zu ſeyn?
Ich würd ein Neukirch oder Hanke?
Reimt ich dabey auch noch ſo rein;
Ich danke.

Schreiben an den Herrn von Hagedorn, über den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben.

Du weißt viel kräftiger, als einer unsrer Weisen,
Was Menschen glücklich macht, den Menschen anzupreisen,
Du, dessen starkes Lied den aufmerksamen Geist,
Durch alle Neigungen, als Sieger, mit sich reißt,
Und der du deinem Ruhm es nicht für Schande schätzest,
Daß du durch deinen Scherz ein Kennerohr ergetzest!
Dem edlen Weisen gleich, den du uns abgemalt,
Hegst du in deiner Brust, was dir kein Schatz bezahlt,
Ein Herz, das, von dem Streit der Wünsche nicht empöret,
Allein der Menschenlieb und Großmuth zugehöret.
Du bist so, wie dein Vers, gefällig, lehrreich, frey,
Und deinem Freunde stets noch mehr, als nur getreu.

Sprich, kann mich der Geschmack die wahre Größe lehren?
Schon lange such ich ihn, und werd ihn ewig ehren.
Ihm wollt ich meinen Lenz und meinen Sommer weihn,
In allem sollt er mir ein treuer Führer seyn,
Mich lehren, wie man stets der Dinge Werth entscheidet,
Und, was nicht seiner werth, in seiner Brust nicht leidet;
Wie man wahrhafte Lust, die Nachreu nie vergällt,
Durch Wechsel schöner macht, durch Sparsamkeit erhält;
Wie man den schweren Weg zu edlen Herzen findet,
Und den, den man vergnügt, sich auch zugleich verbindet.
Trau ich auch dem Geschmack mehr, als er leistet, zu?
Lehr es mich, Hagedorn! denn wer kennt ihn, wie du?

Lern ich, vielleicht von ihm allein die Sylben zählen,
Den Sprachgebrauch verstehn, die rechten Reime wählen?
Lern ich nur, was der Stolz des Kritikus beschließt,
Ob in fünf Acten nur ein Schauspiel richtig ist;

Ob kühne Gleichnisse mein Trauerspiel erheben,
Und wie ich Oden soll die rechte Länge geben;
Wie viel und was für Putz die Fabel sich erlaubt,
Und ob ihr nichts mehr fehlt, wenn sie der Leser glaubt?
Doch, wenn ich mich einmal aus diesen Schranken wage,
Wenn ich nach dem, was wahr, was recht und klug ist, frage,
Wenn ich der Sitten Werth genau bestimmen will,
Verläßt mich der Geschmack, und schweigt verrätherisch still?
Er lehret einen Geist, was schön ist, schnell empfinden,
Und mühsam den Verdruß des Schlechten überwinden.
Er giebt ihm ein Gesetz, nach dem er alles wiegt,
Und niemals in der Wahl des Schönen sich betriegt.
Durch iede Wissenschaft wird er ihn sicher führen,
Und in dem Scherze selbst sich nicht von ihm verlieren.

Aemilius, der Held, der Muth mit Witz verband,
Den Perseus bändigte, die Griechen überwand,
Hielt es sich nicht für Schimpf, nach seinen grossen Siegen,
So römisch er auch war, sich wieder zu vergnügen.
Er zeigt, daß er noch mehr, als überwinden, kann,
Und ordnet mit Geschmack ein herrlich Gastmahl an,
Wo so viel Tausenden, die man nicht überzählte,
An Ehre nichts gebrach, und auch zur Lust nichts fehlte.

Der Ueberwundne gab den königlichen Wein,
Jedoch des Gastmals Kunst, Aemilius war dein.

Hätt ihn auf diesem Mahl ein Philosoph gesehen;
Er hätte wohl gesagt: Will der den Krieg verstehen?
So weibisch in der Lust, wär er ein Held im Streit?
Dort gilt nur Rath und Muth, und nicht die Ueppigkeit.

Der Grieche selbst erstaunt, der erst ihn in Gefahren,
Mit Blut bedeckt gesehn, wie die erschrocknen Schaaren,
Vor seinem Schwerdte flohn. Hier lernt er dieses nicht,
Denkt er, und steht bestürzt. Jedoch der Römer spricht:
Dieselbe Kunst, die mich die Schlacht gewinnen lehret,
Lehrt mich auch, was zur Pracht der Lustbarkeit gehöret,
Lehrt mich, wie man zum Kampf ein Kriegsheer schrecklich stellt,
Und auch ein Mahl ersinnt, das dem Geschmack gefällt.

Hat dieser Held wohl Recht? Dann würden ja die Weisen
Den göttlichen Geschmack der Jugend nicht verweisen,

Und

Und, wenn sie sich voll Stolz zum Gründlichen erhöhn,
Nicht wider etwas schreyn, von dem sie nichts verstehn.

Und dennoch ist es wahr: die ewigen Gesetze,
Nach welchen ich den Preis des Schönen richtig schätze,
Sind gut, und schicken sich für einen jeden Stand,
Stets einerley, und nur verschieden angewandt.
Meynst du, wenn ich mit Ernst Begriffe lange wäge,
Und, strenge gegen mich, sorgfältig überlege,
Auf welchem Pünktchen sich die Phantasie verirrt,
Was wahr und richtig ist, und was gefallen wird,
Daß ich sonst überall, ein falsches Urtheil wage,
Der Triebe Sklave bin, und nicht nach Gründen frage?
Gewöhnt sich endlich doch der Mathematikus,
Wohin er nur geräth, an seinen strengen Schluß.
Er folget überall der richtigern Methode,
Und demonstriret sie der Welt zu einer Mode.

Der Geist, der im Horaz der Nachwelt Lob enthält,
Ist eben der, der uns in Sylvien gefällt,
Der in dem Sokrates die Wahrheit kühn ergründet,
Und an die Sonne bringt, daß man sie leichter findet,
Und in dir, Hagedorn, den Dichter und den Freund,
Der Deutschen Redlichkeit, der Franzen Witz vereint.

Er lehrt den Afrikan gefahrenvolle Kriege,
Behutsamkeit im Glück und Mäßigung im Siege;
Er scherzet im Ovid, und herrschet im August,
Und wird der Zeiten Ehr, und seiner Völker Lust.

Der Weise lernt von ihm, wie Wahrheit jeden rühret,
Und ewig Wahrheit bleibt, auch dann, wann man sie zieret;
Daß sie nicht siegen wird, wenn man sie nicht versteht,
Und daß nicht jeder Geist in Fesseln zu ihr geht.
Er lernt von ihr, wie man den Leser oft erwecket,
Und, was er suchen soll, dienstfertig ihm entdecket,
Damit ihn, eh er noch in unsrer Dunkelheit
Die Wahrheit finden kann, daß er sie sucht, nicht reut;
Wie man, an Sachen reich, wohin man sich nur waget,
Mehr, als man sagen muß, und doch nichts unnütz saget,
Und, wenn man jeden Satz in seine Klarheit stellt,
Auch dem sogar, den man nicht überzeugt, gefällt.

So war ein Philosoph in jenen güldnen Zeiten,
Wo noch die Musen sich einander nicht entweihten;
Wo noch der Stagirit die Kunst Homers nicht schalt,
Und Weisheit nicht allein beym Philosophen galt;
Wo Sophroniskus Sohn, den man so gerne hörte,
Auch Stutzer im Gespräch viel hohe Wahrheit lehrte;

Wo

Wo Plato, der doch auch nicht schlechte Dichter sitt,
Um des erhabnen Ruhm mit dem Homerus stritt;
Wo Tullius, der oft scharfsinnig disputirte,
Zugleich ein Redner war, und auch den Staat regierte.
Denn der Geschmack macht auch den Pansophus galant,
Und sonder ihn ist selbst der Staatsmann ein Pedant.

Der du, was du vielleicht mit heller Klahrheit denkest,
Uns dunkel zeigst, und glaubst, daß du uns Wahrheit schenkest!
Sprich doch, wenn du im Ernst uns nützlich werden willst,
Warum du stets dein Licht in dunkle Nebel hüllst?
Du lehrst vielleicht sehr viel: allein, was nützt dein Lehren,
Wenn du uns nicht bewegst, dir willig zuzuhören?
Du fühlst selbst, was dir fehlt, und streuest hier und da
Auf dein tiefsinnigs Werk viel leichte Scholia.
Hör auf, so ängstlich uns die Sätze zuzuzählen,
Und lerne, wenn du kannst, anständgen Zierrath wählen,
Und wiß, ein Philosoph, der für die Menschen schreibt,
Gefällt nicht dem Geschmack, wenn er stets trocken bleibt.

Weißt du, daß alle nicht nach einer Richtschnur denken?
Gebiete doch der Welt, nach dir sich einzuschränken.
Denn ihr könnt zweifelsfrey, daß sie dir folge, zu,
Weil aus des Irrthums Macht sie keiner reißt, als du.
Meynst du, weil Engelland den freyen Witz nicht bindet,
Und Frankreich sinnreich ist, daß es nicht Wahrheit findet?
Weis Fontenelle nichts? Ist Locke dir vielleicht,
Weil er sein Werk belebt, zum Gründlichen zu seicht?
Bey uns ist Leibnitz auch denselben Weg gegangen:
Warum vollführst du nicht, was dieser angefangen?
Doch, ich bin dir wohl nicht zum Lehrer groß genug.
Geh, schreib, was niemand liest, und mache Schüler klug!
Nur bilde dir nicht ein, daß sich dereinst die Erde,
Von deinem Namen voll, dir unterwerfen werde.

Jedoch, wer weiß nicht schon, wie Philosophen sind?
Nehmt sie aus ihrer Sphär, und lernt, auch sie sind blind,
Wenn ihnen der Geschmack nicht neue Wahrheit zeiget,
Von der, vielleicht mit Fleiß, das Lehrgebäude schweiget.
Versuch es, Hagedorn, und sing ihm, Hallern gleich,
Dein unvergängliches Lied, an weisen Sprüchen reich,
Das Tugend, die es nicht langwierig definiret,
In einem Lichte zeigt, in welchem sie uns rühret,

Dadurch

Dadurch du den Verstand mit Wahrheit bald erfüllst,
Und unser wächsern Herz so bildest, wie du willst.
Er wird, so viel du singst, doch nichts als Reime hören,
Und nirgends Wahrheit sehn, und gründlich es beschwören.

Ein Anatomikus, der manch Skelet erstand,
Floh Freunde, Wein und Scherz, und schloß sich ein, und fand,
Wie sich so ordentlich an Beine Beine fügen,
Und, dem Berufe treu, kannt er sonst kein Vergnügen.
Er fühlte nie den Reiz des blühendsten Gesichts,
Und gegen ein Skelet galt bey dem Gecken nichts.
Ihn fiel ein Fieber an. Des Fiebers Phantaseyen
Erfüllen seinen Geist mit wilden Rasereyen.
Ha! ruft er oftmahls aus, flieht, flieht; laßt mich allein!
O Himmel! soll ich stets nur bey Gespenstern seyn?
Sein Freund umarmet ihn. Was täuschet deine Blicke,
Sagt er, kennst du mich nicht? Er stößt den Freund zurücke.
Flieh, spricht er, du Gespenst, Gemisch von Fleisch und Haut!
Flieh, mein Skelet war nicht so wunderlich gebaut!
Er, der den Menschen nie des Anblicks werth geachtet,
Und das Gerippe nur an ihm erstaunt betrachtet,

Glaubt itzt, o seht, wie weit verjährte Neigung geht!
Glaubt itzt, und schwört darauf, der Mensch sey ein Skelet.
Gleicht ihm der Weise nicht, der, nur an sich gewöhnet,
Mit fieberhaftem Stolz, was besser ist, verhönet?

Doch, theurer Hagedorn, warum ermüd ich dich?
Wer nicht Geschmack besitzt, ist schon gestraft durch sich.

Er giebt der Tugend selbst noch etwas, das ihr fehlet,
Daß auch der sie sich wünscht, deß Trägheit sie nicht wählet.
Er flößt uns Zärtlichkeit und Lust am Guten ein,
Und macht ein Herz geschickt, einst tugendhaft zu seyn.
Verdiensten, welche sich zu rühmlich unterscheiden,
Nimt er den rauhen Ernst, und macht, daß wir sie leiden.
Von ihm lernt man die Kunst, die du so wohl gelernt,
Wie man vom Wohlthun stets des Wohlthuns Stolz entfernt,
Daß sich ein edles Herz freywillig uns verbindet,
Und in dem Danke selbst viel neue Wollust findet,
Und sich doch heimlich grämt, von süssen Sorgen voll,
Daß es nicht öffentlich dem Freunde danken soll.

Die

Die Freundschaft selbst, die Gott uns hier zum Trost gegeben,
Empfängt von dem Geschmack mehr Anmuth und mehr Leben.

Meynst du, daß auf der Welt noch was zum Glücke fehlt,
Wenn einst ein edles Herz sich seines gleichen wählt,
Sich ihm ganz anvertraut, und sich den süssen Trieben
Frey überlassen darf, was ihn auch liebt, zu lieben?
Des einen Werth sieht stets der andre sonder Neid,
Und Achtung trennet er nicht von Vertraulichkeit.
Er sucht nicht einen Freund, daß er ihm Possen sage,
Und, den er lieben will, mit seiner Thorheit plage,
Und doch trifft er in ihm gnug edle Großmuth an,
Daß er bis in sein Herz ihn sehen lassen kann.
Er sucht mehr, als den Ruhm, den Freund nicht zu betrügen,
Und seine Lust ist nur, den andern zu vergnügen.

Doch, kluger Hagedorn, was ist ein Freund mir werth,
Wenn ihn nicht der Geschmack die Kunst der Freundschaft lehrt?
Er kennt nicht mich, nicht sich, und, gleich vertraut bey allen,
Verlangt er mir, doch auch dem Narren zu gefallen.
Er ist zur Zärtlichkeit zu körperlich, zu schwer,
Dringt seinen Dienst mir auf, und liebkost, wie dein Bär.*)
Sehr

*) S. die Fabel: der Eremit und der Bär, in dem Versuche von Fabeln und Erzählungen.

Sehr ehrlich und vertraut, wird er sich nichts verwehren,
Mein theurer Gönner seyn, und wohl noch Dank begehren,
Wenn er, so oft er will, was ich verehre, schilt,
Und glaubt, daß nur sein Tand bey Klugen etwas gilt.
Er denkt umsonst, an sich einmal mich zu gewöhnen,
Ich meid ihn, und sein Wein kann mich ihm nicht versöhnen.
Unnützer, flieh von mir, willst du gefällig seyn.
Flieh weg, so weit du kannst, und laß mir deinen Wein.

Wie hoch könnt einst mein Lied mit kühnem Flug sich schwingen,
Dürft ich mich unterstehn, der Liebe Kunst zu singen,
Und sagen, wie sie sich stets zum Geschmack gesellt,
Nie sonder ihn entsteht, durch ihn nur sich erhält,
Und, wenn sie grobe Lust, von feiner Wollust scheidet,
In dem Genusse wächst, und durch die Zeit nichts leidet.
Doch hievon geb einmal ein Größrer Unterricht.
So hohe Lehren faßt der heutge Pöbel nicht;
Er, der unedlen Brand unedel wieder kühlet,
Nur körperlich sich freut, nichts denket, kaum noch fühlet,

Ein

Ein Herz nicht schätzen kann, blos an den Sinnen klebt,
Gleichgültig liebt, genießt, verlieret und begräbt.

Wenn doch der Musen Reiz einst jeden Deutschen rührte,
Und, überall verehrt, nur der Geschmack regierte!
Der Weise wäre dann nicht oft nur ein Pedant,
Und auch der Handelsmann verehrte den Verstand.
Sie würden beide sich durch den Geschmack verbinden,
Einander nützlich seyn, und es mit Dank empfinden.
Die Sorgfalt, welche du für deine Leser trägst,
Die dich nichts sagen läßt, wenn du nicht lang erwägst,
Ob auch vielleicht ein Wort ein zartes Ohr verletze,
Würd endlich überall zum wichtigsten Gesetze.
Nicht jeder Kaufmann würd ein kühner Dichter seyn,
Jedoch schlief er auch nicht bey deinen Liedern ein.
Empfindung würde stets des Dichters Kunst belohnen,
Und Artigkeit nicht mehr allein in Frankreich wohnen.
Warum schickst du denn nur ihm deine Söhne zu,
O Deutschland, wenn es dir nicht klüger scheint, als du?
O lern erst nur von ihm, selbst den Geschmack verehren!
Dann wird dich der Geschmack schon seine Klugheit lehren.

Schrei-

Schreiben an Herrn G**r.

O Freund! kaum warst du mir entflohn,
So starben auch die Scherze schon,
Die deine Gegenwart allein in mir belebet.
Auch die, so aus der grossen Zahl,
Die spielend immer um dich schwebet,
Ich unbemerkt dir öfters stahl;
Die darum nur bisher so treu mir angehangen,
Um deinen Lobspruch zu erlangen,
Und ihre Brüder aufzufangen;
Auch diese sah ich nach und nach
Von meiner Seite sich verlieren.
Mich macht sogar der Gram zu schwach,
Den Falschen auch nur nachzuspüren.

Sie sind vielleicht nun schon zu dir zurückgekehrt,
Dich, den rechtmäßgen Herrn, der sie, wenn ers begehrt,
Doch stets zu rechter Zeit, und ohne Zwang, sich zeigen,
Und bald auch wieder sittsam schweigen,
Und seinen Wink versteckt erwarten lehrt,
In die Gesellschaft zu begleiten.
Sie helfen dir vielleicht schon itzt
Der klügsten Männer Lob erbeuten,
Der sprödsten Schönen Herz bestreiten;
Wenn ein brocadner Geck vergebens auf sie blitzt,
Und alberne Zweydeutigkeiten,
Gelächter, welche nichts bedeuten,

Und Poſſen in der Angſt erſchwitzt,
Und bald mit ſtumpfen Spöttereyen,
Und bald mit groben Schmeicheleyen,
Und unverſchämten Pralereyen
Umſonſt ſie angreift oder ſchützt.
Wie glücklich wird dein ſchmerzend Lachen
Die Thoren dir zu Feinden machen!
Dort wird dein wohlgezogner Scherz,
Der nur dem Laſter und den Thoren,
Wo er ſie trifft, den Tod geſchworen,
Beym Wein der ſichern Freunde Herz,
Ohn einen einzgen zu verletzen,
Noch mehr, als ſelbſt der Wein, ergetzen;
Und dir vielleicht ſchon die, ſo hier dich mit mir ſchätzen,
Durch manchen neuen Freund erſetzen.

Indeſſen ſitzt dein Freund hier traurig und allein;
Und könnt er ſich auch gleich zerſtreun,
So mag er nicht einmal von Freunden und vom Wein
Geſtört und aufgeheitert ſeyn.
Er ſcheut ſich vor der Luſt, verſchließt ſich vor den Freuden,
Die ſchon von ſelbſt ihn itzo meiden;
Und ladet nur die Sorgen ein,
Die, auf ihn laurend, ſchon von ſelbſt zu kommen dräun.
Sie, die, durch deinen Scherz geſchrecket,
Bisher ſich nie an ihn gewagt,
Umringen ihn itzt unverzagt,
Da ihn dein Scherz nicht mehr bedecket.
Itzt übergiebt zum erſtenmal
Sein junges Herz ſich ihrer Quaal;

Und

Und seine so gehaßten Feinde
Sind nunmehr seine liebsten Freunde.
Freund, der du ihrer Macht mich überlassen hast,
Vergieb, (und du verdienst es fast)
Daß sie durch mich auch dich beschweren,
Und einen Augenblick vielleicht im Scherzen stören,
Und dich noch an mich denken lehren.

Freund! weißt du nicht mehr, welchen Schmerz
Ich deinentwegen schon vor kurzer Zeit empfunden?
Und dennoch wagst du es, mich wieder zu verwunden?
Kennst du denn nicht mein zärtlich Herz,
Das in die Freundschaft nur sein größtes Glücke setzet,
Und alles Glück für Elend schätzet,
Wenn es nicht einen Freund ergetzet;
Das ieden Augenblick, so lang es bey ihm ist,
So schnell er auch vorüber schießt,
Bemerkt, erhaschet und genießt;
Und dem sein Leben schon nicht schnell genug verfließt,
Das ieden Augenblick, wie lange Stunden, zählet,
Und sich und das Geschick mit bittern Klagen quälet,
Und glaubet, daß ihm alles fehlet,
Sobald es seinen Freund vermißt.
Hast du dieß Herz noch prüfen müssen?
Und solltest du nicht lange wissen,
Daß du ein solcher Freund mir bist?

Willst du vielleicht schon itzt mich nach und nach gewöhnen,
Dich ohne Gram und ohne Sehnen

Einst

Einſt gar nicht wieder hier zu ſehn?
O Freund! das wirſt du nicht erlangen.
Wer einmal mit dir umgegangen,
Der wird es nie gewohnt, nicht mit dir umzugehn.
Und wer wird uns auch iemals trennen?
Der Himmel ſelbſt, der Freunde Freund,
Wird uns, die er ſo feſt vereint,
Vor Mitleid niemals ſcheiden können.
Und wenn uns auch dieß Unglück dräut;
O warum wollen wir doch die ſo kurze Zeit,
Die jener uns vergönnt, uns ſelber nicht vergönnen?
O warum ſoll ein künftig Leid,
Ein ungewiſſer Schmerz uns zum Voraus ſchon plagen?
Nein! Freund! laß uns es muthig wagen,
Und ihn durch unſre Luſt aus den Gedanken jagen.
Vielleicht macht uns die Frölichkeit
Auch ſtark genug, ihn einſt großmüthig zu ertragen.

Ja, hätte dich nicht das Geſchick
Schon längſt zu meinem Freund erkohren,
O warum wär ich denn zur Freundſchaft ſo gebohren?
Und warum hätt ich denn das Glück,
Mein Herz mit deinem zu verbinden,
Da, wo ich einen Freund zu finden
Sonſt oft gewünſcht, und nie gehofft?
Ja, Freund, ich unterſtand mich oft,
Dich, eh ich noch dich hier geſehen,
Mir vom Geſchicke zu erflehen.
Sprich, Himmel! ſagt ich, wozu itzt
Dieß Herz, das du mir gabſt, dieß edle Herz mir nicht,
Solang es keinen Freund beſitzt,

Durch den es deine Huld, sein Glück, erst recht empfindet,
Der es zu schätzen weis, der Witz und Treu verbindet,
Und dadurch es verdient, und täglich mehr entzündet.
Doch plötzlich fieng ich an, die Kühnheit zu bereun,
Und unterm Wünschen fiel mir ein:
Wird so ein Freund auch möglich seyn,
Den itzt dein Eigennutz erfindet?

Und dennoch ward mein Wunsch erhört.
In dir erhielt ich ihn, den Freund, den ich begehrt.
Du liebst mich; drum bin ich auch deiner Liebe werth;
Denn du verschwendst nie deine Triebe.
Und wer beschreibt dir meine Liebe?
Dein eignes Herz beschreibt dir mich
Gewiß viel glücklicher, als ich.
Freund! bringe mir doch ja die Stunden,
Die süssen Stunden, bald zurück,
Da ich an Wollust und an Glück
Mir keinen Grossen gleich gefunden;
Da wir mit iedem Augenblick
Uns eine neue Lust erweckten,
Wenn wir uns unser Glück entdeckten;
Und da ich öfters gegen mich
Die ganze Welt unglücklich nennte;
Und sie beklagte, daß sie dich
Nicht so, wie ich, geniessen könnte,
Bald, eben hierauf stolz, aus Eifersucht und Neid
Nur mir und meiner Zärtlichkeit
Dein Herz und deinen Umgang gönnte.
Komm! eh zur Freundschaft und zur Lust
Der Gram mir alle Kraft verzehret;

Eh sich der Sorgen Heer vermehret,
Und dann, verstärkt, zu meiner Brust
Den Zutritt deinem Scherz verwehret.
Komm, Freund! und laß den festen Schluß
Nicht durch den angenehmsten Kuß
Auf einen Augenblick verrücken;
Und denke stets bey dir: In diesen Augenblicken,
Könnt ich schon einen Freund beglücken.

* * * * * * * * * * *

Der Phönix.

Der Mann, der nach den Flitterwochen
Aus Liebe küßt und nicht aus Pflicht;
Und mit der Frau so zärtlich spricht,
Wie er sonst mit der Braut gesprochen,
Sie, wenn er Jahre hingebracht,
Nicht bloß zur Concubine macht;
Ja, wenn ihr Herbst schon näher rücket,
Sie, wie in ihrem Frühling, küßt;
Der ist ein Phönix, der entzücket,
Nur Schade, daß er selten ist.

Die Frau, die nach des Mannes Tode
In allem Ernst die Trauer trägt,
Ja, wenn sie sie schon abgelegt,
An ihn noch denket, trotz der Mode;
Die nicht, eh ihn der Tod entseelt,
Den neuen Freyer sich gewählt;
Ja sein Gedächtniß nicht erstücket,
Wenn sie zur Eh sich auch entschließt;
Die ist ein Phönix, der entzücket,
Nur Schade, daß sie selten ist.

Die Schöne, die, ein Buch zu nehmen,
Den Spiegel aus den Händen legt;
Für ihre Schönheit Sorge trägt,
Doch klug ist, ohne sich zu schämen;
Die nicht nach Schmeicheleyen strebt,
Erröthet, wenn man sie erhebt,
Ihr Lob in unserm Aug erblicket,
Doch sich vor Freuden nicht vergißt;
Die ist ein Phönix, der entzücket,
Nur Schade, daß sie selten ist.

Ein Mädchen, das nach dreyzehn Jahren
Noch nicht den Vormittag verschmückt,
Noch nicht nach Mannspersonen blickt,
Noch nicht sich sehnt, mehr zu erfahren;
Das sich nicht ärgert und betrübt,
Wenn man die ältre Schwester liebt;
Das, wenn sich diese besser schmücket,
Der beßre Putz nicht gleich verdrießt;
Das ist ein Phönix, der entzücket;
Nur Schade, daß es selten ist.

Ein Reicher, ders so Christlich meynet,
Daß er die Waysen gern erzieht;
Der, wenn er Arme weinen sieht,
Vor grossem Mitleid selber weinet;
Von Menschenlieb und Großmuth voll,
Da rechnet, wo er sparen soll,
Und, wenn das Elend Wittwen drücket,
Die Arithmetik gern vergißt;
Der ist ein Phönix, der entzücket,
Nur Schade, daß er selten ist!

Ein deutsch Parterre, das bey Schwänken,
An statt zu lachen, sich nur grämt;
Im Mändel klatschet, und sich schämt,
So, wie die Gallerie, zu denken;
Das in dem Reich der Todten pfeift,
Vor Zorn aus dem Schmarotzer läuft,
Und Thränen, die es nicht erstücket,
Mit der Zayre gern vergießt;
Das ist ein Phönix, der entzücket,
Nur Schade, daß es nirgends ist!

* * * * * * * * * * * * *

Die Macht der Liebe.

Abas, mit dem krummen Rücken,
Sollte nur nach Gräbern blicken,
Und sein Auge buhlet doch
Unter seiner Brille noch.
Kraftlos senkt sein Haupt sich nieder;
Doch sein Blut erwachet wieder,
Und belebt die welken Glieder,
Wenn man nur von Heirath spricht.
Sollt er auch an Krücken schleichen,
Eine Doris zu erreichen,
Und den Liebesantrag keichen,
Alter schützt vor Liebe nicht.

Lykas liest, und dünkt sich sicher;
Doch bald macht er seine Bücher

Auf den Wink der Liebe zu,
Und sein Wolf hat gute Ruh.
Damon mag zu ganzen Tagen
Sich mit Logarithmen plagen,
Seine Liebe zu verjagen;
Er fühlt wohl, was ihm gebricht.
Orgon will, von ihr besessen,
Nur umsonst Parabeln messen,
Seine Grillen zu vergessen.
Arbeit schützt vor Liebe nicht.

Heraklit, der Feind von Scherzen,
Hat schon längst von unserm Herzen,
Dessen Räthsel er versteht,
Alle Winkel ausgespäht.
Seht, er mustert seine Triebe,
Und verweist daraus die Liebe;
Doch Gelegenheit macht Diebe,
Er wird schlaff in seiner Pflicht.
Er ruft auf Selindens Blicke
Den verwiesnen Trieb zurücke,
Und hofft nur von ihm sein Glücke.
Weisheit schützt vor Liebe nicht.

Timon zankt und poltert immer,
Und das arme Frauenzimmer,
Das ihm gleichwohl nichts gethan,
Schimpft er, wo er weis und kann.
Er beweist mit hundert Gründen,
Ihre Schönheit zu empfinden,
Sey die gröste von den Sünden;

Schimpft, beweist, und widerspricht.
Doch darauf sieht er Selinden,
Und beweist mit tausend Gründen,
Es sey Tugend, zu empfinden.
Schwermuth schützt vor Liebe nicht.

Helden, die wir noch besingen,
Um ihr bischen Ruhm zu bringen,
Setzt Mezenz, der edle Thor,
Sich zum Tagewerke vor.
Niedre läßt er zärtlich schmachten.
Wenn auch Höll und Himmel krachten:
Ihr Gepolter zu verachten,
Ist sein Ruhm und seine Pflicht.
Kann er vor der Augen Blitzen,
Die Pheniſſe schießt, sich schützen?
Was wird dann sein Muth ihm nützen?
Kühnheit schützt vor Liebe nicht.

Zu der Tochter sprach Elmire:
„Mannsperſonen, das sind Thiere.
„Tyger wüten, aber sie
„Sind noch reiſſender, als die.
Mädchen malt man dem Lysander
Giftiger, als Salamander.
Doch sie beyde sehn einander;
Und fliehn nicht, trotz dem Bericht.
Was geschieht? Das läßt sich schlieſſen.
Unvergiftet, unzerriſſen,
Fangen sie sich an zu küſſen.
Einfalt schützt vor Liebe nicht.

An Bathyllen, an Nerinen
Buhlen itzt schon alle Mienen
Alle Züge des Gesichts;
Und doch fühlt das Herz noch nichts.
Zwar es fühlet vor den Jahren;
Müssen sie, mehr zu erfahren,
Auf, die Zukunft gleich verspaten,
Weil noch der Verstand gebricht.
Wenn sie beide tändelnd scherzen,
Und einander streichelnd herzen,
Hüpfen schon die kleinen Herzen.
Kindheit schützt vor Liebe nicht.

Was beschützt wohl vor der Liebe?
Alcidor fühlt ihre Triebe,
Und sein Bundsgenoß, der Wein,
Soll ihr Ueberwinder seyn.
Trinkend wird er sein Betrüger,
Weil er, aus dem Weinglas klüger,
Wie er stammelnd jauchzt, als Sieger
Ihre Fesseln kühn zerbricht.
Doch er mag sie immer höhnen,
Plötzlich jagt ein schmachtend Sehnen
Von den Gläsern ihn zur Schönen.
Wein schützt selbst vor Liebe nicht.

H.T.M. Contramerk U4 56516

Doris.

rtraut saß einst auf ihren Matten
Des Abends Doris beym Elpin.
Und wen verführen nicht die Schatten?
Schäfer ward zuletzt zu kühn.
ließ ihn ganz erzürnt zurücke,
Und droht, ihm nimmer zu verzeihn,
Und fieng, zur Strafe solcher Tücke,
Den Augenblick laut an zu schreyn.

Ihr Hylax, seine Pflicht zu zeigen,
Fiel den Elpin mit Bellen an.
Und Doris = = Doris hieß ihn schweigen
Hat Hylax denn nicht recht gethan?
Aus Furcht, die Mutter möcht es hören,
Schalt sie des treuen Hündchens That.
Und uns kann diese Vorsicht lehren,
Wie laut sie selbst geschrieen hat.

* * * * * * * * * * * * * * *

Ein Trinklied.

Der Ehre stolzer Glanz, den alle Welt beneidet,
Ist mir nur lächerlich.
Ich acht es nicht, wenn auch kein Fürst mich um sich leidet,
Ihr, Freunde, leidet mich.

Euch such ich täglich auf, mit euch theil ich mein Leben,
Wir dürfen uns erfreun,
Der Himmel, der uns liebt, hat uns nicht Gold gegeben,
Er giebt uns aber Wein.

Den Falschheitsvollen Hof wird stets die Freude meiden,
Die nur für uns gehört,
Der Wein so gar, der Wein, der Vater aller Freuden,
Wird dort in Gift verkehrt.

Aus Einfalt gab ich nie, dort angesehn zu werden,
Die güldne Freyheit hin.
Der Erden Könige sind Könige der Erden,
Und ich bin, was ich bin.

Nachricht des Herausgebers an das Publicum.

Man hat in dem Hamburgischen Correspondenten * gesagt, daß die Verfasser der Bremischen neuen Beyträge, an den **Schriften zum Vergnügen des Geistes**, welche Monatsschrift vor einiger Zeit in Hamburg ihren Anfang genommen hat, nebst andern muntern Köpfen arbeiteten. Da dieses nicht das erstemal ist, daß man uns Schriften zuschreibt, an welchen wir doch keinen Theil haben; So muß ich der Welt einmal sagen, daß man uns hiedurch mehr Ehre erweist, als wir verlangen. Ich will nicht läugnen, daß vielleicht einer oder der andre, welcher einige Aufsätze in den neuen Beyträgen hat, auch in andre Schriften einige Stücke verfertiget. Allein ich glaube nicht, daß man deswegen mit Rechte sagen kann, die Verfasser der neuen Beyträge arbeiteten an diesen Schriften. Wir lehnen indessen die Ehre, die Verfasser der Hamburgischen Monatsschrift zu seyn, nicht deswegen von uns ab, weil wir mit diesen Schriften zum Vergnügen des Geistes unzufrieden sind, sondern weil wir andern ihren Ruhm nicht entziehen wollen. Unsre Federn sind gar nicht so fruchtbar, und wenn wir die Geschicklichkeit besäßen, viel zu schreiben; So würden ja unsre Neuen Beyträge nicht so unordentlich und langsam

* S. des Hamburg. Correspondent. 170. Stück 174

langsam herauskommen. Wir bitten unsre Leser deswegen um Vergebung; wir hoffen sie aber auch bey denen sehr leicht zu erhalten, für welche wir eigentlich schreiben. Es sollte uns nicht schwer fallen, bey der Ausgabe unsrer Schriften die genauste Ordnung in der Zeit zu beobachten, wenn uns dieser Ruhm würdig genug schiene, einen andern darüber zu verlieren. Man wird aus dieser Erklärung sehen, daß wir uns niemals entschliessen werden, an einem andern Werke gemeinschaftlich zu arbeiten, so lange wir noch mit den Neuen Beyträgen zu thun haben. Ob wir diese bald oder spät schliessen werden, kann ich nicht sagen. So viel aber verspreche ich, unsern Richtern aufs neue, daß wir uns immer mehr und mehr bemühen wollen, ihres unschätzbaren Beyfalls nicht ganz unwürdig zu seyn. Ehe ich diese Nachricht schliesse, muß ich einige Worte mit gewissen Leuten reden, welche die Bescheidenheit der Verfasser der Bremischen Beyträge misbrauchen. Da unter den Aufsätzen in dieser Schrift keine Namen stehen: So meynen sie ein Recht zu haben, sich für die Verfertiger derselben auszugeben. Ich gönne ihnen dieses Vergnügen von Herzen. Ich muß ihnen aber im voraus sagen, daß ich sie vielleicht einmal in dem Genusse desselben stören werde; denn ich hoffe noch von den Herren Verfassern dieser Beyträge die Erlaubniß zu erhalten, daß ich ihre Namen bey dem Schlusse des ganzen Werks nennen darf. Leipzig, den 1sten des Christmonats 1746.

Verzeichniß
der
in diesem dritten Bande
enthaltnen Schriften.

Im ersten Stücke.

1. Freude der Geschöpfe über die Güte des Schöpfers nach Anleitung des 148. Psalms. Seite 3
2. Versuch eines deutschen Wörterbuchs. 8
3. Schreiben von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe an Herrn Conrad Arnold Schmidt. 40
4. Ajax Oileus. 45
4. Von der Art, wie man sich rächen soll. 48
6. Der sterbende Freygeist. 65
7. Schreiben an Chloen. 67
8. Die Moral. 73
9. An Herrn ** 75
10. Der Spiegel. 76
11. Einige Oden aus dem Anakreon. 77

Im zweyten Stücke.

1. Vorbericht zu der Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind. 83

An Bathyllen, an Nerinen
Buhlen itzt schon alle Mienen
Alle Züge des Gesichts;
Und doch fühlt das Herz noch nichts.
Zwar es fühlet vor den Jahren;
Müssen sie, mehr zu erfahren,
Auf, die Zukunft gleich versparen,
Weil noch der Verstand gebricht.
Wenn sie beide tändelnd scherzen,
Und einander streichelnd herzen,
Hüpfen schon die kleinen Herzen.
Kindheit schützt vor Liebe nicht.

Was beschützt wohl vor der Liebe?
Alcidor fühlt ihre Triebe,
Und sein Bundsgenoß, der Wein,
Soll ihr Ueberwinder seyn.
Trinkend wird er sein Betrüger,
Weil er, aus dem Weinglas klüger,
Wie er stammelnd jauchzt, als Sieger
Ihre Fesseln kühn zerbricht.
Doch er mag sie immer höhnen,
Plötzlich jagt ein schmachtend Sehnen
Von den Gläsern ihn zur Schönen.
Wein schützt selbst vor Liebe nicht.

Doris.

Vertraut saß einst auf ihren Matten
Des Abends Doris beym Elpin.
Und wen verführen nicht die Schatten?
Ihr Schäfer ward zuletzt zu kühn.
Sie stieß ihn ganz erzürnt zurücke,
Und droht, ihm nimmer zu verzeihn,
Und fieng, zur Strafe solcher Tücke,
Den Augenblick laut an zu schreyn.

Ihr Hylax, seine Pflicht zu zeigen,
Fiel den Elpin mit Bellen an.
Und Doris = = Doris hieß ihn schweigen
Hat Hylax denn nicht recht gethan?
Aus Furcht, die Mutter möcht es hören,
Schalt sie des treuen Hündchens That.
Und uns kann diese Vorsicht lehren,
Wie laut sie selbst geschrieen hat.

* * * * * * * * * * * * * * *

Ein Trinklied.

Der Ehre stolzer Glanz, den alle Welt beneidet,
Ist mir nur lächerlich.
Ich acht es nicht, wenn auch kein Fürst mich um sich leidet,
Ihr, Freunde, leidet mich.

Euch such ich täglich auf, mit euch theil ich mein Leben,
Wir dürfen uns erfreun,
Der Himmel, der uns liebt, hat uns nicht Gold gegeben,
Er giebt uns aber Wein.

Den Falschheitsvollen Hof wird stets die Freude meiden,
Die nur für uns gehört,
Der Wein so gar, der Wein, der Vater aller Freuden,
Wird dort in Gift verkehrt.

Aus Einfalt gab ich nie, dort angesehn zu werden,
Die güldne Freyheit hin.
Der Erden Könige sind Könige der Erden,
Und ich bin, was ich bin.

Nachricht des Herausgebers an das Publicum.

Man hat in dem Hamburgischen Correspondenten * gesagt, daß die Verfasser der Bremischen neuen Beyträge, an **den Schriften zum Vergnügen des Geistes**, welche Monatsschrift vor einiger Zeit in Hamburg ihren Anfang genommen hat, nebst andern muntern Köpfen arbeiteten. Da dieses nicht das erstemal ist, daß man uns Schriften zuschreibt, an welchen wir doch keinen Theil haben: So muß ich der Welt einmal sagen, daß man uns hiedurch mehr Ehre erweist, als wir verlangen. Ich will nicht läugnen, daß vielleicht einer oder der andre, welcher einige Aufsätze in den neuen Beyträgen hat, auch in andre Schriften einige Stücke verfertiget. Allein ich glaube nicht, daß man deswegen mit Rechte sagen kann, die Verfasser der neuen Beyträge arbeiteten an diesen Schriften. Wir lehnen indessen die Ehre, die Verfasser der Hamburgischen Monatsschrift zu seyn, nicht deswegen von uns ab, weil wir mit diesen Schriften zum Vergnügen des Geistes unzufrieden sind, sondern weil wir andern ihren Ruhm nicht entziehen wollen. Unsre Federn sind gar nicht so fruchtbar, und wenn wir die Geschicklichkeit besäßen, viel zu schreiben; So würden ja unsre Neuen Beyträge nicht so unordentlich und langsam

* S. des Hamburg. Correspondent. 170. Stück 1746.

langsam herauskommen. Wir bitten unsre Leser deswegen um Vergebung; wir hoffen sie aber auch bey denen sehr leicht zu erhalten, für welche wir eigentlich schreiben. Es sollte uns nicht schwer fallen, bey der Ausgabe unsrer Schriften die genauste Ordnung in der Zeit zu beobachten, wenn uns dieser Ruhm würdig genug schiene, einen andern darüber zu verlieren. Man wird aus dieser Erklärung sehen, daß wir uns niemals entschliessen werden, an einem andern Werke gemeinschaftlich zu arbeiten, so lange wir noch mit den Neuen Beyträgen zu thun haben. Ob wir diese bald oder spät schliessen werden, kann ich nicht sagen. So viel aber verspreche ich, unsern Richtern aufs neue, daß wir uns immer mehr und mehr bemühen wollen, ihres unschätzbaren Beyfalls nicht ganz unwürdig zu seyn. Ehe ich diese Nachricht schliesse, muß ich einige Worte mit gewissen Leuten reden, welche die Bescheidenheit der Verfasser der Bremischen Beyträge misbrauchen. Da unter den Aufsätzen in dieser Schrift keine Namen stehen: So meynen sie ein Recht zu haben, sich für die Verfertiger derselben auszugeben. Ich gönne ihnen dieses Vergnügen von Herzen. Ich muß ihnen aber im voraus sagen, daß ich sie vielleicht einmal in dem Genusse desselben stören werde; denn ich hoffe noch von den Herren Verfassern dieser Beyträge die Erlaubniß zu erhalten, daß ich ihre Namen bey dem Schlusse des ganzen Werks nennen darf. Leipzig, den 1sten des Christmonats 1746.

Ver-

Verzeichniß
der
in diesem dritten Bande
enthaltnen Schriften.

Im ersten Stücke.

1. Freude der Geschöpfe über die Güte des Schöpfers nach Anleitung des 148. Psalms. Seite 3
2. Versuch eines deutschen Wörterbuchs. 8
3. Schreiben von der Verschiedenheit der menschlichen Begriffe an Herrn Conrad Arnold Schmidt. 40
4. Ajax Oileus. 45
4. Von der Art, wie man sich rächen soll. 48
6. Der sterbende Freygeist. 65
7. Schreiben an Chloen. 67
8. Die Moral. 73
9. An Herrn ** 75
10. Der Spiegel. 76
11. Einige Oden aus dem Anakreon. 77

Im zweyten Stücke.

1. Vorbericht zu der Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind. 83

2. Die

Verzeichniß

2. Die Vortrefflichkeit der Dichter, die schwer zu lesen sind. 89
3. Beytrag zum deutschen Wörterbuche. 110
4. Wider die Wünsche der Menschen. 132
5. An Doris. 143
6. Zephyr. 146
7. Der Kürbiß und die Eichel. 150
8. An Herrn * * 155
9. Die bestrafte Unempfindlichkeit an Chloris, nach der 10. Ode aus dem 4. B. des Horaz. 157
10. Die Küsse. 158
11. Die Mutter und die Tochter. 159
12. An Chloen, nach der 23. Ode aus dem 1. B. der Oden des Horaz. 160

Im dritten Stücke.

1. Die Güte Gottes, nach Anleitung des 136. Psalms. 163
2. Die gewisse Hülfe Gottes, nach dem 43. Psalme. 173
3. Betrachtungen über die Großmuth. 175
4. Die Schmerzen der Liebe. 195
5. An Herrn G * * r. 204
6. Von den Beschwerden über die Einrichtung der Welt. 207
7. Der Eigennutz. 213

8. Der Tod nach des Horaz 14. Ode des 2. Buchs. 223
9. Der blandußische Quell. die 13. Ode des dritten Buchs aus dem Horaz. 226
10. An Herrn R * * cke. 227
11. An Amorn. 234
12. Gebrauch der Schönheit an Phyllis. 234
13. Die ungeküßten Schönen. 235
14. Die Runzeln. 236
15. Mein Geschmack. 236
16. Der Geschmack andrer. 288

Im vierten Stücke.

1. Schreiben über die Zärtlichkeit in der Freundschaft an Herrn L * * 243
2. Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen. 255
3. Der Erlöser. 292
4. Von den Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens. 315

Im fünften und sechsten Stücke.

1. Das Loos in der Lotterie, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 323
2. Das traurige Leben ohne Freundschaft. 473
3. Unterricht für die Spröden. 477

Verzeichniß

4. Die Wahl. 479
5. Schreiben an den Herrn von Hagedorn, über den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben. 481
6. Schreiben an Herrn G ** r. 494
7. Der Phönix. 499
8. Die Macht der Liebe. 505
9. Doris. 505
10. Ein Trinklied. 506
11. Nachricht des Herausgebers an das Publicum. 507

551846

~~I I 5 (French)~~

Aoch[illegible] (3)